germ. Album
k
– 1873, 1/2

P. o. germ. 19 h

Günther's
Bibliothek deutscher Original-Romane.

Herausgegeben
unter
Betheiligung der erſten Schriftſteller Deutſchlands.

XXVIII. Jahrgang. 1. Band.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleoniſchen Zeit

von

Karl Frenzel.

Erſter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1873.

208 D

☞ **Es wird gebeten, die innere Seite zu beachten.**

In unterzeichnetem Verlage erſcheint und werden in allen Buchhandlungen des In= und Auslandes Beſtellungen darauf angenommen:

Günther's

Bibliothek deutſcher Original-Romane.

Herausgegeben unter

Betheiligung der erſten Schriftſteller Deutſchlands.

1873. **Achtundzwanzigſter Jahrgang.** 1873.

24 Bände Octavformat von je 12 bis 15 Druckbogen in eleganter Ausſtattung.

Subſcriptionspreis pro Band — 10 Neugroſchen.

Wenn die Verlagshandlung bei Eröffnung dieſes neuen, des achtundzwanzigſten Jahrganges bittet, die gleiche Gunſt, welche ſeinen Vorgängern in ſo überaus reichlichem Maße zu Theil wurde, auch auf den neuen Jahrgang zu übertragen, ſo gibt ſie ihrerſeits die Verſicherung, daß, getreu dem von Anbeginn aufgeſtellten Principe,

für den billigſten Preis das Beſte zu liefern,

auch dieſer neue Jahrgang von **Günther's Roman=Bibliothek** fortfahren wird, die beſten Werke unſerer beliebteſten deutſchen Schriftſteller, wie

Robert Byr, C. Creſſieux, Karl Frenzel, Julius Grosse, Friedrich Gerſtäcker, Lucian Herbert, Charles Sealsfield, Sacher-Maſoch, Johannes Scherr und Herman Schmid

Günther's

Bibliothek deutſcher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der erſten Schriftſteller Deutſchlands.

XXVIII. Jahrgang. 1. Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleoniſchen Zeit

von

Karl Frenzel.

Erſter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1873.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erſtes Kapitel.

Ein ſchöner milder Octobertag neigte ſich bei klarem, wolkenloſem Himmel zum Abend. Wie vom Widerſchein eines großen Feuers ſchimmerte im Sonnenuntergang der kahle, faſt von jedem Baumwuchs entblößte Marmorfelſen des Traunſteins am jenſeitigen Ufer des See's. Aus den hohen Fenſtern des Schloſſes, die zum Theil offen ſtanden, gab es ein prächtiges Schauſpiel auf die Landſchaft. In mäßig anſteigenden und ſich wieder ſenkenden Hügelwellen zog ſich von der Höhe, auf der das Schloß lag, mit Feldern und Wäldern, mit einzeln ſtehenden Häuſern und kleinen Ortſchaften das Land ſanft niederwärts nach Gmunden und Altmünſter hin, wo der See vielfache binſenumbüſchte Einſchnitte und Buchten bildet.

Während drüben auf der Oſtſeite hohe und ſchroffe

Felſen bis hart an das Waſſer treten, gleicht das Weſtufer des See's von dem Städtchen Gmunden bis nach Traunkirchen einem in Terraſſen abfallenden Parke. Auf der Mitte des Weges, zwiſchen dem Traun- und dem Atterſee, zwiſchen Gmunden und Schörfling gelegen, richtete ſich die vordere Front des Schloſſes gen Morgen; ihm gleichſam zu Füßen dehnte ſich die Landſchaft aus, ſchimmerte grüngoldig die gewaltige Waſſermaſſe wie in einer ungeheuren Steinſchale. Im Süden ſpringt bei Traunkirchen ein Fels — ein Kirchlein krönt inmitten einer Baumgruppe, ein feierliches und rührendes Wahrzeichen, ſeine Spitze — weit in den See vor und theilt ihn in zwei ungleiche Hälften: breiter, mannichfaltiger durch die wechſelnde Geſtaltung der Ufer, ſchön geſchwungener in ihren Linien, freundlicher iſt die untere; die obere, nach Ebenſee zu, liegt finſter in einem engen, düſtern Felsthal, durch das nur ſchmale Pfade ſich mühſam winden und dem das Höllengebirge im Süden mit ſeinen ſteil und ſchauerlich aufragenden Gipfeln den ſtimmungsvollſten Hintergrund gibt.

Von den Damen, die an den Fenſtern des Saales in bunten Feſtkleidern ſtanden, betrachtete indeſſen nur die Eine das Landſchaftsbild, das ſich doppelt großartig und ergreifend im Frieden des Abends, in den Farben des Herbſtes, vor ihren Augen entrollte. Sie war auf den kleinen Balkon hinausgeſchritten, der, vor dem mittelſten Glasthürfenſter angebracht, ihr noch eine freiere Umſicht gewährte. Dabei winkte ſie wie die übrige Geſellſchaft mit ihrem Taſchentuche, ohne daß ihre Seele das Geringſte von dieſer Bewegung zu wiſſen ſchien. Die Anderen lachten, jubelten, Namen wurden gerufen, Scherze ausgetheilt.

Dies Grüßen galt den im Schloßhofe verſammelten Herren. Da ſtampften die Pferde, da klang noch zuweilen lockend ein Jagdhorn, bellend und heulend ſprangen die Hunde um den Wagen mit dem erbeuteten Wild. Die Taſchen wurden geleert, die Flinten von den Schultern genommen, hier und dort ein letzter Schuß herausgezogen; die Diener leiſteten überall hilfreiche Hand. Am Thore beſprachen ſich leiſe die Jäger über die beſten Schüſſe, die gethan worden waren; die Herren tauſchten ihre Bemerkungen über die Schnelligkeit ihrer Pferde, die Gewandtheit ihrer Hunde, die wunderlichen Launen des Glückes im Kriege wie auf der Jagd aus. Der Eine lockte ſchmeichelnd den ſchlanken Windhund herbei und kraute ihm den Kopf, ein Anderer ſchlug gelangweilt mit der Reitpeitſche gegen die Stulpſtiefel und erwartete ungeduldig den Aufbruch in das Haus, um ſich an reichbeſetzter Tafel und bei wohlgefüllten Flaſchenkörben von allen Anſtrengungen des Tages auszuruhen und zu erholen. Die Jüngeren grüßten nach den Fenſtern hinauf und riefen, ſo gut es bei dem allgemeinen Lärm und dem Stimmengebrauſe gehen wollte, den Damen ihre Huldigungen zu.

In dieſem Gewirr fielen zwei Männer durch den Gegenſatz ihrer Ruhe und gemeſſenen Haltung gegenüber der Haſt, Geſchäftigkeit und Geſchwätzigkeit der Uebrigen auf. In der Mitte des Hofes ſtehend, überragte der Eine, eine kräftige ritterliche Geſtalt, die Anderen alle; eben hatte er die Büchſe dem Diener gegeben und kurz und beſtimmt ſeine Befehle ertheilt. Den Hut mit der Auerhahnfeder, den er, die Damen begrüßend, vom Haupt genommen, hielt er noch in der Hand. Ein Zug der Güte und des Wohlwollens um ſeinen Mund milderte ein wenig den ſtrengen Ausdruck ſeines ſtarken, gebräunten Geſichtes und den ſtolzen Blick ſeiner ſtahlblauen Augen. Unter dem kurzgeſchnittenen, blonden, hier und dort ſchon in's Graue ſpielenden Haar trat die Stirne in mächtiger Wölbung breit hervor. Hart unter dem linken Auge lief ihm eine tiefe Narbe über die Wange: die Spur eines feindlichen Säbelhiebes. Ebenſo kräftig wie die Stirn war das Kinn entwickelt, nur der Mund erſchien für das Ganze dieſes Antlitzes, in dem das Starke und Große vorherrſchte, zu klein und zu fein geſchnitten. In jeder

Bewegung prägte ſich mit einer bewußten Entſchiedenheit der geborene Edelmann aus, der nicht nur ſeines Ranges, ſondern auch ſeiner ſelbſt ſicher iſt und in ſeiner vornehmen Weiſe eine unſichtbare, ſchützende Schranke zwiſchen ſich und der übrigen Welt beſitzt.

Seinen kurzen, grünen Jagdrock mit goldenen Knöpfen trug er offen, eine ſchwarze Cravatte fiel in zwei langen Zipfeln auf die geſtickte ſeidene Weſte; in den Stiefeln von weichem, braunen Leder, die ihm faſt bis zu den Knien hinaufreichten, ſteckten die weißen Lederhoſen.

Gelaſſen überſchaute er den Schloßhof. Zuweilen nickte er Dieſem oder Jenem zu und ſprach ein einſilbiges Wort; ſein ganzes Weſen und das Benehmen der Dienerſchaft gegen ihn verrieth in unbedeutenden und doch untrüglichen Zeichen, daß er auf dieſem Boden der Herr ſei.

Daß er noch im Hofe zögerte, ſtatt ſeine Gäſte in's Haus zu geleiten, erklärte ſich durch den ungeduldigen Ausruf eines der Herren, den der Hunger, nach ſeiner umfangreichen Körperlichkeit zu ſchließen, am empfindlichſten plagen mußte:

„Wo bleibt nur der Marquis?“

„Was hat nur der lange Puchheim vor?“ ſetzte ſchwer athmend ein Anderer hinzu. „Er hat doch ſonſt den ſtärkſten Durſt.“

Der Schloßherr erwiderte Nichts, obwohl Frage und Klage ſich halbwegs auch an ihn richteten, und blickte unverwandt durch das weit geöffnete Thor auf die von Kaſtanienbäumen eingefaßte Straße, die in ſanfter Steigung den Hügel hinaufgeführt war.

Noch regungsloſer und theilnahmsloſer, als er, ſaß auf der Steinbank in einer Wandniſche dicht am Haupteingange in das Schloß ein Capuziner, die Hände gefaltet, ſeinen Bettelſack neben ſich. Meiſt hielt er ſeinen Kopf auf die Bruſt herabgeſenkt, ſo daß im eigenthümlichen Widerſpiel nur ſein kahler, glänzender Scheitel und ſein langer rother Bart ſichtbar wurden. War er im Gebet und in andächtiger Betrachtung begriffen, oder im Halbſchlummer eingenickt? In keinem Falle ſtörte ihn das Geräuſch der Menſchen und Thiere umher; ſo laut es war. Ein- und ein anderes Mal erhob er das Geſicht, ein echtes ſcharfgeſchnittenes Fuchsgeſicht, das ſich trotz vieljähriger Uebung nicht recht in den Schleier von Demuth und Stumpfſinn, wie ſie ſich für einen Capuziner ſchicken, einhüllen konnte.

Gerade als er jetzt wieder aufſah, mit ſchläfrigen Augen unter den buſchigen Wimpern hervorlugend, wendete der Mann im grünen Jagdrocke ſich halb zur Seite nach dem Schloſſe hin, und ſein Blick begegnete dem des Mönches. Der Capuziner griff nach ſeinem

Roſenkranze, der von dem Gürtel herabhing, als wolle er eine Anzahl vergeſſener Ave's und Paternoſters raſch abbeten, ehe er ſich zum Heimgange nach ſeinem Kloſter in Gmunden anſchickte.

Leiſe, beinahe unmerklich neigte der Schloßherr das Haupt nach ihm hin.

Das Eine wie das Andere konnte zufällig und unabſichtlich ſein, und doch ſchien zwiſchen beiden Bewegungen ein Zuſammenhang zu beſtehen, als würde auf eine ſtumme Frage eine ſtumme Antwort gegeben. Schon aber hatte der Capuziner ſeine Augen blinzelnd wieder geſchloſſen und den ſo raſch erfaßten Roſenkranz fallen laſſen.

Der Edelmann ſchaute nach dem Thore und der Straße.

„Da ſind ſie“, ſagte er, die Hand ausſtreckend.

Ein leichter Jagdwagen rollte raſſelnd die ſchlecht gepflaſterte Straße einher.

Der lange Puchheim lenkte die beiden Apfelſchimmel, die tüchtig ausgriffen; der alte Marquis auf der Hinterbank mochte ein Unglück befürchten und bat ihn vergebens, langſamer zu fahren. Puchheim, der ſich an der Angſt ſeines Gefährten ergötzte, trieb im Gegentheil durch ſeinen Zuruf und ſein Peitſchengeknall die Thiere zu noch größerer Eile an. Es war, als gälte es einen

Wettſtreit, denn jetzt hinter, jetzt neben dem Wagen ſprengte dicht unter den Bäumen auf einem Rappen ein Reiter dahin und ſuchte ihm zuvor als Erſter an das Thor zu gelangen.

Lachend kamen die Herren ihnen entgegen.

Puchheim blieb Sieger, indem er mit einer geſchickten Schwenkung, die den Marquis hoch von ſeinem Sitze auffahren ließ, dem Reiter die Einfahrt verſperrte und unter lautem Beifall durch das Gitterthor in den Hof bog.

„Triumph! Triumph!“ riefen die Zuſchauer und ſchüttelten dem kühnen Wagenlenker, als er trotz ſeiner langen Beine behend von der Bank herabgeſprungen und die Zügel der Pferde den herbeilaufenden Stallknechten zugeworfen hatte, die Hände.

„Das heißt gefahren!“

„Immer im Sturmſchritt!“

„Als handelte es ſich darum, eine Batterie zu nehmen!“

„Achill und ſein Wagenlenker!“ lachte ein Anderer.

Mit ſolchen Reden umdrängten die Männer, alte und junge, die Angekommenen.

Der Marquis, ein feines Männchen mit geiſtvollem Ausdruck in dem durchfurchten Geſicht, trocknete ſich mit dem Tuche die Stirn, ſah auf ſein zerknittertes Jabot und mit einem Blicke, der immer wehmüthiger wurde, an ſeiner ganzen Figur hernieder: beſtäubte, beſchmutzte Kleider und Stiefel.

„Nie wieder mit Ihnen, Puchheim, nie wieder!“ ſagte er feierlich in einem halbgebrochenen Deutſch-Franzöſiſch, das ſeinem Ernſt eine ungewollte komiſche Färbung gab. „Mit ſechzig Jahren fängt man an, mit ſeinem Leben zu geizen; mein Leben gehört meinem König und“ — er lüftete grüßend den Hut nach den Frauen an den Fenſtern hinauf — „den Damen, aber nicht Ihnen, Puchheim, und Ihren verwünſchten Pferden.“

Mit unerſchütterlicher Gelaſſenheit hatte bei dem Jubelgeſchrei der Freunde und der Klage des Marquis der lange Puchheim aus ſeiner Hoſentaſche eine große altmodiſche Uhr im ſilbernen Gehäuſe gezogen.

„In weniger als zehn Minuten den Berg hinauf und immer ſteil an! Freuen Sie ſich, Herr Marquis von Gondreville, kein Kaiſer und kein König hat das bis jetzt fertig bekommen! Keiner, ſelbſt Napoleon nicht! Halloh, hui da, hui do!“

„Ja wol, halloh! Wenn Oeſterreichs Wagen ſo gefahren würde!“ rief Einer der Edelleute hitzig aus. „Aufwärts und immer aufwärts, durch alle Hinderniſſe ſiegreich hindurch, ſiegreich darüber hinweg — über die Revolution, über Napoleon!“

„Still doch, Auersperg! Keine Thorheiten!“ hieß es im Kreiſe. Beſonnen, beſonnen!“

Und wie von einer nämlichen Kraft bewegt und nach demſelben Punkte hingetrieben, richteten ſich die Augen Aller auf den Beſiegten im Wettkampf — den Reiter, der eine halbe Minute nach dem Wagen das Hofthor erreicht hatte. Er war dann, da ſeine Niederlage entſchieden, bedächtig von ſeinem Rappen geſtiegen, hatte das edle, ſchweißtriefende Thier eine Weile auf- und niedergeführt, ehe er es den Dienern übergab, darauf die Damen an den Fenſtern und beſonders die ſchöne Einſame auf dem Balcon gemuſtert und näherte ſich erſt jetzt den Anderen, die ſich um Puchheim und den Marquis drängten.

Sein ganzes Benehmen zeigte von großer Klugheit und Ruhe; er hatte den Sturm des Jubels vorüberbrauſen laſſen, ehe er ſich bemerklich machte Die Rechte ausgeſtreckt, kam er Puchheim entgegen; ſeine Bewegungen waren leicht, gewandt und anmuthig, ſein Gruß verbindlich, in keinem Zuge verrieth er Schmerz oder Verdruß über ſeine Beſiegung. Aber von Natur hatte ſein Geſicht einen ſchwermüthigen Ausdruck, und es erſchien jetzt mit ſeinen dunklen Augen, in ſeiner tiefgebräunten

Farbe, die, wenn es ein Abendſonnenſtrahl traf, wie Bronze ſchimmerte, noch um ſo anziehender: eine Erſcheinung, an der Niemand vorüberging, ohne ſich noch einmal nach ihr umzuſehen.

„Nichts für ungut, Herr Ritter Zambelli“, rief Puchheim und ergriff die dargebotene Rechte des jungen Mannes, ihm jedes Wort abſchneidend. „Im Kriege wie im Spiele iſt das Glück eine wetterwendiſche Dirne, heute mir, morgen Dir! Sie werden mir’s heimzahlen, Sie werden!“

„Entſchiede im Kampfe nur die Geſchicklichkeit,“ entgegnete mit höflichem Verneigen rings in die Runde der Angeredete, „ſo würde ich mich wohl gehütet haben, mit dem Baron von Puchheim um die Wette zu jagen. Daß Sie von uns Beiden der beſſere — wie ſag’ ich nur? — ein Centaur ohnegleichen ſind, wußte ich längſt, nun habe ich zu meiner Beſchämung auch erfahren, daß Sie trefflichere Pferde haben als ich.“

Der junge Mann hatte in tadelloſem Deutſch, wenn auch mit einem unverkennbaren wälſchen Anklang geſprochen, mit einer tiefen, angenehmen Stimme.

Während die Aufmerkſamkeit Aller auf ihn gewendet war und ſeine Bemerkung über Puchheim’s Pferde hier Zuſtimmung, dort Widerſpruch fand und bald ein lebhaftes Geſpräch über einen Gegenſtand hervorrief, der dieſer Geſellſchaft ſo mächtig am Herzen lag, hatte der Schloßherr mit ſchneller Wendung einige Schritte zu dem Capuziner gethan; er ſchien nur einen Blick durch die weitgeöffneten Thüren in die untere Halle des Hauſes zu thun, ob dort Alles in der gewünſchten Ordnung ſei.

„Steckt die Wandlichter an“, hörte man ihn laut zu den Dienern ſagen; „ehe wir hinaufgehen, dunkelt es bereits.“

So dicht ſtand er bei dem Mönche, daß ihre Kleider ſich faſt berührten, und er ihn mit ſeinem ganzen Leibe deckte.

„Iſt er abgereiſt?“ fragte er leiſe.

„Heute in der Frühe; er iſt wohl ſchon über Vöcklabruck hinaus“, antwortete eintönig, als ſpräche er ein Ave Maria, der Capuziner.

„Und der“, hier zeigte der Schloßherr mit dem Finger hinter ſich, „hat ihn nicht geſehen?“

Es wäre für jeden Uneingeweihten unmöglich geweſen, die Richtung dieſes Fingerzeiges genau zu beſtimmen und zu errathen, wem er galt, aber der Mönch erwiderte:

„Nein, außer uns Kloſterleuten hat ihn in Gmunden Niemand geſehen. Der war bald nach Tagesanbruch auf Lambach zu geritten.“

„Nach Lambach? Was hatte er dort zu ſuchen?"

Einer der Diener ging in ihrer Nähe vorüber und der Schloßherr ſagte laut:

„Ihr bleibt doch noch eine Weile, Pater Marcellus? Ein Glas Wein für die Wanderung hinab werdet Ihr nicht verſchmähen; übrigens haben wir Vollmond."

„Ich habe Urlaub, die Nacht außerhalb des Kloſters zuzubringen."

Nun war der Diener weiter gegangen. Der Herr fiel wieder in ſeinen leiſen Ton:

„Martin Teimer aus Klagenfurt iſt oben im im Schloſſe. Ihr müßt ihn ſprechen, er war in Tirol. Es gährt im Volke; ein heimliches Feuer glüht von Thal zu Thal, noch unter der Aſche. Blaſt, blaſt, damit es in die Höhe ſchlage und dieſen Lucifer verſchlinge."

„In die Hölle zurück, aus der er geſtiegen", ſetzte der Capuziner in ſeiner ſingenden Weiſe hinzu.

Damit ſchritt der Schloßherr wie ein ſorgſamer Wirth, der ſeine letzten Anordnungen getroffen hat, wieder zu ſeinen Gäſten und der Mönch fiel auf's Neue in die Arme einer dumpfen Schlafſucht.

„Mir will es ſcheinen, ihr Herren", ſagte jener heiter, „als hätten wir nun lange genug im Hofe gezögert; Alle ſind herein, ſelbſt der Ritter Zambelli, der uns während der ganzen Jagd im Stich gelaſſen hat. Ich hoffe, er macht ſein Verſäumniß bei Tiſche wieder gut; ein geiſtreicher Geſellſchafter iſt im Speiſeſaal noch mehr werth, als ein ſicherer Schütze im Walde. Die Damen ſind auch ſchon ungeduldig geworden und haben die Fenſter verlaſſen — Alle, bis auf meine Nichte Antoinette. Eine kleine Schwärmerin, die den Aufgang des Mondes über dem See erwarten will. Bringt ſie auf andere Gedanken, ihr jungen Leute! Wenn wir noch jung wären, Liechtenſtein, nicht wahr? Ach, was iſt die Jugend hölzern und nüchtern geworden!"

„Ja, ja, zu Tiſch! Zu den Damen!"

„Wolfsegg, wehe Deinen Flaſchen, ich habe einen Wolfshunger!"

Es war Puchheim, der ſich in dieſem Witz verſuchte. Ein allgemeines Gelächter belohnte ihn.

Paarweiſe, Arm in Arm geſchlungen, traten die Einen, Andere einzeln in's Schloß. Dieſe ſtürmten lärmend die ſteinerne Treppe hinauf, Jene verweilten ſtillſtehend, ſich umſchauend, mit einander redend in der Halle; auf den Stufen aber war Alles in Bewegung. Oben im Saale ſchloſſen die Diener die Fenſter, die Glaskronen ſtrahlten im Lichte der Wachskerzen, und weit hinaus in die abendliche, graubläuliche Dämmerung ſchimmerte der Widerſchein.

Die letzten im Zuge waren der Schloßherr und der junge Mann mit dem bronzefarbenen Geſicht.

Was der Eine an männlicher Kraft und Stärke beſaß, erſetzte der Andere durch jugendliche Beweglichkeit und Friſche. Die blauen Augen des Deutſchen hatten einen feſten, ſtolzen Blick, in den ſchwarzen des Wälſchen funkelte es zuweilen unruhig und unheimlich auf; als der Aeltere geſtattete ſich Wolfsegg in ſeinen Bewegungen eine größere Freiheit, Zambelli hielt ſich gemeſſener, entgegenkommender und geſchmeidiger.

„Vielmals, Herr Graf, bitte ich Sie um Entſchuldigung,“ ſprach er, „daß ich trotz meines Verſprechens auf dem Sammelplatze bei der Dohlenmühle gefehlt habe. Der Bote, den ich von Gmunden zum Schloſſe hinaufſchickte, hat ſich verſpätet und Sie nicht mehr angetroffen. Sie waren ſchon in den Wald hinausgeritten. Wenn ich nicht aus Allem, was ich hier gewahre, den Schluß ziehen müßte, daß Sie, Herr Graf, die politiſchen Geſchäfte und Neigungen draußen gelaſſen haben, *um* unbeläſtigt die Freuden des Landlebens zu genießen, ſo dürfte ich vielleicht eher auf Vergebung meines Fehlers rechnen“.

„Sie iſt Ihnen im Voraus gewiß, um ſo gewiſſer, da ich hier wie in Wien gern von Weltdingen reden höre. Froh, von jenen Geſchäften ferne zu ſein und ſtill an meinem Herde zu leben, und doch angezogen von dem Großen und Schrecklichen, das ſich draußen abſpielt. Sie lächeln? Nun ja, es mag ein gutes Stück Selbſtſucht darin ſtecken; ich habe etwas von einem Strandbewohner, der mit ſchaurigem Vergnügen im Meeresſturme die gewaltigen Schiffe ſcheitern ſieht. Haben Sie Neuigkeiten aus Wien oder gar aus Paris erfahren?“

„Noch beſſere — beſſer, weil ſie Ihre Theilnahme in erhöhterem Grade feſſeln werden. Ich war heute Morgens in Lambach . . .“

„In Lambach,“ wiederholte der Graf. Sie ſchritten an dem dumpf ſchnarchenden Capuziner vorüber und ſtanden eine Weile in der Halle unter der erleuchteten Glaskugel, die in der Mitte von der Decke herabhing, ſtill.

„Einer meiner Freunde — ich habe ihn am Hofe des Vicekönigs in Mailand kennen gelernt — reiſte von Wien nach Paris durch; er hatte mich von ſeiner Ankunft in Lambach benachrichtigen laſſen, und da er von Erfurt kam . . .“

„Von Erfurt? Er war bei der Zuſammenkunft Napoleon's und Alexander's?“

„Wenigſtens hat er die erſte Begegnung der beiden Kaiſer mit angeſehen. Napoleon ſendete ihn mit Depeſchen zum General Andreoſſy nach Wien, andere hatte er darauf nach Paris zur Kaiſerin Joſephine zu bringen. Sie entſchuldigen, Herr Graf, daß ich dem Drange, von einer Begebenheit, die ganz Europa in Aufregung, Bewunderung und Furcht verſetzt, mehr Wahrheit zu erfahren, als das Gerücht erdichtend erzählt, nicht widerſtehen konnte.“

„Und eine Jagd eben Jagd ſein ließen? Vollkommen, Herr Ritter! Wo es ſich um Cäſar und Alexander handelt, wer wird einem Hirſch nachlaufen? Sie ſteigen raſch, junger Mann, raſch! Einen Freund in der unmittelbaren Umgebung des franzöſiſchen Kaiſers zu haben, das iſt eine Glückskarte. Nur vorwärts, Herr Ritter! Nec aspera terrent! Aber brauche ich Ihnen den Spruch zuzurufen?“

Die Blicke beider Männer trafen ſich; der des Wälſchen hatte das Gefunkel des Blitzes, die blauen Augen des Grafen glänzten ruhig.

„Mein Herz“, ſagte dann Zambelli und legte die Hand wie betheuernd auf daſſelbe, „zieht mich nicht auf die Seite des Imperators. Ich bin ein geborener Unterthan des Hauſes Habsburg und hoffe lebend und ſterbend ein guter Oeſterreicher zu ſein und zu bleiben.“

„Amen!“ entgegnete der Graf feierlich. „Aber wohin ſind wir gerathen? Welches Gift entnehmen Sie meinen Worten? Iſt unſer Kaiſer nicht im beſten Frieden und Einverſtändniß mit dem größten Manne des Jahrhunderts? Iſt es eine Schande, einem Helden zu dienen? Einem Helden, dem wie einem zweiten Alexander überall Goldſtücke und Fürſtenkronen aus der Taſche fallen? Zu den Damen, Herr Ritter! Dieſen Abend ſchießen Sie bei denſelben den Vogel ab. Sie können von Erfurt erzählen, von den Feſtlichkeiten und Theater-Vorſtellungen dort. Bis in unſere Einöde iſt noch keine Kunde von dieſen kaiſerlichen Tagen gedrungen, keine! Wahrhaftig, es iſt wie ein Märchen aus Tauſend und Einer Nacht."

„Sie vergeſſen, daß ich nicht dabei geweſen bin und nur ungeſchickt und bruchſtückweiſe berichten kann, was ein Glücklicherer, der noch ganz trunken davon war, mit eigenen Augen angeſchaut hat."

„So malen Sie aus der Phantaſie! Die beiden mächtigſten Monarchen vereint bei Feſt und Spiel, bei glänzenden Aufzügen, um ſie ein Gefolge von Königen. Die kühnſte Dichtung lahmt hier der Wirklichkeit nach. Ich freue mich ſchon auf Ihre Schilderungen, Herr Ritter. Wir müſſen Ihnen dankbar ſein, daß Sie unſere Jagd verſäumt haben. Nachrichten aus Erfurt! Das iſt ein Nachtiſch!"

Während ſie, als müßten ſie die durch ihr längeres Verweilen verlorene Zeit wieder einholen, ſchneller die Wendeltreppe hinaufeilten und alle Kerzen im Saale angezündet worden waren, hatte die Dunkelheit den ganzen Hof erfüllt.

Tiefe Stille herrſchte in dem weiten, noch eben von ſo lautem und fröhlichem Lärme widerhallenden Raume. Pferde und Hunde waren zur Ruhe, die Wagen unter Dach gebracht.

Sorglich, obgleich kein Ueberfall zu befürchten, hatte der Hausmeiſter das Gitterthor in der ſtarken, moos- und epheuüberwachſenen Steinmauer, die das Schloß mit einem Theil ſeiner Nebengebäude und den Garten ſchützend umgab, verriegelt und verſchloſſen. Je finſterer und ſtiller es unten, um ſo heller und luſtiger wurde es oben. Ueber den Gipfel des Traunſteins kam der Mond herauf, zuerſt nur ein ſchmaler, matt glänzender Bogen, der einen lichten Schein um ſich verbreitete und gegen Süden hin die Ränder der dunklen, auf den Höhen des Höllengebirges wie ein Heer rieſiger Schatten hingelagerten Wolken verſilberte.

Höher hinaufſteigend flimmerte das Mondlicht um die Giebel des Schloſſes und umfloß die ſchlanke Mädchengeſtalt auf dem Balcon, daß ſie in ihrem weißſeidenen Kleide einer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Lichterſcheinung glich. Jetzt mochte innerhalb des Saales ihr Name gerufen werden, denn ſie wendete das Antlitz zurück. Eine ältere Frau zeigte ſich auf der Schwelle der Glasthür und winkte ihr, hereinzutreten.

Als das Mädchen dem Winke gefolgt war und den Altan verlaſſen hatte, erklang eine Glocke; ſie rief den Theil der Dienerſchaft, der nicht zur Aufwartung im Saale bei den Herrſchaften nöthig war, zum Abendbrod in das große, nach dem Garten gelegene Zimmer neben der Küche.

Auch der Capuziner erhob ſich bei dieſem Geläut von der Bank, mit munteren Augen umherſpähend, um den breiten Mund ein verſchmitztes Lächeln, und ſtrich mit der knöchernen, harten Hand den rothen Bart hinunter. Er wußte, wohin die Klänge riefen, und empfand ein unwiderſtehliches Bedürfniß, ihrem freundlichen Gebot zu gehorchen.

Die Jäger, die Kutſcher, die Stallknechte ſchritten durch die Halle; er wollte ſich ihnen anſchließen, als ein älterer Mann, ganz in Schwarz gekleidet, dem die Anderen mit einer gewiſſen Unterwürfigkeit begegneten, ihm die Hand auf die Schulter legte:

„Nicht da hinein, Bruder Marcellus, Ihr geht mit mir in's Hinterſtübchen; wir ſtechen ein Fläſchchen aus, eine Flaſche vom Tiroler Rothen.“

„Ihr kennt meinen Geſchmack, Gevatter“, ſchnalzte der Bettelmönch mit der Zunge. „Ihr kennt ihn, als ob es Euer eigener wäre. Das Laufen macht die Beine, das Beten die Zunge müde, aber der Wein friſcht beide auf.“

„Teimer iſt drinnen“, fuhr der Alte leiſer fort; „er hat den Sandwirth im Paſſeyer geſprochen. Gott erbarm's! Es ſteht jämmerlich um's Land Tirol! Wirthſchaften die Baiern darin, ärger wie die Türken!“

„Wenn nur der Wein gut bleibt“, meinte der Capuziner und kraute in ſeinem Barte. „Was man ſo die Welt nennt, ſeht, Gevatter, das iſt ſchon längſt aus den Fugen. Kaiſer und Könige, Prinzen und Ritter, Bürger und Bauern, Alles iſt durcheinander geſchüttelt, kopfunten, kopfoben oder wohl gar kopfab. Die Welt iſt ein ungeheurer Keſſel, in dem der Satan einen Hirſebrei kocht; er rührt und rührt darin herum, daß es überfließt; bald fließt Feuer und Menſchenblut, bald aber auch pures Gold über den Rand; ſeine Kelle iſt ein furchtbares Schwert, und um die Flammen unter dem Keſſel zu nähren, wirft er Dörfer, ja ganze Städte hinein. Er braucht Holz, aber bis zu den Weinbergen iſt er noch nicht gekommen, das iſt mein Troſt!“

„Mir iſt ſchwer im Gemüth“, ſagte der Andere darauf. „Ihr nehmt's leichter.“

„Ich bin ein armer Sohn St. Francisci und meine einzige Bürde iſt mein Sack. Den laſſe ich draußen. Kinder“, er wendete ſich zu den Dienern und Mägden, „daß ihr mir nichts ſtehlt! So viel Sterne, ſo viel Augen am Himmel, die Alles ſehen. Wenn Ihr die Aepfelbäume plündert und wenn Ihr Euch küßt! Allein was könnt Ihr dafür? Warum ſeid Ihr hungrig und verliebt geſchaffen worden? Hm, das iſt eine Nuß zu knacken, das iſt eine Nuß!“

Lachend gingen die Anderen mitten durch die Halle.

Der Capuziner bog mit ſeinem Führer in einen Korridor linker Hand ein. Hier war es dunkel und eng; der Alte, der mit den Gelegenheiten und Gängen des Hauſes ſo bekannt war wie mit den Linien ſeiner Hand, ſchritt ſicher aus, der Mönch ſtolperte hinterdrein.

„Fallt nicht“, warnte der Diener, „es ſteckt Unglück in der Luft.“

„Seid doch kein Narr. Der Wälſche hat's Euch angethan. Er hat einen böſen Blick, aber ſeht quer, wenn er auf Euch ſchaut, dann ſchadet er Euch nichts.“

„Er iſt nicht umſonſt gekommen, urplötzlich, wie der Blitz bei heiterem Himmel in ein Haus ſchlägt. Das hat was zu bedeuten.“

„Euch hängt man nicht, Gevatter, Euch nicht!

Laßt es ruhig blitzen und geht drunter weg. Und was die Herren anbetrifft — Hals iſt Hals und Jeder hat nur einen; ſorge darum Jeder für den ſeinen.“

Darüber hatte der Alte die Thür ſeines Gemaches erreicht, öffnete ſie und hieß den Mönch eintreten. Der Tiſch war gedeckt, eine Lampe brannte darauf und beſchien verlockend die Speiſen und die Flaſchen, Teller und Gläſer.

„Erſt das Eſſen“, ſagte Marcellus und lüftete den Strick, „dann die Politik.“

Und wie im Erdgeſchoß, ſo verſtummte auch im Speiſeſaal oben auf eine längere Friſt jedes ernſter Geſpräch, hier wie dort war Nichts vernehmlich, als das fröhliche Klappern mit Meſſern und Gabeln, das Klingen der Gläſer, das eilige Laufen der Diener, welche Flaſchen und Schüſſeln hinauf- und hinabe trugen.

So wie heute, ging es ſchon eine Reihe ſchöner Tage, ſeit dem Anfange des Octobermonats, heiter und vergnüglich in dieſem Hauſe her. Seit dem traurigen Jahre der Auſterlitzſchlacht, die den Herzen aller echten Oeſterreicher eine noch nicht vernarbte Wunde geſchlagen, war es das erſte Mal, daß der Graf Ulrich Wolfsegg ſein Schloß, das wegen ſeiner Geräumigkeit und prächtigen Ausſtattung, in ſeiner herrlichen

Lage zwiſchen den beiden Seeen, im Kranze ſeiner Waldberge, kaum eine Sehnſucht nach einem anderen Sommer- und Herbſtaufenthalte in der Seele ſeines Beſitzers hätte aufſteigen laſſen ſollen, wieder beſuchte.

Bis dahin war es geweſen, als hätte ihn eine Erinnerung ferngehalten. Denn die alten Diener wußten von der Vorliebe des Herren gerade für dies Schloß ſo viel zu erzählen, daß ſie ſich ſeine plötzliche Abneigung nicht anders erklären konnten. An jenem zweiten December 1805 war aber in dieſem Schloſſe der Vater des Grafen, Anton Wolfsegg, hoch bei Jahren, in den Armen ſeines Sohnes und ſeiner Tochter, — drei andere Kinder hatten vor ihm das Zeitliche geſegnet — nach ſchwerem Todeskampfe geſtorben. Unter der Dienerſchaft lief die Sage, daß der Alte ſterbend auf das ferne Schlachtfeld in Mähren, wo zu derſelben Stunde der Kampf wüthete, im Geiſte entrückt worden ſei und den unheilvollen Ausgang des Tages prophezeit habe. Seit jenen Geſchichten hatte Graf Ulrich das Schloß gemieden, und der Hausverwalter, der jetzt mit dem Pater und dem Tabaksverkäufer Teimer aus Klagenfurt „den rothen Tiroler“ prüfte, war nicht wenig erſtaunt geweſen, als er im Auguſt einen Brief erhalten: Alles hübſch ſauber in Stand zu ſetzen für Feſtlichkeiten, Jagden und Fremdenbeſuche.

Das war nach Kräften und Vermögen geſchehen und ebenſo hatte der Graf Wort gehalten. In einer Weiſe, daß der gute Haushofmeiſter bei all ſeiner Gewandtheit und Klugheit oft hundert Hände und hundert Augen zu haben wünſchte.

In dieſen zehn Tagen hatte es im Schloſſe ein beſtändiges Kommen und Gehen gegeben, von hohen und niederen Leuten. Nicht nur öſterreichiſche Herren, die nahen und fernen Verwandten, Nachbarn und Bekannten der Familie, auch Fremde aus fernen Ländern, Norddeutſche, Ruſſen und Engländer hatten die Gaſtfreundſchaft des Grafen in Anſpruch genommen. Einmal war ſogar der Erzherzog Johann aus Steiermark herübergekommen, eine Fahrt auf dem Atterſee mitzumachen.

Die Einen verweilten oft nur wenige Stunden, die Anderen blieben über Nacht und Tag. Aus ihnen und den Herrſchaften in der Umgegend, bis hinauf nach Lambach und Wels, nach Vöcklabruck und Wartenburg, bildete ſich der feſte Kern der Geſellſchaft im Hauſe; um ihn in ewiger Bewegung ein Getümmel von flüchtigen Beſuchern, die außer der Neugierde, das ſtattliche Schloß zu ſehen, oder um der Höflichkeit Genüge zu thun und den Grafen nicht zu kränken, kaum einen beſſern Grund ihres Kommens zu haben ſchienen.

Wohl lohnte die Gegend, das Haus, die prächtige Jagd einen Beſuch; denjenigen, welche nicht ſo leicht zu befriedigen waren und geiſtig anregende Genüſſe ſuchten, kam die Perſönlichkeit des Hausherrn zu Statten. Eine reichbeſetzte Tafel, ein Weinkeller, der ſeinesgleichen nur in der kaiſerlichen Hofburg finden ſollte, waren für Manche von unwiderſtehlicher Anziehungskraft; alle jüngeren Edelleute hatten ihr Herz, wenigſtens betheuerten ſie es, an des Grafen Nichte, die ſchöne und übermüthige Antoinette von Gondreville, verloren.

Nur Grübler, Narren oder Böswillige konnten ſich darum wegen des Zuſammenlaufes ſo vieler Fremden auf dem Schloſſe Seeburg mit Grillen plagen und hinter den Spazierfahrten, den fröhlichen Ausritten, den Gelagen, dem Umherſtreifen in Wäldern und Bergen Geheimniſſe wittern.

Und wiederum erklärte die Vereinigung ſo vieler reicher und vornehmer Herren das Zuſammenſtrömen geringerer Leute; dieſer brachte ſeine Diener, jener in ſeinem Gefolge einen bekannten guten Schützen aus ſeiner Gegend mit. Umherziehende Bettelmönche ſprachen ein, ſolch' günſtige Gelegenheit, Almoſen für ihr Kloſter zu ſammeln, begierig ausnützend. Unter dem Vorwande der Aushilfe hatten die oberen Diener des Hauſes den einen oder die anderen ihrer Verwandten eingeladen, aus den Ortſchaften am Traunſee kamen die Bewohner, die Herrſchaften und ihre Herrlichkeit ſtaunend anzugaffen. Weit umher war der Graf Ulrich wegen ſeiner Leutſeligkeit und Freigebigkeit beliebt; er hatte nie geduldet, daß ſeinen Gutsunterthanen von ſeinen Beamten hart und unbillig mitgeſpielt wurde; halbwegs galt er bei ſeinen Standesgenoſſen für einen Jacobiner. Diejenigen, die ihn beſſer kannten und tiefer in ſein Weſen und ſeine Grundſätze eindrangen, pflegten zu ſagen, daß er in den Anſichten Joſeph's II. groß geworden ſei und dieſelben trotz des entſcheidenden Umſchwunges in der Regierung, die unter dem Neffen Franz II. ächtete, was ſie unter dem Oheim Joſeph verehrt, nie verleugnet habe, noch je verleugnen werde.

Die Städter, die Dörfler, die Hauſirer und Waldleute verſtanden von dieſen feinen Unterſcheidungen nichts; ſie richteten den Grafen nach ſeinen Handlungen und ſeinem Benehmen. In beiden gefiel er ihnen, er war ſtreng und gerecht, wußte mit Jedem zu verkehren, ſprach, wenn es ihm paſſend dünkte, in derbſten Worten wie ſie, nahm Theil an ihren Freuden und Leiden; Alles in einer Weiſe, die ſie zutraulich machte und doch ſeinen Rang nicht beeinträchtigte.

In dieſer Feſtzeit nun übertraf er ſich ſelbſt. Die

Bitten, welche die Armen an ihn richteten, bewilligte er beinahe alle; den alten wohlhabenden Bauern ſchüttelte er die Hand; neulich war im Schloßhofe ein großes Tanzfeſt der Burſchen und Mädchen gefeiert, Speiſe und Trank in Hülle und Fülle ausgeſchenkt worden. Ja mehr noch, mit dem und jenem Manne, der in ſeiner Ortſchaft durch Vermögen oder klugen Sinn, durch ſein Gewerbe oder ſeine Geſchicklichkeit hervorragte, auf den die Uebrigen als ihren natürlichen Führer in Gefahren zu ſchauen ſich gewöhnt hatten, ſprach er von den Dingen, die weit draußen in der Welt, jenſeits der Berge, vorgegangen. Wie der Bonaparte einen neuen Krieg mit den Spaniern angefangen, ſchlichten Leuten, Bauern, Hirten und Jägern, wie ſie ſelbſt, und dabei gute katholiſche Chriſten; wie er den König, die Königin und die Prinzen liſtig in ſein Land gelockt und in ein feſtes Schloß geworfen habe; wie ſeine Soldaten das ſpaniſche Land verwüſtet, zertreten, zerſtampft, die Städte geplündert, die Kirchen geſchändet hätten; darüber wäre ein Aufſtand ausgebrochen über Berg und Thal, lichterloh, und die Franzoſen ſeien beſiegt worden, ihrer Zwanzigtauſend hätten ſich ſchimpflich den Bauern ergeben müſſen.

Er erzählte ſo lebendig, daß den Leuten, wie ſie ſagten, das Herz an die Rippen pochte, und ſetzte am

Schluſſe hinzu: wenn die Franzoſen wieder nach Oeſterreich kämen, was Gott und die Heiligen verhüten möchten, dann wüßte man doch, wie man ſie zu empfangen hätte, die Spanier hätten ein Beiſpiel gegeben.

Ihrerſeits trugen die Zuhörer, die über das Vernommene ebenſo aufgeregt waren, wie ſie ſich durch das Vertrauen des Grafen geehrt fühlten, dieſe Geſchichten in wunderlichſten Ausſchmückungen weiter; wie ein Blitz ſchlug es in alle dieſe ſchlichten uud einfachen Seelen: Bonaparte iſt geſchlagen!

Aber dieſe gelegentlichen Mittheilungen konnten das feſtliche Gepräge der Woche, die heitere Stimmung der Geſellſchaft nicht trüben. Wenn es hinter dem Allen ein Geheimniß gab, ſo lag es, wie der treue Hausverwalter verſicherte, mit jenem beſtimmten Tone, der ſeiner Sache ſicher iſt, brunnentief und gewöhnliche Augen würden es nicht gewahren.

Vielleicht ungewöhnliche Augen, wie ſie der Ritter Vittorio Zambelli, ein Wälſchtiroler aus der uralten Biſchofsſtadt Trient, beſaß. Hatte er nun in Wahrheit die Macht und Kunſt, den Menſchen und Dingen in's Innere zu ſchauen, oder war es nur das Mißtrauen, das der Graf gegen ihn hegte und ſeinen Gäſten einzuflößen wußte, — die Ankunft des Ritters hatte die Ungezwungenheit und Harmloſigkeit des Verkehrs geſtört. In die beſtehende allgemeine Harmonie war ein greller Mißklang gekommen. Sobald Zambelli erſchien, legte es ſich wie ein Schauer auf die Geſellſchaft. Und all ſeine Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, welche die Frauen beſtrickte und die jüngeren Männer anzog, vermochten dieſe Kälte nicht zu verbannen.

Die Wiſſenden — ſo nannte man ſcherzweiſe den engeren Kreis der Vertrauten um den Grafen — waren in des Ritters Gegenwart zurückhaltend, wortkarg, immer auf der Huth, als ob ſie auf gefährlichem Gebirgspfad wanderten, wo unerwartet ein Abgrund dicht vor ihnen aufgähnen könnte, und unterdrückten durch Winke und Mienen jeden Ausbruch der unvorſichtigeren Jugend. Niemand ſprach es aus, aber Alle empfanden den Bann: Vittorio Zambelli iſt ein franzöſiſcher Spion.

Zum Glück waren die wichtigſten Verabredungen ſchon getroffen, hatten die Perſonen, die der Ritter vermuthlich auf dem Schloſſe zu überraſchen gehofft, daſſelbe ſchon verlaſſen, als er vor drei Tagen von Wien kommend, im „goldenen Schiff“ zu Gmunden abgeſtiegen war. Ihn offen zurückzuweiſen, hätte der Klugheit ebenſo wie der Sitte widerſprochen. Der Ritter bewegte ſich in Wien mit der Freiheit und dem

Anſtande eines Edelmannes in allen erſten Häuſern; er war in den Abendgeſellſchaften des leitenden Miniſters, des Grafen Stadion, und bei dem ruſſiſchen Geſandten gleichwohl wie bei dem franzöſiſchen Geſandten gelitten; beinahe mit allen Gäſten Wolfsegg's hatte er engere oder loſere Verbindungen, mit manchen war er durch gemeinſame Abenteuer verknüpft; aus den Ballſälen, von Schlittenfahrten und Hausconcerten — Vittorio hatte eine viel bewunderte Tenorſtimme — kannten und ſchätzten ihn die Damen, von den Spieltiſchen her die Männer, die ſein Glück beneideten.

Ohne Aufſehen hätte darum der Graf den Ritter von keinem ſeiner Feſte ausſchließen können, und was würde auch damit gewonnen worden ſein, wenn Vittorio in Wirklichkeit war, wofür er gehalten wurde: ein verwegener und verſchlagener Diener des franzöſiſchen Imperators?

Gerade dadurch, daß Wolfsegg ihn an Allem, was im Schloſſe geſchah, theilnehmen ließ, täuſchte er ihn vielleicht am ſicherſten.

Wie immer, war auch an dieſem Abend der Ritter der belebende Mittelpunkt der Geſellſchaft geworden. Die langweiligen und eintönigen Jagdgeſchichten der anderen Herren verſtummten, als der Graf die Bemerkung hinwarf:

„Zu etwas Beſſerem! Ihr ermüdet ja die Ohren der Damen mit Euren Pferden und Hunden! Das Leben iſt freilich nur eine Jagd, Glücks- und Todesjagd, aber doch mit Unterſchied! Während wir einen armen Hirſch, oder wenn es hoch kommt, eine Gemſe jagen, theilt man in Erfurt auf einer Haſenjagd die Welt. Der Herr Ritter hat heute in der Frühe Nachrichten von dort erhalten. Wenn die Damen ſchön bitten, wird er nicht unbarmherzig ſein.“

Beſcheiden lehnte Vittorio jede Wichtigkeit, die ihm aus der Aeußerung Wolfsegg's angedichtet werden könnte, ab; der Adjutant des Kaiſers Napoleon, der über Wien nach Paris eile, ſei ſein Freund, in Mailand, am Hofe des Vicekönigs von Italien, habe er ihn kennen gelernt; ſein Verlangen, von einer Vereinigung, die ſo ganz den Zuſammenkünften und Beſprechungen des Cäſar und Pompejus, des Auguſtus und Antonius gliche, als ſie die römiſche Welt unter ſich getheilt, mehr zu erfahren, würde Jeder begreiflich finden, aber ihn auch zugleich entſchuldigen, wenn er die angeregte Neugierde nur ſehr oberflächlich bei einem ſo großartigen Stoffe befriedigen könne; er ſei nichts als eine der tauſend Trompeten des Gerüchtes.

Nachdem er ſo ſeine Stellung angedeutet und die günſtige Meinung der Hörer für die Wahrheit ſeiner

Mittheilungen gewonnen, berichtete er von der erſten Begrüßung Napoleon's und Alexander's.

Am Nachmittag des ſiebenundzwanzigſten September hätten ſich die beiden Imperatoren, der eine von Erfurt, der andere von Weimar her, auf der Mitte des Weges getroffen; geraume Zeit ſeien ſie abſeits von ihrem Gefolge nebeneinander zu Fuß einhergegangen und nach dieſem vertraulichem Geſpräche auf prächtig geſchirrten Pferden, an der kaiſerlichen Grenadiergarde vorüber, im Triumph in die feſtlich geſchmückte Stadt eingezogen. Um ſie ein zahlloſes Gefolge: die Rheinbundskönige von Sachſen und Weſtphalen, von Baiern und Württemberg, viele andere deutſche Fürſten, die franzöſiſchen Marſchälle, die ruſſiſchen Großen; von Nah und Fern ſei das Volk herbeigeſtrömt, die beiden Kaiſer zu ſehen und ihnen zu huldigen. Vor einem Parterre von Königen hätten die Schauſpieler des Theatre Français, den berühmten Talma an ihrer Spitze, geſpielt; am erſten Abend den „Cinna“ des Corneille. Bei der bekannten Stelle: „Soyons amis, Cinna“, hätten ſich die beiden Imperatoren, die nebeneinander auf rothſammtenen Armſtühlen mit goldenen Adlern auf den Lehnen geſeſſen, die Hände gedrückt.

In Vittorio war etwas von einem Maler, anſchaulich und wirkſam wußte er ein glänzendes Alfrescobild vor der lauſchenden Geſellſchaft zu entrollen. Er ſelbſt trat hinter ſeinem Gemälde ganz zurück und enthielt ſich jeglichen Urtheiles über die Hauptperſonen. Schon aus Achtung für die Dame, der er am Tiſche gegenüberſaß, und die gleichſam als Herrin des Hauſes betrachtet wurde.

Leopoldine Wolfsegg, die Marquiſe von Gondreville, war die um fünf Jahre ältere Schweſter Ulrich's und pflegte bei feierlichen Gelegenheiten im Hauſe ihres Bruders den Vorſitz zu führen. Eine treuere Anhängerin hatten die Kinder und Enkel Maria Thereſia's, eine erbittertere Feindin der Kaiſer Napoleon nicht. Im einundachtzigſten Jahre des vergangenen Jahrhunderts hatte ſie ihren Gemahl, einen Mann aus dem alten Adel Lothringens und der Champagne geheirathet; er war von der Königin Frankreichs Maria Antoinette mit einem Beileidsſchreiben wegen des Todes der Mutter zu ihrem Bruder, dem Kaiſer Joſeph II., geſendet worden. Die junge Frau folgte ihrem Gatten nach Paris und gehörte bald zu den innigſten Freundinnen der Königin; es gab für Maria Antoinette kein größeres Vergnügen, als mit Leopoldine von Oeſterreich und Wien zu plaudern. Die Tochter der Freundin, die ſie aus der Taufe hob, erhielt nach ihr den Namen Marie Antoinette.

Wie in den guten Tagen der Luſt, theilte die Marquiſe auch in den ſchlimmen die Sorgen und den Schmerz ihrer Königin. Um keinen Preis wollte ſie ſich von ihr trennen. Sie war an der Seite Maria Antoinettens in Verſailles, als die wüthende Schaar bacchantiſcher Weiber und Männer mit Piken, Beilen und Fackeln durch das goldene Gitter brach. Erſt zwei Wochen vor dem zehnten Auguſt 1792 ging ſie auf einen ausdrücklichen Befehl der hochherzigen Fürſtin, die ihre Freundin nicht in das Verderben mit ſich hinabreißen wollte, aus den Tuilerien.

Ausgeweint, glühend in Zorn und Rache gegen die fürchterlichen Menſchen, die nach ihrer Meinung allein die Schuld des greuelvollen Umſturzes in Frankreich trugen, kehrte ſie mit ihren beiden Kindern über Brüſſel zu ihrem alten Vater nach Oeſterreich zurück. Ihr Gemahl, der Marquis von Gondreville, diente im Heer der Emigranten unter dem Prinzen Condé, die an der Spitze der Preußen in Frankreich einfielen, Thron und Altar und ihre zerſtörten Schlöſſer wieder aufzurichten. Damit hatte das bewegte Leben Leopoldinens geendigt. In Wien, auf den Gütern ihres Vaters, war ſie mit der Erziehung ihrer Tochter, mit der Pflege des Greiſes beſchäftigt. Vollauf fand ſie Gelegenheit, die ſanften Tugenden des Weibes zu üben und in der Sorge für ihre Familie und ihr Haus ihres Weſens beſten Theil zu erfüllen.

Aber ſo mild und läßlich, wie ſie in dieſem Kreiſe war, ſo heftig loderte auch in ihr die Flamme des alten ungeſtillten Haſſes. Sechszehn Jahre hatten nicht vermocht, dies Feuer in ihr zu löſchen.

Mehr noch als die beſtändige Unruhe und der kriegeriſche Lärm, mit dem die Revolution und der neue Cäſar die Welt durchtobten, hatten die Schickſale, die ſie unmittelbar, an der empfindlichſten Stelle ihres Herzens, der Liebe zu ihren Verwandten, berührt, dieſe Geſinnung wach und die Erinnerungen aus den erſten Tagen der großen Umwälzung lebendig erhalten. In Bitterkeit und Galle tauchte ſich ihre Seele gegen Alles, was aus dem Schooße der Revolution emporſtieg. Unterſchiedslos verdammte ſie das Gräßliche wie das Erhabene, das Schlimme wie das Gute in dieſem vulcaniſchen Ausbruch.

Dieſe Revolution hatte ſie nicht nur ihrer Güter in Frankreich beraubt, ihrem König und ihrer Königin das Haupt abgeſchlagen, bei Marengo hatte ſie ihr den einen Bruder getödtet, den andern bei Hohenlinden gefährlich verwundet. Sie ließ es ſich nicht ausreden, daß ihr Vater an dem Donner der Kanonen von Auſterlitz geſtorben ſei. Jahrelang war ſie von ihrem

Gemahl getrennt geweſen, in beſtändiger Todesangſt um ihn, der, ſo furchtſam er war, wenn der lange Puchheim ſeine tollen Wagenlenker-Kunſtſtücke verſuchte, in der Vendée Auge in Auge jedem Schrecken gegenübergeſtanden. Und als ſie über den Gatten beruhigt ſein durfte, den das Alter und wachſende Kränklichkeit zum Stillſitzen zwangen, begann dieſelbe noch größere und leidenſchaftlich zärtlichere Sorge um den Sohn. Von dem Vater hatte Franz die Don Quixote'ſche Tapferkeit und Abenteuerluſt, von der Mutter den brennenden Haß gegen das neue Frankreich geerbt. Mit dem achtzehnten Jahre war er in das öſterreichiſche Heer getreten, bei Hohenlinden hatte er an der Seite ſeines Oheims Ulrich gefochten und in der Drei-Kaiſer-Schlacht durch die Rettung einer Fahne ſich ausgezeichnet.

So viel Triumphe und zugleich ebenſo viele Bekümmerniſſe für das Mutterherz! Jetzt nun gar, wo er unter erborgtem Namen in Spanien weilte!

Die friedliche Unthätigkeit Oeſterreichs war ſeinem feurigen Geiſte unerträglich geworden, er lebte nur wahrhaft im Kriege und war bei der erſten Nachricht von der ſpaniſchen Bewegung, von der Landung der Engländer in Portugal nach der pyrenäiſchen Halbinſel geeilt. „Wo wir auch gegen Napoleon kämpfen“, ſagte er mit ſeinem Vater, „überall vertheidigen wir Gott und den König, das alte Frankreich und unſer Recht.“

Dieſe politiſchen Neigungen und Abneigungen waren zu berufen, als daß der Ritter thöricht und unartig die leicht verletzbare und auf dieſem Gebiete immer ſchlagfertige und ſtreitſüchtige Frau durch die leiſeſte Anſpielung herausgefordert hätte. Wenn nichts Anderes, ſo hätte ihn ſchon ihr altmodiſcher Putz — das graue Moiréekleid mit eingeſtickten, bunten Blumen über dem Reifrock, der reich mit Blonden uud Spitzen beſetzte viereckige Ausſchnitt, die hohe Haarfriſur mit Federn und Bändern im Geſchmack der Königin aus ihren Sonnentagen von Trianon — fortwährend daran gemahnt, daß eine noch ſtattliche Frau des alten Frankreichs ihm gegenüberſaß.

So hütete er ſich wohl, als ſie jetzt, da er eine Pauſe in der Erzählung machte, mit geröthetem Geſichte — etwas Roth malte ſie noch immer auf die Wangen — ausrief: „Wie kann es nur ein Czaar aller Reuſſen über ſich bringen, ſeinen Arm in den eines ehemaligen Unterlieutenants zu legen! Eines corſiſchen Advocatenſohnes!“ widerſprechend zu antworten.

Ein feines Lächeln mit einer Verneigung gegen ſie verbunden war ſeine einzige Erwiderung; die weitere Ergänzung überließ er dem Grafen Ulrich.

„Die Frau Schweſter“, ſagte der, „vergißt, daß der talentvolle Mann im neunzehnten Jahrhundert ſchneller vorwärts kommt als im achtzehnten. Wer ſich damals nur bis zu der Stellung eines berühmten Kunſtreiters emporgeſchwungen hätte, hat jetzt Anwartſchaft auf Königskronen. Der Unterlieutenant Bonaparte iſt durch ſeine Siege zum Kaiſer Napoleon, zum erlauchten Verbündeten Oeſterreichs geworden. Wir ſind in eine ſchnellere Bewegung aller Dinge gerathen, wie in einem Wagen, der ohne Hemmſchuh einen Berg herniederrollt. Je ſchneller die Bewegung, deſto jäher und überraſchender der Wechſel. Heute oben, morgen unten. Schicken wir uns in die Zeiten, liebe Schweſter! Was hilfts, einem Kometen zu grollen, der am Himmel in flammenden Lichte aufgeht? Ich für mein Theil bin dem Herrn Ritter dankbar für die Schilderung, die er uns gegeben. Kein Zweifel, daß ſich an dieſe Zuſammenkunft in Erfurt die folgenſchwerſten Ereigniſſe knüpfen werden.“

„Der franzöſiſche Kaiſer“, meinte Zambelli, „wünſcht, wie ich vermuthe, die Arme gegen Spanien frei zu haben; die Freundſchaft mit dem Kaiſer Alexander ſichert ihn vor einer Kriegsdrohung von Seiten Preußens oder Oeſterreichs.“

„Oeſterreich?“ rief der lange Puchheim. Wo denkt der Herr Ritter hin! Fällt uns nicht ein, mit den Franzoſen anzubinden! Wir wollen nichts als den ſchwer erkauften Frieden genießen. Hab' ich nicht Recht?“

Und mit einem eigenthümlich forſchendem Blicke überſah er die Geſellſchaft.

„Ja wohl, Puchheim hat Recht!“ ſchallte es allgemein. „Es lebe der Friede! Oeſterreich bedarf ſeiner! Wozu ein neuer Krieg? Das iſt ja zehnfach bewieſen, daß Napoleon unüberwindlich iſt! Unüberwindlich wie Cäſar und Friedrich der Große!“

„Die Herren haben mich durchaus mißverſtanden“, verſetzte geſchmeidig Zambelli. „Ich würde der Letzte ſein, die Friedfertigkeit Oeſterreichs zu beargwöhnen. Den Kaiſer der Franzoſen reißt ſein Dämon dahin, überall Gründe zu neuen Kämpfen und neuen Eroberungen aufzuſuchen. Wie der Forſchungseifer den Reiſenden in der Südſee von Inſel zu Inſel, ſo treibt ihn ſeine Unerſättlichkeit von einer Hauptſtadt zur anderen. Wo wird er enden? Wer weiß es? Selbſt die Frau Marquiſe, wenn ſie zurückdenkt, aus welcher Dunkelheit und Tiefe er emporgeſtiegen iſt, wird ſeine Laufbahn wunderbar nennen müſſen. Und einen wunderſamen Ausgang wird ſie haben, wenigſtens glaube ich es. Er wird nicht untergehen wie ein gewöhnlicher Menſch. Wehe darum, wer ſich ihm entgegenſtellt!

Der gigantiſche Imperator wird ihn zermalmen! Unſer theures Vaterland genießt nach harten Unglücksſchlägen des Friedens, warum ſollen wir die rohe Stärke anrufen? Allein wagen, was wir vereint mit Rußland und England nicht vermocht?“

Er ſah ſich langſam im Kreiſe um, als erwarte er Zuſtimmung oder Widerſpruch.

Nur ein Gemurmel erfolgte, das er je nach ſeinem Sinn als Beifall oder Verurtheilung auslegen konnte.

Inzwiſchen reichten die Diener Gläſer mit einem beſonders koſtbaren und ſeltenen Wein den Gäſten herum, und die Bewegung und das Geräuſch, die dadurch entſtanden, ließen die bedenkliche Stille, die den Worten des Ritters gefolgt war, nicht auffällig werden und zerſtreuten die Spannung.

Der junge, hitzige Auersperg jedoch näherte ſich dem Seſſel Ulrich's und flüſterte ihm in's Ohr:

„Wirſt Du dieſe Herausforderung dulden, Vetter? Wie er uns zum Narren hält, dieſer wälſche Lump! Laß mich machen und ich werfe den Wicht zum Fenſter hinaus!

„Was wir lieben, Vetter!“ antwortete lachend Ulrich, drängte ihm ein Glas auf und ſtieß kräftig mit ihm an. „Was wir lieben, unſer deutſches Vaterland, unſere Berge! Zuerſt und zuletzt die Frauen! Im Uebrigen Ruhe und Frieden allzeit und allüberall!“

Darauf hin klangen die Gläſer munter zuſammen und der Mißton ſchien in der allgemeinen Harmonie zu verhallen. Doch hielt es der Graf für nöthig, mit ſeinem Anſehen und Gewicht für die Meinung, welche den Frieden mit Frankreich verfocht, einzutreten, um der kecken Jugend jede vorlaute Aeußerung abzuſchneiden.

„Gewiß“, ſagte er in ſeiner feſſelnden, klaren und beſtimmten Weiſe, „es ruht ſich gut im Schatten des Oelbaumes. Nicht leichtſinnig wollen wir wieder die Pferde an den Wagen des Krieges ſchirren. Der Herr Ritter kann nicht ſehnlicher als ich die Erhaltung des Friedens wünſchen, und auch darin ſtimme ich ihm bei, daß keine höhere Pflicht, keine Rückſicht auf die bedrohte Selbſtſtändigkeit des Vaterlandes uns das Schwert in die Hand zwingt. In dem armen zertretenen Preußen mag man Rachepläne erſinnen, ſchonungslos, wie der Kaiſer dies Volk mißhandelt hat, darf er auch von ihm keine Schonung erwarten. Weder er noch ſeine Franzoſen, Auge um Auge, Zahn um Zahn! Der Himmel hat uns Oeſterreicher vor ſolch äußerſter Schmach und Knechtſchaft bewahrt. Aber freilich, und dies möchte ich dem Herrn Ritter doch zu bedenken geben, unſere Freiheit und Ehre darf nicht angetaſtet werden, ſonſt haben wir Alle nicht umſonſt gelernt, die Büchſe und den Degen zu führen. Wer uns angreift, iſt in dieſem Falle gleich. Und wenn es ein Götterſohn wäre oder ein Drache, wer würde nicht gegen ihn kämpfen wollen, wenn es den letzten freien Fleck deutſcher Erde gilt?„

Er hatte in's Schwarze getroffen und die Stimmung mächtig erhöht.

„Hoch Oeſterreich! Hoch Deutſchland!"

„Das iſt ein Mann!"

„Wolfsegg, Du redeſt wie Demoſthenes! So etwas zu hören, erwärmt das Herz wie edelſter Wein!"

So durcheinander ſchallten nun die Zurufe.

„C'est beau comme Corneille!" kreiſchte, Alle überſchreiend, mit ſeiner dünnen und ſcharfen Stimme der Marquis.

Die Männer waren zum Theil aufgeſtanden und drängten ſich um den Seſſel des Grafen, ihm die Hände ſchüttelnd, mit ihm anklingend.

Ohne Verlegenheit, wie ohne Schmeichelei brachte ihm auch der Ritter ſeinen Glückwunſch für die begeiſternden Worte.

„Wo es ſich um die Ehre oder eine muthige That handelt", ſagte er, „können wir nichts Beſſeres thun, als Ihrem Beiſpiel folgen, Herr Graf."

„Götterſohn!“ reckte ſich der lange Puchheim noch höher auf. „Nicht übel! Alle Götterſöhne ſind verwundbar. Achill an der Ferſe, der hörnerne Siegfried zwiſchen den Schultern. Sollte der große Napoleon keine Ferſe haben?“

Die Marquiſe hatte für ihr hitziges Gemüth lange genug geſchwiegen.

„Wie heißt es in der Heiligen Schrift?“ ſagte ſie. „Die Schlange ſtach ihn in die Ferſe. Die Schlange, die er mit ehernem Fuße zu zertreten meinte, iſt Spanien, das edle Spanien!“

„Ja wohl, ein Volk von ritterlichen Helden!“

„Voll Treue, Tapferkeit und Gottesfurcht! Da ſieht man, daß unter der Herrſchaft des Königs und der Kirche nicht Alles morſch und faul war, wie die Jacobiner ſchreien!“

„Die Enkel des Cid ſind wieder auferſtanden!“ antwortete man ihr von allen Seiten.

„Sublime!“ wendete der Marquis in Gedanken an ſeinen Sohn die Augen empor. „Sie rächen den Duc d'Enghien.“

Die peinliche Erinnerung wurde durch Auersperg beſeitigt, der um jeden Preis ſeinen beſondern Streit mit dem Ritter haben wollte. Nicht ſowohl aus politiſchem Gegenſatz, als weil er mit ſteigender Ungeduld die Blicke bemerkte, welche Zambelli auf ſeine Verwandte, die ſchöne Antoinette, richtete, huldigende, ſchwärmeriſche Blicke, die zwar von dem Fräulein nicht erwidert, vielleicht kaum beachtet wurden, nichtsdeſtoweniger aber die Eiferſucht des jungen Auersperg erweckten. Er ſchalt es bei ſich eine Anmaßung ohnegleichen, daß ein hergelaufener Abenteurer ſeine Augen zu einem Fräulein von Wolfsegg-Gondreville erhob, und hatte längſt beſchloſſen, bei der erſten Gelegenheit unter einem günſtigen Vorwande den frechen Wälſchen dafür zu beſtrafen.

„Ihnen“, ſagte er jetzt, auf Zambelli zuſchreitend, mit polterndem Tone, „Ihnen, Herr Ritter, ſcheint es nicht zu gefallen, daß die Spanier Ihrem vielbewunderten Götzen zu widerſtehen wagen?“

„Ich bewundere den Kaiſer Napoleon nicht“, entgegnete Vittorio mit höflicher Kälte, die ſehr zu ſeinem Gunſten gegen die Aufdringlichkeit des Andern abſtach, „ich bewundere ſein Glück. Das iſt es, was mich für die Spanier fürchten läßt. Ein tapferes Volk unternimmt einen Verzweiflungskampf wider einen Mann, den das Schickſal — ich weiß nicht, zu welchem unerforſchlichen Zwecke ſich auserkoren hat. Wird es ihn beſtehen, dieſen Kampf? Die Siege, welche die Spanier bis jetzt über die Franzoſen leicht davongetragen, haben den Kriegsruhm des Kaiſers nicht erſchüttert; wenn er in den nächſten Wochen, in der gewiſſen Zuverſicht, daß ihm Rußland die Ruhe im Oſten verbürgt, über die Pyrenäen eilt, dann, Herr Graf Auersperg, wird es ſich zeigen, was Spanien vermag.“

„Sie ſagten: das Glück des Kaiſers“, kam einer der älteren Herren der Antwort Auersperg's — während ein Anderer den Hitzkopf am Arme zurückzog — zuvor; „halten Sie ſein Glück für bedeutender als ſeine Gaben?“

„Was iſt der größte Genius, der ſich in erfolgloſen Bemühungen quält und verzehrt? Glück iſt Alles. Nur erſcheint es mir nicht als eine freundliche, ſondern als eine furchtbare Göttin. Sie zerſchmettert und zermalmt jeden Widerſtand, der ihren Liebling auf ſeiner Bahn aufzuhalten verſucht. Von dem Hauche ihres Mundes, der für ihn Leben und für die Anderen Tod iſt, umwittert, zieht er dahin. Zu welchem letzten Ziel weiß er ſelbſt nicht. Er nennt es Weltherrſchaft, Welteroberung, die Vernichtung Englands; aber das ſind nur Worte. Alexander träumte davon, am Ganges Halt zu machen und hier die Grenzſäulen ſeiner Herrſchaft aufzurichten — glauben Sie nicht, daß er über den Ganges gezogen wäre, wenn er ſein Ufer erreicht hätte? Mit Napoleon iſt es nicht anders, ſein Glück reißt ihn dahin. Nicht vor dem Menſchen, vor dem Dämon, der hinter ihm ſteht, beuge ich mich.“

Die Weiſe, in der er ſprach, verſtärkte noch das Gewicht ſeiner Worte.

In der Stille, die um ihn eingetreten war, als wünſche man, daß er fortfahren möge, ſagte endlich Ulrich:

„Wie wahr, Herr Ritter! Sie haben den unklaren, unbeſtimmten Gedanken und Empfindungen, die mich dieſem außerordentlichen Manne gegenüber bewegen, einen beredten und tiefſinnigen Ausdruck geliehen. Ja, er iſt mehr als wir, ein erhöhter, ein dämoniſcher Menſch. Sind wir ihm aber darum rettungslos als Sklaven hingegeben?“

„Ich fürchte, ja, bis zu der Stunde, wo ihm das Glück den Rücken kehrt. Er hat ſeinen Stern, aber die Sterne erbleichen.“

„Sieh, ſieh, der Ritter Zambelli iſt abergläubiſch!“

„Mehr als Sie ahnen.“

„Ich bin kein Sterngucker“, ſcherzte Puchheim, „ich bin zu kurzſichtig dazu. Ich harre geduldig, bis der Herr Ritter mir ſagen wird: der Stern hat ſich geſchnäuzt.“

„Das kann urplötzlich geſchehen. Gewaltig wie das Glück des Kaiſers iſt der Haß, den er erweckt, bei den Großen und Kleinen, von Madrid bis St.

Petersburg, und gegen den echten Haß iſt Niemand gefeit", ſagte Zambelli, jede Silbe betonend. „Allein das Geſpräch paßt nicht für die Damen. Vergebung", lenkte er ein, wie Einer, der ſich fürchtet, von ſeinen eigenen Gedanken übermannt zu werden.

Die Männer waren lautlos geworden, die Marquiſe aber rief:

„Fürchten Sie, daß wir ſo ſchwache Nerven haben und in Ohnmacht fallen werden, wenn Sie uns verkündigen, daß der Bonaparte einmal ſterben muß?"

„Ich dachte nicht an ein ſolches Sterben; ich dachte im Gegentheil, daß der neue Cäſar wie der alte auf dem Gipfel ſeines Glückes ermordet werden kann."

„O, welche Abſcheulichkeit!"

„Unerhörte Grauſamkeit!"

„Eine Verſchwörung, ein Mord!"

„Das iſt zu viel! Wir leben nicht im Zeitalter der Borgia's!"

„Warum ſind Sie entrüſtet?" entgegnete Zambelli. „Haben Sie die Höllenmaſchine ſchon vergeſſen? Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Und tödtet ein armſeliger Mörder einen ſolchen Helden? Nein, das Geſchick borgt nur den Arm des Mörders. Nicht ungeſtraft reizt der Glückliche den Neid der Götter, er büßt es mit einem jähen Ende."

Um die Schwüle, die von den vielen Kerzen her im Saale ſich verbreitet hatte, durch einen friſchen Luftzug zu mildern, hatten die Diener die Thür nach dem Balkon und einige Fenſter geöffnet. Hell und ſcharf tönte das Geläute der großen Hausglocke am äußerſten Thor von unten herauf, gerade als der Ritter ſchwieg, doch achtete Keiner darauf; der Eindruck, den Vittorio's Worte gemacht, war zu gewaltig. Er ſtand da, unbeweglich wie eine Figur von Erz, und ſo wie aus ehernem Munde, kalt, klar und unbarmherzig waren ſeine Worte erklungen.

„Es iſt doch etwas Sataniſches in ihm“, flüſterte der Graf ſeinem Nachbar zu und trat einige Schritte zurück, zufällig nach dem Haupteingange des Saales zu, um Zambelli beſſer und ungeſtörter beobachten zu können.

Obgleich ihm Vittorio ſeit Jahren bekannt war, hatte er ihm niemals eine tiefere Theilnahme, eine ſolche Miſchung von Abneigung, Furcht und Staunen eingeflößt, als an dieſem Abend.

Um den Ritter ging indeſſen die Unterhaltung weiter.

„Das iſt eben der ſicherſte Troſtgrund für die Menſchheit“, behauptete der Fürſt Liechtenſtein, „daß Weltherrſchaften ſelten von langer Dauer ſind. Sie überleben ihren Gründer nicht und gleichen in ihrem ſchnellen Aufbau wie in ihrem noch ſchnelleren Verfall phantaſtiſchen Wolkengebilden. Die Menſchheit leidet immer nur zehn, zwanzig oder dreißig Jahre unter einem Karl den Großen oder einem Napoleon. Ein wohlthätiges Naturgeſetz ſcheint ſolchen Heroen die wahren Erben verſagt zu haben. Hier nun gar können wir triumphiren: er hat keine Kinder!"

Zuſtimmend winkte Zambelli.

„Dieſer Punkt ſoll auch den Kaiſer auf das Angelegentlichſte beſchäftigen. Ja, meine Damen, dies gehört recht eigentlich in Ihr Gebiet. Man liſpelt ſich in Erfurt zu — aber die Winde wehen es in alle Weiten — der Kaiſer werbe um die Hand einer ruſſiſchen Großfürſtin und werde ſich, wenn ſein Antrag angenommen werde, von Joſephinen ſcheiden laſſen."

Dieſe Enthüllung rief auch unter den Frauen einen Sturm des Erſtaunens hervor; die politiſchen Erwägungen wichen vor dem Reiz des perſönlichen Schickſals zurück. In dem Geſchick, das ſich für eine anmuthige und wegen ihrer Herzensgüte verehrte Frau unheimlich vorbereitete, lag ein ſo menſchlich rührender und ergreifender Zug, daß jedes Herz ſich gleichſam unmittelbar davon berührt fühlte.

Alle drangen nun in den Ritter, mehr zu erzählen, ſeine ganze Wiſſenſchaft von dieſer Angelegenheit zu offenbaren.

Inmitten dieſer Bewegung war der Haushofmeiſter leiſe in den Saal getreten und redete eifrig mit dem Hausherrn. In dem ſonſt ſo heitern und offenen Geſichte Ulrich's ſtieg ein Schatten auf; er ſchüttelte den Kopf und ſchlug ein paarmal mit der rechten Hand in die linke.

Auf eine Weile näherte er ſich dem Kreiſe, der um den Ritter ſtand, während der Diener ſich lautlos, wie er gekommen war, wieder entfernte.

Im Augenblick war von Zambelli keine Ueberraſchung zu befürchten, die Frauen nahmen ihn zu ſehr in Anſpruch. Dennoch flüſterte Ulrich im Vorübergehen ſeiner Nichte zu:

„Laß ihn nicht aus dem Saal; bis ich wieder komme, ſuche ihn feſtzuhalten.“

Draußen auf dem Gange wartete der Haushofmeiſter auf den Herrn.

„Ein Fremder“, ſagte der Graf, raſch den Corridor bis zur Wendeltreppe entlang gehend. „So ſpät!“

„Ich würde gräfliche Gnaden nicht beläſtigt haben, aber er ließ ſich nicht abweiſen und wollte auch nicht ſagen, was ihn in das Schloß geführt, Keinem als

Euer Gnaden. Sein Name würde ihm bei dem Herrn Grafen unfehlbar Gehör verſchaffen.“

„Sein Name! Und Du haſt Dich nicht getäuſcht, Anton? Er ſagte, Egbert Heimwald?“

„Egbert Heimwald aus Wien.“

„Und wo haſt Du ihn gelaſſen?“

„Er ſieht zu wohlgekleidet aus, als daß ich ihn hätte bitten können, in der Halle bei den Dienern zu verweilen, und hinauf wagte ich ihn nicht zu bringen. Es hätten ihn Leute ſehen können, vor denen er beſſer unſichtbar bleibt, ſo habe ich ihn denn in mein Stübchen zu dem Capuziner geführt.“

„Das haſt Du brav gemacht, Anton! Egbert — ſollte dem Kinde ein Unfall zugeſtoßen ſein?“ murmelte Ulrich vor ſich hin und ſtieg ſo leichtfüßig und geſchwind die Stufen hinab, daß der Alte Mühe hatte, ihm zu folgen

Zweites Kapitel.

Mit einem ernſten: „Gott zum Gruß allerſeits!“ war der Fremde, von Anton geleitet, in das lauſchige Hinterſtübchen — ſein Fenſter ſchaute in den Garten hinaus — getreten. An dem Tiſche aus Nußbaumholz ſaßen bei den Reſten ihres Abendbrodes der Capuziner und Martin Teimer. Der Eine ſtrich ſich ſeinen Bart und ſchlürfte dazwiſchen ſeinen Wein, der Andere, ein kurzleibiger breitſchultriger Mann mit dunklen Haaren, in halb ſtädtiſcher, halb bäueriſcher Tracht, mit Kniehoſen und Nägelſchuhen, rauchte unabläſſig aus ſeiner Meerſchaumpfeife.

Das Licht der kleinen Lampe auf dem Tiſche reichte nicht aus, die Schatten und die immer dichter werdenden Rauchwolken zu durchdringen; ein dämmeriges Dunkel herrſchte in dieſem Raume, aus dem nur der ſcharfgeſchnittene Kopf des Pater Marcellus, vom Lichtſchein getroffen, deutlich hervortrat. Um Martin Teimer ſchwebte es wie ein grauer Schleier. Die heiße Luft, von der die Inſaſſen wenig zu fühlen und noch weniger zu leiden ſchienen, fiel ſchwer und bedrückend auf den jungen Mann, der aus der friſchen Kühle des Abends, aus dem leichten, von See und Wald aufſteigenden Nebel in ihre Schwüle hereinkam.

„Jeſus, Maria und Joſeph“, brummte aus ſeiner Wolke Teimer.

„Der Frieden Gottes ſei mit Euch“, ſagte ſalbungsvoll der Mönch als Erwiderung auf den Gruß des Eingetretenen.

Geſchäftig hatte der Hausmeiſter einen braunen Holzſchemel mit kurzer geſchnitzter Rücklehne herbeigeſchoben und ihn ſauber mit einem Tuche abgewiſcht.

„Setzt Euch, lieber Herr, ſetzt Euch ein Weilchen, bis ich den Herrn Grafen von Eurer Ankunft und Eurem Begehren in Kenntniß geſetzt habe.“

„Eilt Euch, ich bitte, es geht um's Leben“, entgegnete drängend der Fremde.

Während Anton aus dem Zimmer ging, nahm der Blondhaarige — das blonde, gelockte Haar, das auf den ſteifen hochſtehenden Kragen ſeines blauen Rockes herabfiel, war das Erſte, was die beiden am

Tiſche ſitzenden Männer an dem Ankömmling als hervorſtechende Eigenthümlichkeit bemerkten — auf dem Schemel Platz; nur eine kurze Weile, die Ungeduld ſchien ihn nicht lange auf dem Sitz ausharren zu laſſen.

„Wenn's Euch nicht uneben dünkt", fing der Capuziner nach einem Austauſch von Blick und Gegenblick mit ſeinem Nachbar an, „nehmt ein Glas Wein, junger Herr, Ihr ſeid müde, das ſtellt wieder her."

Der Angeredete trat an den Tiſch und leerte das dargebotene Glas zur Hälfte.

„Ich dank' Euch, Pater."

„Trinkt nur ganz aus, ganz! Es ſchadet Euch nicht und uns macht es nicht ärmer."

Zur Beſtätigung griff er unter den Tiſch und langte eine neue Flaſche herauf.

„Habt wohl einen weiten Weg hinter Euch?"

„Die Weite des Weges ertrüge ſich ſchon. Ich komme von Salzburg und noch weiter weſtwärts aus dem Lande Tirol."

„Heiſa! Ihr redet doch nicht wie aus den Bergen?" miſchte ſich Teimer in das Geſpräch; er hatte einen Grundbaß in der Stimme.

„Ich bin ein Wiener Kind."

„Jeſus, aus Wien! Das iſt eine verteufelt große

Stadt. Groß und windig! Und ſeid in die Berge gezogen?"

„Ja, ich wollte das Land einmal kennen lernen."

In ſeinen Wolken ſchüttelte Teimer den Kopf; er verſtand den Fremden nicht.

Der Mönch war weiter in der Weltlichkeit umhergekommen und durchſchaute Menſchen und Dinge beſſer.

„Ja ſo, Ihr reiſt aus Vergnügen! Unſereins reiſt um zu betteln, der da", und er zeigte auf den Raucher, „ſeines Handels wegen und Ihr aus Luſt. Alles Leben iſt eine Wanderung, alle ſind ſie verſchieden und haben doch alle daſſelbe Ziel."

„Ja, ja", ſagte der Fremde zerſtreut; ſeine Gedanken weilten weder in dieſem Raume, noch bei dieſen Männern.

„Weht's baieriſch in Tirol?" ließ ſich wieder der Baß brummend vernehmen.

„Baieriſch, was meint Ihr?"

Teimer drückte auf den ſilbernen Deckel ſeines Pfeifenkopfes und ſtieß mit dem Ellbogen und einer Bewegung, die zugleich Enttäuſchung und Geringſchätzung ſein ſollte, den Capuziner an. „Das iſt ein Dummkopf", mochte dieſe ſtumme Sprache ausdrücken.

Bruder Marcellus trank ſein Glas leer, als wollte er damit die Meinung ſeines Gefährten beſtätigen oder neue Weisheit, um den Fremden auf den Zahn zu fühlen, aus dem Rothen ſchöpfen.

„Baieriſch“, ſagte er, den Kopf erhebend; „Ihr wißt doch, daß Tirol jetzt den Baiern gehört?“

„Ja freilich, aber was geht's mich an? Ich hab' nicht dafür zu ſorgen.“

„Ich auch nicht, aber es ärgert einen doch baß, daß ſie uns das ſchöne Ländlein genommen haben, dieſe ſacramentſchen Franzoſen.“

„Sie waren eben ſtärker als wir. Uebrigens bin ich kein Kriegsmann und keiner von den Räthen aus der Hofburg; mich kümmert kein Kaiſer und kein König.“

„So ſeid Ihr wohl ein Gelehrter? Die dünken ſich Wunder was Großes und möchten am liebſten zu unſerem Herrgott in den Himmel ſteigen.“

Der Capuziner bemühte ſich nicht, ſeine Verachtung des Gelehrtenſtandes zu verbergen, ſo wegwerfend war ſein Ton. Teimer ließ ein tiefes Grunzen aus ſeiner Bruſt aufſteigen und ſchaute zu der Decke hinauf, als müſſe er ſich von dort oben die Antwort herabholen, warum es auf Erden ſo viele Narren und Lumpe gäbe?

Der Fremde achtete aber gar nicht auf dieſen unzweideutigen Ausdruck der Geringſchätzung.

„Ein Gelehrter, Pater?“ ſagte er. „Leider nur ein Stück von einem.“

„'s halt närriſch oder ein Lausbub“, brummte Teimer in ſeinem Gebirgsdialect, in ſo unverſtändlichen Lauten, daß der Wiener Bürgersſohn, dem die wenig ſchmeichelhafte Bezeichnung galt, auch wenn er darauf hingehört, ſie nicht enträthſelt hätte. Seine ganze Aufmerkſamkeit war indeſſen auf das Geräuſch gerichtet, das in der Halle laut wurde.

„Licht für den Herrn Grafen, Licht!“ hieß es.

Männerſchritte, die von den Flieſen widerhallten, kamen näher. Jetzt ward die Thür raſch geöffnet.

„Alſo doch“, ſagte über die Schwelle ſchreitend der Graf und ſtreckte dem jungen Manne die Rechte entgegen. „Egbert Heimwald, Sie ſind's!“

Seine Hand zitterte.

„Aus Wien? Darf ich Sie ohne Sorge ſo herzlich in meinem Hauſe willkommen heißen, als meine Freundſchaft für Sie es verlangt?“

Der Fremde, der durch dieſen Empfang geehrt wurde und dadurch vollends für den Capuziner und den wandernden Kaufmann aus Klagenfurt zu einem lebendigen Räthſel aufwuchs, war eine jener Erſcheinungen, auf denen ein künſtleriſches Auge oder ein nachdenklicher Sinn mit einem gewiſſen Wohlbehagen verweilen, weil ſich in ihnen eine Art von Vollkommenheit ausprägt, die, wie unzulänglich ſie auch an einem idealen Maßſtab gemeſſen ſein mag, in einem beſchränkteren Kreiſe ſchon durch ihren Anblick befriedigt, wirkt und erfreut. Eine ebenmäßige, ſchlanke und kräftige Geſtalt, eine hohe, frei hervortretende Stirn, unter dichten hochgeſchwungenen Brauen blaue, klare Augen voll gutmüthigen und ſchwärmeriſchen Ausdrucks; die Wangen von einem blonden Bart umrahmt, um den Mund, deſſen wohlgeformte Lippen einen Mangel an Willenskraft anzudeuten ſchienen, ein ſchalkiſcher Zug ſpielend, während die Naſe etwas von dem kühnen Schnitt der Adlernaſe geborgt hat, ſo ſtand Egbert in hochhinaufgehenden, jetzt ſtark beſtäubten Stiefeln, in denen die weißledernen Hoſen ſteckten, in dem langen blauen Rock mit ſchwarzen Hornknöpfen vor dem Grafen.

„Aus Wien kann ich dem Herrn Grafen keine Nachricht mittheilen“, antwortete er, mit beſcheidener Freimüthigkeit die Begrüßung Ulrich's erwidernd; „ich komme von der entgegengeſetzten Seite, von Salzburg.“

„Dann willkommen, von ganzem Herzen willkommen!“ unterbrach ihn aufathmend der Graf. „Sind Sie endlich meinem Rathe gefolgt, mein lieber Egbert, ſich die Welt jenſeits des Stephansthurmes anzuſehen?

Der Sinn wird dumpf in den engen Mauern. Was auch Ihr würdiger Vater ſagen mochte, nicht die Bücher, die Welt und das Leben erziehen den Mann. Hier ruhen Sie nun eine Weile von Ihrer Reiſe bei mir aus. Ja, das müſſen Sie ſchon! Luſtige müßiggängeriſche Tage erwarten Sie. Warum haben Sie ſich in die Höhle des Löwen gewagt!"

In der Freude, ſich in ſeiner Beſorgniß getäuſcht zu ſehen, ſchnitt er dem Anderen das Wort ab und vergaß ganz, daß für einen gewöhnlichen Beſuch der junge Mann eine ebenſo abſonderliche Stunde wie Art der Einführung gewählt habe.

„Wir ſind ſpaßige Leute; die warme Sonne hat's uns angethan, wir arbeiten nicht und leben wie im Schlaraffenlande."

„Ach, Herr Graf", gelang es jetzt Egbert, ſich inmitten dieſes Redeſtromes Gehör zu verſchaffen, „welch' eine traurige Schickung iſt es, daß gerade ich Ihre fröhliche Stimmung betrüben und unſer Wiederſehen zu einem ſchmerzlichen machen muß! Nicht einen heitern Gaſt . . ."

Er ſtockte und ſtreifte mit einem verlegenen Blicke die Männer, die ſich bei dem Eintritt des Grafen von ihren Schemeln erhoben und nach der Fenſterniſche zurückgezogen hatten.

„Reden Sie ohne Furcht, es ſind treue Leute. Aber was verkündigt mir Ihr Geſicht?“

„Ein Verhängniß. Ich bringe Ihnen einen Sterbenden ins Haus.“

„Jeſus Maria, mir hat's geſchwant!“ rief der Haushofmeiſter aus und bekreuzigte ſich.

Der Graf winkte ihm Ruhe zu und blieb erwartungsvoll, die Arme auf der Bruſt verſchränkt, vor Egbert ſtehen.

„In einer Felsſchlucht, etwa halbwegs zwiſchen Gmunden und Vöcklabruck —“

„Vöcklabruck?“

Der Graf ließ die Arme niederſinken; auch der Capuziner war näher geſchritten.

„Ich weiß nun ſchon den Namen des Verunglückten. Nicht wahr, es iſt ein Franzoſe, ein ältlicher Mann ...“

„Ja; er nannte ſich mir Jean Bourdon“, ergänzte Egbert.

Sowohl der Mönch wie der alte Diener öffneten den Mund zu einem Aufſchrei, als der Graf, die Hand erhebend, ihnen Schweigen gebot.

„Was iſt dem Unglücklichen geſchehen? Lebt er noch? Wo iſt er?“ fragte er.

„Unten am Fuße des Schloßhügels, in dem Hauſe

Ihres Waldhüters liegt er. Wir hörten, daß eine frohe Geſellſchaft bei Ihnen verſammelt wäre, Herr Graf ...“

„Sie ließen den Mann dort. Das iſt gut. Ich dank' Ihnen, Egbert. Welche Geiſtesgegenwart! Aber ich muß zu ihm, ſogleich ...“

„Ich bin hinaufgekommen, Sie darum zu bitten. Der Arme verlangt ſehnlichſt nach Ihnen.“

„Einen Hut, Anton! Raſch! Sie begleiten mich, Egbert, nicht wahr? und erzählen mir auf dem Wege hinab dieſe entſetzliche Begebenheit.“

„Ja wohl, entſetzlich, Herr Graf. Wenn mich nicht Alles trügt, iſt hier ein Raubmord verübt worden.“

„Jean Bourdon ermordet, beraubt! Der Unſelige! Hätte er meine Warnung beherzigt, hätte er einige Diener mitgenommen! Iſt denn alles Ringen, alles Kämpfen gegen dies dämoniſche Glück vergeblich?“

Die letzten Worte hatte er vor ſich hin geſprochen, vielleicht waren ſie wider ſeinen Willen die laut gewordene Frage ſeines Geiſtes.

Der Diener hatte ihm inzwiſchen einen grauen Hut mit einem verwelkten Alpenſtrauß daran gereicht und legte ihm ſeinen eigenen grauen Mantel um die Schultern.

„Es iſt wegen der Nachtkälte, gräfliche Gnaden“, bat der verſorgliche Mann, als Ulrich abwehrte; „thun's mir zulieb den Mantel um, mir und der Comteſſe Antoinette, die immer gar beſorgt um Sie iſt.“

Der Graf hatte den Hut aufgeſtülpt und Egbert's Arm ergriffen.

„Ihr, Pater Marcellus, könnt der Dritte in unſerem traurigen Bunde ſein; ein Sterbender hat mancherlei Bedürfniſſe. Und Du, Anton, Augen und Ohren auf, daß uns Niemand nachſchleicht! Kein Laut darf in den Saal dringen, kein Laut von dem, was hier geſchehen. Laß noch mehr Wein hinaufſchaffen, den beſten, es ſoll tüchtig eingeſchenkt werden. In einer Stunde denke ich zurück zu ſein. Nimm Dein Geſicht zuſammen, Mann! Es iſt keine Zeit zum Seufzen und Weinen. Im Kampf der Welt, was iſt der Einzelne werth?“

Bald waren die Männer außerhalb des Schloſſes auf dem Wege, der, von rothen Kaſtanien und Nußbäumen umſtanden, den Schloßberg hinabführte. Um das harte Pflaſter des Dammes in der Mitte, der für Wagen angelegt war, zu vermeiden, ſchritten ſie dicht unter den Bäumen dahin; voran der Graf mit dem blonden Egbert, ſcharf auftretend und ſtark ausſchreitend, hinter ihnen mit faſt unhörbarem, nachſchleifendem Tritt der Bettelmönch. Da das Mondlicht nur hier und dort durch eine Lücke im Blätterdach glitzernd auf den Pfad fiel, glichen ſie Schatten, die ſich in der Nachtdämmerung kaum von den Bäumen abhoben.

Mit gedämpfter Stimme erzählte Egbert ſein Abenteuer.

„Wir waren geſtern von Salzburg aufgebrochen“, begann er.

„Wir?“ unterbrach ihn Ulrich. „Sie waren nicht allein?“

„Nein; ich war in Prag mit einem jungen Künſtler bekannt geworden, Künſtler in dem Sinne, daß er von allen Künſten Einiges verſteht, und in keinem, weil er zu viele Talente beſitzt, um eines erfolgreich auszubilden . . .“

„Und Sie machten die Reiſe mit ihm zuſammen? Das heißt, aus Ihrem Beutel! Ob in Wien, ob auf den Bergen, Sie bleiben doch ein Träumer! Und wo haben Sie Ihren Reiſegefährten gelaſſen?“

„Er wacht unten an dem Bett des Sterbenden. Wenn der Unglückliche noch einen letzten Wunſch hat, wird er meinen Freund gern in ſeiner Nähe wiſſen und ſich ihm anvertrauen können.“

„Ihr Freund verſteht die franzöſiſche Sprache?“

„Ein wenig.“

„Hm!“ machte der Graf.

Es ſchien ihm Etwas aufzufallen oder nicht genehm zu ſein. Doch unterdrückte er jede fernere Frage.

„Erzählen Sie weiter“, bat er, „und fürchten Sie keine Unterbrechung mehr.“

„Die Nacht brachten wir in Vöcklabruck zu und wollten nach unſerem Plane geradewegs über Lambach auf Linz gehen, um dort das Schiff zu beſteigen, das uns nach Wien bringen ſollte. Am Morgen aber ſchilderte uns der Wirth die Schönheit des Sees bei Gmunden mit dem rothen Traunſtein, deſſen Spitze uns ſchon lange aus der Ferne zugenickt, ſo verlockend; dazu ſei der Weg von Vöcklabruck nach Gmunden nur ein Katzenſprung, daß wir uns entſchloſſen, am Guten, das ſo nahe lag, nicht vorüberzueilen. Meinen Diener mit dem ſchwereren Gepäck ſchickte ich nach Linz voraus, wir gingen wie Handwerksburſchen mit leicht gepacktem Ränzel auf dem Rücken, von dem verſtändigen Wirthe über den Weg unterrichtet, auf Gmunden zu. Nicht auf der geraden Straße, die uns allzu ſtaubig und ſonnig dünkte, ſondern auf Fußwegen, durch Wald und Schlucht, wohl auch die Kreuz und Quer. Bald wollte der Eine auf dieſen Fels klimmen, um die Rundſchau zu genießen, bald der Andere dem Laufe des Baches folgen, der zu einer Mühle im Thal geleiten müſſe. Selten begegneten uns Menſchen; ein paar

Kinder, die Reiſig oder Beeren im Walde ſuchten; vereinzelt einmal ein Hirt, ein Waldgänger, ein Bauer, der nach ſeinem Heimathsdorfe zurückging, oder von dort hinaus in die Stadt wanderte. Zuweilen klang bei der Stille der Luft Hörnerklang zu uns herüber."

„Es war unſere Jagd", ſagte abgebrochen Wolfsegg dazwiſchen.

„Die Töne kamen und gingen; ſie ſchwebten gleichſam mit den weißen Fädchen, die in der Luft umherflogen, auf und nieder. Es war eine der entzückendſten Wanderungen, die wir noch gemacht; die Farben des Herbſtes erhöhten den Reiz der Landſchaft und ſein friſcher Athem ſtärkte die Bruſt. Wenn wir geahnt, welch ein Ende dieſem ſo ſchön beginnenden Tage bevorſtand! Im Wechſel von Schweigen, Geſang und luſtigen Reden ſchritten wir auf einem mäßigen Höhenkamm hin, gen Südoſten zu begrenzten ihn mit Wald beſtandene Hügel, über ihnen allen ragte der Gipfel des Traunſteins empor, uns immer gegenüber und unſer ſicherſter Führer. Eben hatten wir einen ſchattigen Baum gefunden, unter dem wir uns lagern wollten, uns an den mitgenommenen Vorräthen zu erquicken, es mochte eine Stunde über Mittag ſein, als mein Begleiter nach dem Rande der Höhe zuging.

„„Hörteſt Du nichts?" fragte er."

„Nein“, antwortete ich.

„Mir war's, als käme aus der Schlucht ein leiſes Wimmern herauf.“

„Und indem ich nun ſchärfer hinhorchte, glaubte auch ich dies Aechzen und Stöhnen zu vernehmen, undeutlich, verloren, es konnte ebenſo gut Wahrheit, wie eine Täuſchung unſerer Sinne ſein. Der Höhenrücken dehnte ſich im Weſten nicht weit aus; während er auf der andern Seite allmälig in ſanften Abſtufungen mit dem tiefer gelegenen Thal ſich verſchmolz, fiel er auf dieſer ſteil und ſchroff wohl hundert Fuß tief hinab. Gebüſch, Geſtrüpp, auf einander geworfene größere und kleinere Steine machten den Weg hinab in die Schlucht beſchwerlich. Jenſeits ſtieg wieder eine Hügelreihe auf. In der Schlucht war es von den Schatten der Bäume auf den Höhen dämmerig. Der Boden von Quellen und Waſſeradern, die aus dem Geſtein brachen, tiefgrün, Alles wild verwachſen. Wir ſchauten von oben hinein. Das Geſtöhne und Geſeufze drang jetzt vollkommen deutlich zu unſerem Ohr, aber entdecken konnten wir weder Menſch noch Thier, von dem es herrührte.

„Raſch entſchloſſen kletterten wir hinab und durchſuchten den tiefen Grund. Es dauerte auch nicht lange und ein ſchrecklicher Anblick bot ſich unſeren Augen dar.

„An der jenſeitigen Felswand, die niedriger war als die öſtliche, von der wir herabkamen, in einem dichten Gebüſch, lag ein verunglückter, verwundeter Mann; verwundet, denn eine Kugel hatte ihn in die Bruſt getroffen, verunglückt, denn er war, wie der Augenſchein lehrte und wie er es mir ſpäter beſtätigte, von der Höhe herabgefallen und hatte ſich den Arm gebrochen. So kläglich meine mediciniſchen Studien auch geendet, ſo viel wußte ich doch noch von ihnen und von chirurgiſchen Hilfsleiſtungen, um den Arm wenigſtens in eine beſſere Lage bringen und der Bruſtwunde einen erſten nothdürftigen Verband anlegen zu können. Die Kugel ſteckte in der Wunde, das Wundfieber hatte ſich eingeſtellt, der Mann mochte wohl ſchon an die zwei Stunden hilflos und verſchmachtend hier gelegen haben. Ihn zu retten, war nicht möglich, die inneren Theile hatten eine unheilbare Verletzung erhalten, ihm die letzten Stunden zu erleichtern, konnte unſer einziges Beſtreben ſein. Waſſer war zum Glück in der Nähe, wir ſchöpften es aus der Quelle, Wein hatten wir bei uns, einige ſtärkende Tropfen, die ich auf alle Fälle mit mir führte, thaten auch hier ihre Wirkung. Im Uebrigen war guter Rath theuer. Kein Haus in der Nähe, keine menſchliche Seele.

„Mein Begleiter ſchrie die Schlucht hinauf und hinab nach Hülſe, klomm die Höhe wieder hinan und ließ dort ſeinen Ruf erſchallen. Immer umſonſt. Indeſſen blieb ich bei dem Verwundeten. Ich hatte ihn ein wenig aufgerichtet, von einem Felleiſen und der Decke darauf ihm eine Art Kiſſen bereitet, das Haupt darauf zu lehnen. Der Verband, ſo ſchlecht er war, that ihm wohl; nachdem er ein- und ein anderes Mal einen Trunk aus der Miſchung, die ich ihn bereitet, genommen, ſtammelte er einige Worte. Daraus erfuhr ich, daß er Jean Bourdon heiße und nach Ihnen, Herr Graf, begehre; bevor er ſterbe, wolle er Sie noch einmal ſehen. Wie war er in dieſen Zuſtand gekommen? Ich weiß nicht, ob ich ſeine unzuſammenhängenden, geflüſterten, wieder und wieder durch ſeine Schmerzen unterbrochenen Reden, noch dazu in der fremden Sprache, richtig deute, aber mir ſtellte ſich der Vorfall ſo dar: Er war auf der Höhe mit einem Manne in eifrigem Geſpräch dahingegangen, plötzlich überfallen und von einer Kugel dahingeſtreckt worden. Wie todt hatte er eine Weile in dem glühenden Sonnenbrand gelegen; auf allen Vieren fortkriechend, hatte er in ſeiner höchſten Noth Waſſer und einen ſchattigen Fleck geſucht und war dabei dem Rande des Abhanges zu nahe gekommen und hinabgeſtürzt. So fanden wir ihn.

„Unaufgeklärt blieb mir, wer jener Mann, mit dem er geredet, geweſen, ob von ihm oder einem Dritten der verrätheriſche Angriff und Mord geſchehen ſei.

„Wiederholt ächzte der Unglückliche nach ſeinem Sohne Benjamin, dann nannte er wieder Ihren Namen und bejammerte den Verluſt von Briefſchaften, ſei es nun, daß ſie ihm geraubt worden, ſei es, daß ſie verloren waren. Nicht in der Folge, wie ich es Ihnen jetzt mittheile, Herr Graf, ſondern in langen Zwiſchenpauſen, verworren und geſtört durch wüſte Phantaſiegebilde, kam dies Alles zu meiner Kenntniß. Eine fieberhafte Angſt quälte ihn, daß ſeine Feinde wieder erſcheinen könnten; er hielt mich bei der Hand feſt und wollte kaum leiden, daß ich nach der Quelle ging, friſches Waſſer für ſeinen Durſt zu ſchöpfen. Traurige, peinvolle Stunden — ach! mußte ich auf ſo ſchmerzliche Weiſe in das Leben eingeführt werden! Ich ſetze mit meiner Weitſchweifigkeit Ihre Geduld auf eine harte Probe, Herr Graf, aber eine innere Stimme ſagt mir, daß bei dieſer Begebenheit auch der geringſte Umſtand von Wichtigkeit ſei.“

„Mehr als Sie ahnen können, lieber Egbert! Sie haben die Parzen beim Spinnen eines ſchickſalsvollen Fadens belauſcht.“

Dieſe Aeußerung gab dem Jüngling den Muth, in ſeiner Schilderung fortzufahren.

„Leider konnte ich in meiner Hilfloſigkeit, allein mit dem Kranken, nicht daran denken, die Höhe, die er hinabgefallen war, hinaufzuſteigen und oben den Schauplatz der verbrecheriſchen That zu unterſuchen. So mögen alle Spuren derſelben ſchon verweht und verwiſcht ſein; nur ein göttliches Auge hat ſie geſehen. Endlich kehrte der Freund zurück, zu meiner unausſprechlichen Freude mit einigen Knechten und einer Tragbahre. Oben auf dem Höhenkamme hatte er umherirrend ein Mädchen gefunden, das ihm den Weg nach der Rabenmühle gewieſen. Es war ein wildſcheues, halbwüchſiges Kind mit nackten Füßen, das Geſicht und die Arme ſonnenverbrannt. Bei dem Anblick des Verwundeten ſchrie ſie laut auf, ſchlug mit den Händen wie beſeſſen um ſich und riß ſich los. Wir waren Alle zu eifrig um den Unglücklichen beſchäftigt, um uns lange mit ihr aufzuhalten.

„Es iſt die braune Chriſtel“, ſagten die Müllerknechte; „ſie iſt wüſt im Kopfe wie ihr Vater.“

„Auf der Bahre trugen wir dann Jean Bourbon zur Mühle; nicht ganz eine Stunde liegt ſie — und wir ſchritten, da wir uns beim Tragen ablöſen konnten, ſcharf aus — von der Unglücksſtätte entfernt. Die Beſtürzung des Müllers und ſeines Geſindes hatte bei unſerer Ankunft den höchſten Grad erreicht; ſie kannten den Fremden ſchon vom Anſehen. In der Frühe des Tages war er von Gmunden her bei ihrem Hauſe angefahren und hatte, eine Kleinigkeit an ſeinem Reiſewagen auszubeſſern, Halt gemacht. Vollgepackt und unverſehrt, wie er angekommen, ſtand der Wagen auf dem weitläufigen Hof der Sägemühle; der Kutſcher war bei ſeinen Pferden geblieben. Nach den Ausſagen des Müllers war der Fremde über die Verzögerung ſeiner Fahrt ungeduldig und verdrießlich geworden und hatte ſich, der Arbeit, die ihm nicht raſch genug von Statten ging, zuſehend, auf die Bank vor dem Hauſe unter dem Nußbaum geſetzt.

Da kam ein Reiter zu Pferde die Straße daher; es hätte ſo ausgeſehen, als ſei er dem Wagen ſchon eine Weile gefolgt.

In wenigen Worten verſtändigte der Reiter ſich mit Jean Bourdon; dieſer bedeutete ſeinem Kutſcher, ihn hier zu erwarten, und ſchritt dann mit dem Reiter, der vom Pferde geſtiegen war und es nun am Zügel führte, der Waldung zu, an dem Bache, der die Räder der Mühle trieb, entlang. Bald ſeien die beiden Männer ihm, dem Müller, aus den Augen entſchwunden; da ſie in einer fremden Sprache geſprochen, hätte er ſie nicht verſtanden, um etwas Hochwichtiges aber habe es ſich wohl gehandelt, denn Jean Bourdon ſei bei der Anrede leichenblaß geworden. Das lange Ausbleiben des Reiſenden, der doch eine baldige Rückkehr verſprochen, habe ihn eine Weile beunruhigt, allerlei Geſchäfte aber ſeien dazwiſchen gekommen und hätten ſeine Aufmerkſamkeit nach anderer Richtung gelenkt. Der Kutſcher aus Gmunden hätte ihn in ſeiner zuwartenden Rolle beſtärkt und immer getröſtet: „Sorgt doch nur nicht, haltet Euch ſtill, es iſt etwas Heimliches um den franzöſiſchen Herrn; der Pater Marcellus von den Capuzinern hat mir geſagt: ſeht nicht und hört nicht, was er thut und was um ihn geſchieht.“ “

„Da hört Ihr's, Pater“, wendete ſich der Graf zurück. „Was iſt menſchliche Vorſicht, was der klügſte Plan?“

„Ja, wenn wir Wetter und Wind machen könnten!“ antwortete ſeufzend der Capuziner.

„Das war etwa Alles“, fuhr der blonde Egbert fort, „was ich im Drange des Augenblicks aus dem Müller heraus erfragen konnte. Sie, Herr Graf, werden beſſer und leichter mit ihm fertig werden als ich; meine Bücherweisheit ſcheiterte an der Hinterhaltigkeit und Verſchloſſenheit des Mannes. In der Mühle blieben wir nur ſo lange, um den Verwundeten einen regelrechten Verband anzulegen; ſelten kam noch ein

Ruf, ein Schrei über ſeine Lippen, ein Ruf nach Ihnen! Da er nach menſchlichem Ermeſſen nicht mehr zu retten war und die Fahrt in dem gutgepolſterten Wagen ſeinen Zuſtand nicht verſchlimmern konnte, entſchloß ich mich, ihn hierher zu führen, um ſeinen Wunſch zu erfüllen und Ihnen, Herr Graf, vielleicht einen Dienſt zu erweiſen.“

„Den wichtigſten. Sie verpflichten mich in unlöslicher Weiſe.“

„Es iſt mein Glück, Herr Graf, nicht mein Verdienſt.“

„Immer haarſpaltend und grübleriſch! Greif' doch zu, junger Menſch! Als ob das Glück nicht das größte Verdienſt wäre und das Mißgeſchick die ſchlimmſte Schuld. Aber da ſind wir.“

Am Fuße des Schloßhügels, in der Entfernung von einigen hundert Schritten, am Saume eines Gehölzes, lag ein einſtöckiges Holzhaus. Ein ehemaliger Soldat des Grafen, der mit ihm die Kriege gegen die Heere der franzöſiſchen Republik durchgemacht, mit ehrenvollen Narben bedeckt, verzehrte darin das Gnadenbrod. Da er ſich aber noch kräftig fühlte und das nichtsthueriſche Kopfhängen, wie er ſich ausdrückte über alle Maßen verabſcheute, ſo hatte er ſich von ſeinem Herrn eine Beſchäftigung ausgebeten.

Lachend hatte ihm dieſer darauf erwidert, er möge nur in dem Gehölze an ſeinem Hauſe und rings um das Schloß gute Ordnung und Wache halten, er ſei ein vorgeſchobener Poſten.

Das that der graue Conrad — Augen und Brauen, Haar und Bart waren ihm grau — mit unermüdlichem Eifer und ſoldatiſchem Pflichtgefühl. Tag und Nacht ſahen ihn die Umwohner nun ſchon eine Reihe von Jahren, das treffliche neue Jagdgewehr im Arme, das ihm der Graf geſchenkt, meilenweit die Runde machen; davon nannten ſie ihn den Waldhüter.

Er ſtand auch jetzt, als Ulrich mit ſeinem Begleiter auf das Haus zuſchritt — hier öffnete ſich der Weg, der bisher zwiſchen dem Baumgange im nächtigen Dunkel ſchmal und ſteil dahingelaufen war, zu einem breiten, freien, mondlichterhellen Platz — wachehaltend an der Thür; ſtramm aufgerichtet, mit einem ſchwarzen zottigen Hund, der ſtill zu ſeinen Füßen lag.

„Schlimme Nacht, Conrad", ſagte Ulrich. „Trotz des Friedens leben wir noch immer im Kriege."

„Wird noch ſchlimmer werden, gräfliche Gnaden."

Damit öffnete der Waldhüter die Thür.

„Es geht zu Ende mit dem Franzoſen. Da hilft kein Paternoſter mehr. Es wird Einer wieder ſtill auf Erden."

In der Bettſtelle Conrad's, auf einem Strohſacke, über den Egbert eine Decke gebreitet hatte, bei dem dürftigen Licht einer kleinen, in einem eiſernen Leuchter ſteckenden Kerze rang Jean Bourdon im Kampf des Todes. Den Rock hatten ihm ſeine Pfleger ausgezogen, aber mit der Kraft der Verzweiflung hatte er ſich dagegen gewehrt, als ſie ihn ſeiner hohen und ſchweren Stiefel entledigen wollten, ſie hatten ſie ihm laſſen müſſen. Es war ein wunderlicher Anblick, die beſtaubten und beſchmutzten Stiefel unter der Hülle, die ſeinen Oberkörper bedeckte, über die niedrige Bettſtelle hervorragen zu ſehen.

Hugo, Egbert's Reiſegefährte, ſaß auf einem Schemel neben ihm. Auf dem Fenſterbret abſeits ſtand das Licht und ein irdener Waſſerkrug.

Der Eintritt der drei Männer ſchreckte den Sterbenden jäh empor; mit einem Schrei richtete er ſich in die Höhe. Schon hatte Hugo dem Grafen ſeinen Platz geräumt.

„Ich bin es, mein lieber Bourdon“, ſagte Wolfsegg in franzöſiſcher Sprache und ergriff die Hand des Unglücklichen.

Mit gebrochenen Augen ſtarrte ihn Jean Bourdon an; er ſchien ihn erſt nicht zu erkennen und ſeine Rede nicht mehr zu verſtehen. Eine Weile lag er dumpf ächzend da, als verſuche ſich ſein Geiſt mit einer letzten Anſtrengung zu ſammeln und aus dem dumpfen Hinüberträumen in den Tod heraus zu reißen. Krampfhaft umklammerte er die Hand Ulrich's, wie ein Schiffbrüchiger das Brett, das ihn aus dem ſtürmiſchen Meere retten ſoll. Von dem Kiſſen, auf dem er ruhte, erhob er den Kopf, ſeine Augen gewannen Blick und Ausdruck wieder.

„Aus, Herr Graf", brachte er mühſam hervor, „aus! Mein armer Benjamin! Retten Sie meinen armen Sohn!"

„Wie iſt nur dies Alles gekommen?" wollte Wolfsegg ihn fragen, aber er ſah, daß die Frage zu ſpät kam.

Er ſtand auf und neigte ſich über den Sterbenden.

An der anderen Seite der Bettſtelle war der Capuziner niedergekniet.

„Die Briefſchaften?"

Ulrich hatte ſeinen Mund dicht an Bourdon's Ohr gelegt.

„Verloren!" hauchte der und bemühte ſich, mit der Hand nach dem Stiefel zu greifen.

Dieſe halb bewußtloſe Bewegung verdoppelte ſeine Schmerzen, ein entſetzlicher Schrei entrang ſich ſeiner Bruſt.

Der Graf bedeckte das Geſicht mit den Händen. Dann ward Alles ſtill. Egbert flößte dem Kranken einige Tropfen ein. Der Capuziner ſprach dumpf vor ſich hin, ſingenden Tones, die Sterbegebete

„Benjamin! Mein Sohn Benjamin!“ ſtöhnte Bourdon noch einmal auf und griff mit verzerrten Zügen in die Leere hinein. „Tödtet ihn nicht!“

Sein Arm fiel kraftlos auf die Decke zurück und ſeine Finger umſchloſſen das Tuch ſo feſt, als wollten ſie es ewig halten.

„Gott ſei ſeiner Seele gnädig“, ſprach der Mönch. „Betet für ihn!“

„Da iſt einer der treueſten Männer geſtorben, die es in dieſer treuloſen Zeit gegeben“, ſagte nach einer längeren Pauſe der Graf.

Mit tief ſchmerzlichem Ausdruck weilte ſein Blick auf dem Geſicht Bourdon's, aus dem Spannung und Kampf gewichen waren.

„Das iſt ſtärker wie wir, viel ſtärker“, murmelte er. „Die Kugel, die wir gegen das Schickſal richten, ſpringt auf uns ſelbſt zurück!“

Und wie aus derſelben Stimmung heraus ſeufzte der Capuziner, die Hände um ſeinen Roſenkranz gefaltet:

„Wo iſt der Erzengel Michael, der dieſen Belzebub bändigt?“

Die Anderen ſchwiegen.

Der graue Conrad hatte in ſeinem Leben der Männer mehr, jüngere und ihm befreundetere, in ſchrecklicherer Lage, in noch grauſameren Schmerzen ſterben und dem Tod durch all ſeine Masken in das unergründliche Antlitz geſehen. Gelaſſen zog er die Decke bis hinauf an den Hals des Todten, erwartend, daß der Graf oder der Mönch ihm die gebrochenen Augen ſchließen würde.

Die beiden jungen Reiſenden, die der Zufall in dies ſchaurige Abenteuer verwickelt hatte, ſtanden am Fenſter; Egbert wendete dem Bett und den Männern darum halb den Rücken zu und ſchaute durch die kleinen Scheiben von ſchlechtem, grünen Glaſe hinaus und hinauf zum Monde. Mit verſchränkten Armen lehnte Hugo an dem vorſpringenden Fenſterbret und betrachtete die Stellung und den Ausdruck jedes Einzelnen in der Gruppe mit forſchenden Augen, als müſſe und wolle er ſie einmal im Bilde oder auf dem Theater wiedergeben.

„Da iſt nun nichts zu tröſten, noch zu hadern“, ſagte Wolfsegg zu dem Capuziner. „Ueber uns Allen iſt die Hand des Ewigen. Das war von ſeiner Jugend bis zum Tode ein ganzer Mann; wir wollen uns beſtreben, ihm gleich zu werden.“

Darüber hatte er die letzte fromme Pflicht an dem Todten geübt.

„Für dieſe Nacht laſſe ich die Leiche in Deiner Obhut, Conrad; Du wirſt Dich nicht fürchten.“

Wenn's der Reſpect vor dem Todten erlaubt, würde der Graue laut aufgelacht haben, ſo zeigte er nur mit einem heiſern Ton ſeine Zähne.

„Von dem Wagen laſſe die Koffer in das Haus bringen; Alles fein ſorglich und ſäuberlich.“

„Sei der Herr Graf unbekümmert“, ſprach der Mönch mit verſtändnißvollem Blick dazwiſchen, „ich werde dabei ſein und den Kutſcher nachher nach Gmunden heimſchicken.“

„In Eurer Hand wird Alles gut aufgehoben ſein, Pater Marcellus. Euch brauche ich nicht Vorſicht anzurathen.“

„Ich gehe wie ein Blinder durch die Welt und bin dabei am beſten gefahren. Der arme, gute Mann da ſah zu viel, das war ſein Unglück“, meinte der Capuziner, mit dem Finger auf den Todten deutend.

Der Graf nickte.

„Ihr habt Recht. Mit dem Feuer kann nur der ſpielen, der es nicht kennt. Wer in ſolchen Dingen bewußtlos handelt, hat immer die Ausſicht des Gelingens für ſich. Ja, wenn wir nur ſelbſt freieren Gemüths wären!"

Dabei richteten ſich ſeine Augen, die in dem Gemache umherſchweiften, plötzlich auf Egbert, der noch durch die Scheiben zum Mond aufblickte.

„Es iſt ſchwül und dumpfig hier. Todtenluft, Ihr Herren", ſagte er. „Iſt's genehm, treten wir vor das Haus."

Willig folgten die Jünglinge dem Voranſchreitenden; indem ſie ſich gegenſeitig die Hände reichten und ſchweigend ſchüttelten, wie zum Zeichen, daß dies Erlebniß den Bund ihrer Freundſchaft noch feſter knüpfen ſolle, verſtändigten ſie ſich zugleich mit halblautem Wort, draußen in aller Form von dem Grafen Abſchied zu nehmen.

Jenſeits der Schwelle, auf der mondhellen Lichtung, athmete Wolfsegg hoch auf. Vom See heraufwehte ein kühler Oſtwind, ihnen gerade entgegen, die Stirn erfriſchend, die niedergedrückte Stimmung erhöhend.

„Mein lieber Egbert und Sie, mein Herr", fing der Graf an . . .

„Hugo Spring", ſtellte der Angeredete ſich ſelbſt vor.

Ulrich reichte ihm die Hand.

„Ich mache nicht gern müßige Worte. Das Samariterwerk, das Sie heute gethan, der Todte kann es Ihnen nicht danken, und ich, ich weiß, junge Männer fühlen ſich verletzt, wenn man ihnen Dank oder Lob ſpendet; ſie ſind noch in dem Glauben, daß ſich das Gute ſelbſt belohnt, daß der kategoriſche Imperativ die Welt beherrſcht. Wohl ihnen, möge es für die deutſche Jugend niemals etwas Höheres und Heiligeres geben, als die Erfüllung gerade der ſchwerſten Pflicht.“

„Wie groß wird unſere Tugend, wenn unſer Herz bei ihrer Uebung bricht?“ konnte ſich Hugo nun doch nicht enthalten, mit einigem Pathos zu recitiren: Worte eines Dichters, der damals bei der Jugend einen unermeßlichen Beifall und Nachhall zu finden begann.

Der Graf fuhr fort:

„Aber nicht nur um den Todten, auch um mich, den Lebendigen, haben Sie ſich ein Verdienſt erworben. Und um Andere, deren Dank Sie ſich nicht ſo leicht entziehen können, wie dem meinigen! Jener Bourdon war der zuverläſſigſte Diener — nicht Diener, ſondern ein Freund meiner Schweſter, der Marquiſe von Gondreville; ſie wird aus Ihrem Munde die traurige Geſchichte ſeines Endes hören wollen . . .“

„Wir ſtehen der gnädigen Frau morgen zu Dienſten“, ſagte Egbert. „Wir gehen jetzt hinunter nach Gmunden.“

„Nein, nein!“ ſo ergriff Wolfsegg mit ungewohnter Heftigkeit den Arm des Jünglings. „Um keinen Preis laſſe ich das zu. Sie müſſen hinauf zu mir in's Schloß! Thun Sie meiner Gaſtfreundſchaft nicht den Schimpf an, ſie nach einem ſolchen Tage zu verſchmähen.“

„Sie mißverſtehen meine Empfindung, Herr Graf; wir Beide paſſen nicht in Ihr Haus, wir haben kein hochzeitlich Kleid an“, wendete Egbert beſcheiden ein.

Ihm widerſtrebte es im innerſten Herzen, ſich in dieſe Geſellſchaft zu miſchen; es ängſtigte ihn ein geheimes Vorgefühl, für das er doch keinen beſtimmten Grund hätte angeben können. So groß bei dem Jüngling, der es liebte, glänzende Luftſchlöſſer aufzubauen: ſonſt Wunſch und Sehnſucht geweſen war, einmal in die auserleſenen Kreiſe der Vornehmen zu treten und dieſe herrlichen Frauengeſtalten, von denen er in den Dichtungen geleſen, die er aus der Ferne im Prater beim Beginn des Frühlings, in ihren prächtigen Caroſſen hatte vorüberfahren ſehen, in der Nähe zu ſchauen, jetzt, wo ſich die goldene Pforte vor ihm aufthun wollte, ſchien ihn ſein guter Engel oder das Unbewußte in ihm zurückzuhalten.

Sein Gefährte war ſchon eher geneigt, der Einladung des Grafen zu folgen; er ſah nichts in ihr, als das Verſprechen einer Reihe von guten Tagen.

Da aber Egbert während der Reiſe nicht nur die Börſe geführt hatte, ſondern in dieſem Falle auch die Hauptperſon war, ſo mußte er ſeine Zuſtimmung bis auf einen günſtigeren Augenblick verſchieben.

Auf den ſollte er denn auch nicht lange zu warten brauchen.

„Was Kleider!“ rief der Graf. „Ihre Gutthat iſt das ſchönſte Ehrenkleid. Glauben Sie, daß wir einen wackern Mann nur nach ſeinem Rocke und ſeinen Verbeugungen beurtheilen? Auch ohne die blutigen Lehren der Revolution wußten wir Ariſtokraten das echte Verdienſt überall zu finden und zu ſchätzen. Nein, mein lieber Egbert, ſo entkommen Sie mir nicht. Das iſt nur ein Vorwand, ich kenne Sie beſſer. Es iſt Ihnen peinlich, ſo unſanft aus einer Lage in die andere, aus einer Empfindung in die entgegengeſetzte geriſſen zu werden. Sie wären lieber mit dem Freund ſchwärmend in der Mondnacht zum See hinuntergegangen, in Räthſelfragen nach dem Warum und Wozu des Todes, in Betrachtungen über die irdiſche Nichtigkeit ſich verlierend; nun ſollen Sie mit mir in eine luſtige Geſellſchaft; das ſtört Ihnen die Harmonie der Empfindung. Sie fürchten ſich vor der rauhen Berührung des Lebens. Da nimmt Ihr Freund die Sache munterer und unbefangener. Einen ſchweren

Tag beſchließt man am beſten mit einem Schlaftrunk. So helfen Sie mir doch, mein Herr Spring, dem blöden Schäfer da Muth einzuflößen!“

„Warum ſoll ich's nicht geſtehen, Herr Graf“, erwiderte, ſo angerufen, Hugo, „Sie haben mir aus der Seele geſprochen! Wenn's möglich iſt, verſcheuche ich mir gern die traurigen Bilder dieſes Tages durch ein heiteres. Ich ſpringe nicht ſo leicht wie Egbert in den Abgrund der Unendlichkeit und der Naturphiloſophie, ich habe einen Schauer davor wie vor einem kalten Bade. Der große Shakſpeare vermiſcht Tragiſches und Komiſches und läßt Hamlet von Opheliens Grabe zu einem Fechterkunſtſtück mit Laertes eilen. Auf, Egbert, von einem Sterbebett in einen erleuchteten Feſtſaal, es iſt Weltironie darin! Verſäumen wir ſie diesmal, ſo treffen wir ſie nie auf unſeren Wegen, dieſe göttliche Ironie, die einzig wahre Lebensweisheit.“

Trotz der ernſten Gedanken, die ihn beſchäftigten, mußte Wolfsegg lächeln.

„Nun werden Sie nicht länger widerſtehen, Egbert! Ihr Freund hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Das Leben iſt weder eine Qual, noch ein ſchöner Traum, es iſt nichts mehr und nichts weniger als eine Arbeit, eine harte und zuweilen ſehr unerfreuliche Arbeit! Habe ich keine Ueberwindung nöthig, um nach einem ſolchen

Blitzſchlag wieder, als wäre Nichts geſchehen, zu meinen Gäſten zurückzukehren? Sie werden in eine ſtrenge Schule genommen, Egbert; je früher deſto beſſer iſt eine ſolche Erziehung durch das Schickſal. Lernt kämpfen, Ihr Jünglinge, bei Zeiten kämpfen, die Welt bezwingen und Euch ſelbſt! Darin liegt die Freiheit und die Tugend."

Was ließ ſich darauf antworten?

Zwar wurde Egbert nicht überzeugt, nicht einmal beruhigt, aber er fühlte, daß er den Aeußerungen des Grafen nur unklare Stimmungen entgegenſetzen konnte. Es war ihm, als befände er ſich in einem ſtählernen Netz, das ſich immer enger und unzerreißbarer um ihn zuſammenzog. In einem Punkte durchſchaute ihn Wolfsegg. Der Jüngling fürchtete ſich vor den Menſchen, in deren Kreis er treten ſollte. Wohin würden ihn die Fäden, die ſich hier anknüpfen mußten, führen? Dieſe neuen Beziehungen, die Eindrücke, die er ſich wunderbarer ausmalte, als ſie vermuthlich in der Wirklichkeit waren, würden ſie nicht eine Wandlung ſeiner bisherigen Vorſtellungen hervorrufen? Ging er in das Haus der Circe oder in die Schmiede Vulkan's ein? Allein der letzte Grund dieſer Furcht lag nicht, wie der Graf meinte, in der Scheu und Empfindlichkeit des weltunerfahrenen Menſchen, es war der dunkle

Selbſterhaltungstrieb, der ſich in Egbert gegen das Fremde wehrte; ſo ſträubt ſich zitternd die Pflanze, die eine rauhe Hand aus ihrer mütterlichen Erde reißt, um ſie in einen anderen Boden zu verpflanzen.

„Ich folge Ihnen, Herr Graf“, ſagte er zögernd, „weil ich Ihrer Führerſchaft vertraue.“

Er war ſchon wider ſeinen Willen in die Gewalt der unſichtbaren Mächte gerathen und mußte in ſeiner Blindheit ihnen noch Dank für ihre Leitung wiſſen. Denn während ihres Geſprächs waren ſie dem Schloſſe immer näher gekommen und hatten ſich ſelbſt um die Möglichkeit, der Einladung Ulrich's dennoch auszuweichen, mehr und mehr gebracht.

„Und Sie werden nicht einſam unter fremden Geſichtern ſein“, tröſtete Wolfsegg, als wolle er auch die letzten Schatten aus dem Gemüth Egbert's verbannen, „Sie finden Max Auersperg und den Baron von Puchheim oben, der etwas von einem Poeten hat nur daß er auf die unrechte Seite gefallen iſt. Uebrigens ein Studium für einen angehenden Menſchendarſteller.“

Dies war für Hugo geſagt, der mit einem poſſirlichen Seufzer erwiderte:

„Die Kunſt iſt ſchwer, Gottes Thiergarten enthält der wunderlichen Exemplare zu viel!“

Ob der Graf unter anderen Umſtänden zwei jungen, namenloſen Leuten mit ſolcher Hartnäckigkeit ſeine Gaſtfreundſchaft beinahe aufgedrängt haben würde, bleibe dahingeſtellt. Sicherlich gab es einen Mittelweg, den er hätte einſchlagen können. Wohl mochte es ſeine Ehre ebenſowenig wie ſeine Güte leiden, ſie nach einem Gaſthauſe der doch noch über eine Stunde weit entfernten Stadt, bei nächtlicher Weile, ziehen zu laſſen, aber ſie in ſein Haus aufzunehmen und zu bewirthen, war eins; ein anderes, ſie in die Geſellſchaft ſeiner Verwandten und Gäſte zu führen.

Hätte Egbert einen größeren Ausſchnitt der Welt gekannt als den, der ſich vor ſeinen Fenſtern bei den Saleſianerinnen zu Wien, im Theater und auf ſentimentalen Reiſen ihm bis heute eröffnet hatte; wäre Hugo in ſeinem Leichtſinne nicht ſo unbekümmert und in ſeinem Künſtlerhochmuthe nicht des Glaubens geweſen, daß alle Planeten ſich um ihn als ihren Mittelpunkt drehen müßten, ſo würde das Benehmen des ſtolzen Edelmanns ihr Mißtrauen und den Argwohn, daß ſich eine Abſicht dahinter verſtecke, erweckt haben.

Als ſie in den licht- und luſterfüllten Saal traten, Wolfsegg mit freier Stirn, den erröthenden Egbert an der Hand, enthüllte ſich ein wenig dieſe Abſicht.

Der Graf hatte überlegt, daß ſein langes Verweilen nicht unbemerkt geblieben ſein würde. Die Einen mochten es anſtößig gefunden, die Anderen Verdacht daraus geſchöpft haben. Mit einer bloßen Ausrede war der Scharfſinn Zambelli's ſchwerlich zu verwirren; wie anders, wenn er nicht im Allgemeinen von Freunden ſpräche, die ihn aufgehalten, oder von einem unaufſchiebbaren Geſchäft, ſondern die Ankömmlinge leibhaftig vorſtellte? In einer Weiſe vorſtellte, daß ſich die Aufmerkſamkeit Aller von ihm ab auf die Fremden lenken mußte?

Der blonde Egbert war freilich mit ſeinem hochklopfenden Herzen unter ſo vielen fremden Geſichtern der Unfähigſte, den Plan des Grafen zu ahnen, als dieſer ſagte:

„Das war eine Ueberraſchung! Nur die Jugend erſinnt ſolche Tollheiten. Zu kommen, wo unſer Feſt zu Ende geht! Erlaube mir die Frau Schweſter, ihr in Herrn Egbert Heimwald einen trefflichen jungen Mann und halbwegs meinen Zögling aus Wien, und in Herrn Hugo Spring einen zukünftigen Prinzen Hamlet vorzuſtellen. Wein her, die Gäſte ſind durſtig, Wein her!“

Und indem er auf den langen Puchheim zuſchritt, rieb er ſich vergnügt die Hände und ſprach wie vor ſich hin, doch laut genug, daß die Umſtehenden es hörten:

„Zwei ausgezeichnete Jünglinge, Zierden unſeres guten öſterreichiſchen Bürgerſtandes!“

Ueber ſein Hoffen hinaus hatte Wolfsegg ſeinen Zweck erreicht.

Die beiden Fremden, die er ſo eigenthümlich eingeführt hatte, wurden der Gegenſtand der Verwunderung und der Neugierde; Niemand hatte Muße oder Neigung noch weiter nach dem Grunde ſeines Ausbleibens zu forſchen, es erklärte ſich durch die Ankunft der Jünglinge leicht und natürlich. Die Vertrauteren nahmen ſie freilich nicht, wofür ſie ausgegeben wurden, für harmloſe Reiſende, ſondern ſahen geheime Boten, die aus Tirol oder fernher aus Preußen, dem Königreich Weſtphalen, mit wichtigen Nachrichten eingetroffen wären, in ihnen. Gährte es doch überall im ehemaligen deutſchen Reich gegen die fremde Zwingherrſchaft, die bald nackt und frech von den Geſchöpfen des franzöſiſchen Imperators, ſeinen Brüdern, Marſchällen und Intendanten, bald verhüllt von den eingebornen und angeſtammten Fürſten, den rheinbündneriſchen Vaſallen des Eroberers, ausgeübt wurde.

Die Zeit war da, wo noch einmal an das Haus Oeſterreich die Mahnung erging, des deutſchen Reiches Schwert und Schild für die Freiheit Germaniens zum entſcheidenden Kampf zu ergreifen. Und nicht nur an die Enkel Maria Thereſia's, nein, an alle jene edeln und mächtigen Geſchlechter erging dieſelbe, die einzig dem Kaiſer und dem Reich unterthänig geweſen, bis der verheerende Sturm der Revolution auch über ſie dahingeſauſt war. Ehe ſie für immer vom Schauplatz der Geſchichte abtrat, wollte dieſe ſtolze reichsunmittelbare Ritterſchaft ihr Alles, Vermögen und Leben, auf eine letzte Karte gegen den fränkiſchen Uſurpator ſetzen.

Die Hutten und Sickingen aus dem Reformations-Zeitalter ſchienen wiedergekehrt zu ſein; wieder galt es, deutſche Art und Sitte gegen romaniſches Unweſen, gegen den Cäſar und ſeine Legionen zu vertheidigen. Nicht verzweifelter war in dieſen Tagen die Lage, als in der Dämmerung germaniſcher Geſchichte, damals wo auch im Heſſenlande und längs des Rheins römiſche Burgen und Wartthürme geſtanden und die Lictoren des Varus mit Ruthe und Beil durch die Wälder und Dörfer gegangen.

Ja damals, in Allen, die noch nicht gelernt hatten, ſich feige in die Zeit und unter das Joch der Franzoſen zu ſchmiegen, wachte die Erinnerung an Hermann und ſeine Liſt, die den verſchlagenen Römer im eigenen Netze fing, an die glorreiche Schlacht im Teutoburger Walde auf. An die goldenen Adler, welche die Sieger an den heiligen Eichbäumen ihren

Göttern aufgehängt! An jenes hehre Weib, das mit drohender Miene und prophetiſchem Worte dem Druſus Halt gewinkt! Ein Gedächtniß, flammend wie Morgenröthe auf den Bergen!

Ja, wie damals ſollte jetzt eine geheime Verſchwörung des ganzen Volkes, ein Tugendbund, desgleichen die Welt noch nicht geſehen, alle Stämme Deutſchlands umſchlingen und vereinen mit Banden der Liebe und Treue, in Waffen gegen den gemeinſamen Feind, der Stunde gewärtig, wo Oeſterreich rufen würde: Auf!

Das verſchwenderiſche Lob, das der Graf den Jünglingen geſpendet, war für die Ahnenden noch mehr als für die Wiſſenden ein Zeichen, daß Beide innerhalb dieſes großen Bundes ſtänden. Aber auch für die Unbefangenen genügte dieſe Empfehlung, den neuen Gäſten eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Ueberdies war der Name Heimwald wohlbekannt und geachtet in der Geſellſchaft. Egbert's Vater hatte ſeinerzeit für einen der tüchtigſten und glücklichſten Aerzte in Wien gegolten; mehrere der Anweſenden wollten dem Verſtorbenen für die eigene Rettung theurer Verwandten aus ſchwerer Krankheit verpflichtet ſein. Sie übertrugen mit der leichten und feinen Höflichkeit, welche das Merkmal und das Erbe der Ariſtokratie iſt, die Betheuerungen ihrer Dankbarkeit jetzt von dem Vater auf den Sohn.

In ihrer lebhaften Weiſe that es die Marquiſe von Gondreville Allen zuvor, es ſein nun, daß ſie als gute Schweſter ihren Bruder errathen hatte und ihrerſeits ſeinen Plan unterſtützen wollte, oder daß in Wahrheit der berühmte Arzt, wie ſie behauptete, ihrem Töchterchen das Leben erhalten hatte.

Der blonde Egbert würde inmitten dieſer Begrüßungen, der vielen vornehmen Freunde, von denen er bisher nie etwas vernommen, noch gewußt, und die ihm nun plötzlich ſo herzlich die Hand ſchüttelten — jetzt ſtürzte gar noch mit offenen Armen durch die ganze Breite des Saales Max Auersperg auf ihn zu — eine verlegene Rolle geſpielt haben, hätte ihm nicht das Feingefühl für das Schickliche und die beſcheidene Gemeſſenheit ſeines Auftretens eine gewiſſe Sicherheit gegeben.

War er auch zuweilen, um nicht vorlaut zu erſcheinen, wortkarger, als es ſein Vortheil erforderte, in ſeiner Haltung wie in ſeinen Aeußerungen verrieth ſich jene edle und hohe Bildung, die ihren Träger aus der Menge emporhebt und von dem Gemeinen und der Alltäglichkeit des Lebens ſcheidet. Was ihm fehlte, war nicht die geiſtige Kenntniß der Welt, ſondern die geſellſchaftliche Gewandtheit, die man ſich nur im beſtändigen Verkehr mit den Anderen erwirbt.

Hugo war ſchon ein rüſtigerer Schwimmer in dieſem Ocean. Mit leichtem Witze und Selbſtvertrauen theilte er die Wellen. Der Graf war mit dem Betragen der beiden jungen Männer höchlich zufrieden; trotz der Vorſicht der älteren Herren wagte ſich eine und die andere Frage an ſie, über ihre Reiſe, über den Weg, den ſie gekommen, über die Gerüchte, die etwa zu ihnen gedrungen, vom ſpaniſchen Kriege, von der Zuſammenkunft der Kaiſer in Erfurt. Sie aber bewahrten ein kluges Stillſchweigen. Von dem Abenteuer, das ſo ſeltſam und geheimnißvoll ihre Fahrt beſchloſſen, hätten wohl auch weniger Vorſichtige nichts verlauten laſſen, allein Egbert behielt nicht nur hierüber, ſondern auch in allem Anderen die Hand auf dem Herzen.

Das Wohlgefallen, das Wolfsegg für ihn empfand, ſteigerte ſich von Minute zu Minute, als er ihn ſich ſo lebensklug benehmen ſah.

Die Neigung erweckte, wie das zu geſchehen pflegt, bald auch die Abneigung zu einer ſtärkeren Aeußerung. Der Graf ſuchte mit den Augen den Ritter Zambelli.

Vittorio hatte ſich ſeit Wolfsegg's Rückkehr in den Saal nicht von ſeinem Platze gerührt; es ſchien, als ſei für ihn die Welt umher wie verſunken oder er mit der Dame, die ihm gegenüber in der halboffenen Glasthüre zu dem Balcon ſtand, auf einen anderen, ſchöneren Stern verſchlagen.

In das Geſicht des Ritters konnte der Graf nicht ſchauen. Vittorio kehrte der Geſellſchaft im Saale den Rücken zu; einmal erhob er die Hand und deutete hinaus auf die Felſen am jenſeitigen Ufer des Sees oder hinauf zum Monde. Antoinette — ſie war es, zu der er ſprach — hielt den Kopf auf die Bruſt geſenkt; um ihr reiches, blondes, in einen griechiſchen Knoten geſchlungenes Haar ſchimmerte der Glanz des nächtlichen Geſtirns. Hatte ſie den Auftrag des Oheims, den gefährlichen Mann zu feſſeln, ſo gut vollzogen, oder war ſie ſelbſt dem Banne ſeiner Beredtſamkeit verfallen?

Die Anderen bekümmerten ſich um das einſame Paar nicht; Einzelne, die des Guten nicht genug thun konnten, becherten noch immer, die Mehrzahl plauderte mit den jungen Freunden des Hausherrn, die gerade zur rechten Zeit, als der Engel der Langenweile ſeine Schwingen ausbreitete, mit neuen Geſchichten und friſchen Anregungen, ſelber zwei lebendige Räthſel, in die Geſellſchaft getreten waren.

„Wer iſt denn glücklich hienieden?“ ſagte Vittorio und ſeine Stimme hatte einen ſchwermüthigen Klang. „Ja, was iſt am Ende das Glück? Ruhe und Zufriedenheit bedingen einen glücklichen Zuſtand, und wann wäre eine heiße Leidenſchaft ruhig, welch' ein Beſitz, und wäre es der höchſte, befriedigte dauernd ein ehrgeiziges Verlangen? Könnte der Reiche und der Mächtige ſich beſcheiden lernen, ja dann! Unter Allen in dieſem Saal, glaube ich, gibt's nur Einen, den das Glück wenigſtens ſtreift."

„Und dieſer Eine?"

„Iſt Ihr Oheim, gnädige Gräfin. Das iſt ein Mann! Seine äußeren Güter, ein großer Reichthum, eine gebietende Stellung, halten den Vorzügen ſeines Geiſtes die Wage, und beide regelt eine weiſe Selbſtbeſchränkung. Möglich, daß mich der Schein der Ruhe in ihm täuſcht, daß auch er mehr von der Welt fordert, als ſie ihm gewährt, aber der Schein beſticht. Ein harmoniſches Leben ſtellt ſich uns dar; wie ärmlich nehmen ſich die Anderen dagegen aus, wie bettelhaft ärmlich oder ſchmerzzerriſſen!"

„Bekennen Sie indeſſen, um der Wahrheit treu zu bleiben, daß dies Ihre menſchenfeindlichen Grillen ſind, Herr Ritter, nicht Wirklichkeiten! Dieſe luſtigen Leute um uns bringen behaglich ihre Tage hin und ſchlafen einen Schlaf, um den ich ſie beneide", bemerkte Antoinette.

„Was hat die Maſſe der Eintagsfliegen mit Glück und Schmerz, mit Ruhm und Unſterblichkeit zu ſchaffen?“ erwiderte er geringſchätzig. „Wenn Stumpfheit der Sinne und Dumpfheit des Herzens glücklich machen… wer aber begehrte nach einem ſolchen Daſein? An den beiden Polen der Menſchheit ſtehen hier die Befriedigten, die ein bedeutendes Ziel erreicht haben und nun, die Stirn mit dem Lorbeer geſchmückt, einherwandeln; dort die Unſeligen, die ſich im eigenen Feuer verzehren; zwiſchen ihnen wogt dunkel und namenlos die Menſchenwelle träge auf und ab, nicht um ihrer ſelbſt, nur um der Bevorzugten willen iſt ſie da. Dies Geſchick würde zu elend und auf die Länge für denkende Weſen unerträglich ſein, hätten ſie ein Bewußtſein und ein Empfinden davon. Die Seelen der Menſchen zerfallen in drei Arten: es gibt Seelen von Stahl, von Wachs und von Leder. Das Wachs zerſchmilzt an der Sonne, der Stahl zerſplittert unter dem Hammer, aber weder Hammer noch Sonne ſchaden dem Leder.“

„Sie ſind boshaft, Herr Ritter, und haben doch keinen Grund, die Geſellſchaft zu verſpotten und mit der Welt zu rechten.“

„Keinen Grund? Und das ſagt mir die Gräfin Antoinette? Die Einzige, von der ich wähnte, daß ſie

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

mich verſtände und mich bedauerte, weil ſie die Qualen einer unbefriedigten Sehnſucht kennt! Weil ſie ein Herz beſitzt, zu groß und ſtolz für dieſe Menſchen! Oder iſt es nicht wahr, daß die Huldigungen und Vergötterungen, mit denen man Sie überhäuft, Sie ermüden und angähnen; nicht wahr, daß all die Liebe und die Fülle des Reichthums, die Sie umgiebt, Sie oft bis zum Tode betrüben?“

Daß ſie ſcheu zurückwich und hinaus auf den Altan trat, wie bis in's Innerſte von der Wahrheit ſeiner Worte getroffen, ermuthigte ihn, fortzufahren:

„Nein, Gräfin Antoinette, ich habe mich nicht getäuſcht. An geheimen Zeichen erkennen ſich die erhabenen Unglücklichen, denen das Alltagsſpiel des Lebens nicht genügt. Iſt dies ein Platz für Sie? In einem einſamen Schloſſe die frommen Pflichten einer Tochter zu üben, die Liebesbetheuerungen gutmüthiger Landjunker Tag ein, Tag aus zu hören, eine Königin unter Bauern zu ſein, iſt dies ein Loos für Sie? Wohl entſpricht es der Beſtimmung, die der Graf, Ihr Oheim, den Frauen zuſchreibt; es iſt der Kreis, in dem ſich nach ihm das Weib entwickeln ſoll. Da er ein Mann im vollkommenſten Sinne iſt, kann er in dem Weibe nur eine Dienerin ſehen. Aber wie ſollten Sie ſich gegen eine ſolche Meinung nicht empören und nicht aus ſolchen Banden emporſtreben?“

„Sie haben mich einigemal in ernſter Stimmung überraſcht“, ſo fand Antoinette endlich die Sprache wieder, „und ſchieben meiner Schwermuth, die ſich doch aus dem Schickſale meiner Familie leicht erklärt, ſeltſame Träumereien unter. Und habe ich mir gar einmal in Ihrer Gegenwart Flügel gewünſcht, um — ich weiß nicht zu welchem Sterne aufzufliegen — ſchön iſt es nicht, Herr Ritter, einem kindiſchen Mädchen ſeine Thorheit ſo auszubeuten.“

„Thorheit wäre es, das Erhabene zu begehren und die Höhen den Niederungen vorzuziehen? Nicht mir, ſich ſelbſt thun Sie mit ſolchen Aeußerungen Unrecht, Gräfin, Ihre Augen reden anders als Ihre Lippen. Die ſuchten vorher in den Wolken, während ſich die Kleinen in ihrer Weiſe am jämmerlichen Zeitvertreib erfreuten, die Freiheit und ihren Stern. Dränge ich mich damit in Ihr Vertrauen? Fern iſt mir ſolche Kühnheit. Der arme Ritter Zambelli würde um die glänzende Tochter der Wolfsegg und der Gondreville immer nur wie die Motte um das Licht ſchwärmen. Aber ich möchte nicht von Ihnen verkannt ſein. Das iſt Alles. Trotz des Getümmels, in dem ich mich bewege, bin ich ein einſamer, freund- und freudloſer

Menſch. Da iſt es mir geweſen, als klänge in Ihnen eine gleichgeſtimmte Saite; war es ein Vergehen, daran zu rühren, ſo vergeben Sie."

„Ich habe nichts zu verzeihen", ſagte ſie, und fing an, ſich ihrer Furcht zu ſchämen. „Jeder verſucht eben in der Seele des Anderen zu leſen . . ."

„Und findet gern ſeine eigene Stimmung in der fremden wieder", ſetzte er hinzu. „Der Unzufriedene glaubt, daß die ganze Welt ſeine Verdrießlichkeit theilen müſſe. Ich leide, wie mir Ihr Oheim vorwirft, an einem heftigen Ehrgeiz und an einer Krankheit, die noch ſchlimmer iſt, die er aber aus Höflichkeit verſchweigt, an einer demüthigenden Armuth. Darum bin ich ungerecht gegen die Reichen und beneide ſie, während ich ſie zu verſpotten ſcheine. Ich habe ein unruhiges Verlangen, zu ſteigen. Haben es nicht alle bedeutenderen Naturen? Fliegen wir nicht im Traume? Der Zuſammenſturz einer alten Welt; der Blick auf den franzöſiſchen Kaiſer, ſeine Gemahlin und ſeine Schweſtern, ſeine Marſchälle und Räthe — geſtern waren ſie noch namenlos im Dunkel der Niedrigkeit, heute ſitzen ſie auf den älteſten Thronen Europa's! Wer könnte ſolche Wandlungen erleben, ohne den leidenſchaftlichen Wunſch zu hegen, nun auch ſeinerſeits in der großen wilden Jagd nach dem Glücke, welche die Revolution zum erſten Male in der Geſchichte Allen geöffnet hat, ſein Heil zu verſuchen und ſeine Beute zu erjagen?"

„Oder unterzugehen", entgegnete Antoinette.

„Nicht Alle können ſiegen. Immer iſt es ehrenvoller, in einem Kampfe, als im trägen Nichtsthun zu ſterben; in einem Erdbeben zu verſinken, als auf ſeinem Bette dahinzuſiechen."

„Und", kam Sie auf den Anfang des Geſpräches zurück, „mich halten ſie ähnlicher Begierden und ähnlicher Wallungen für fähig?"

Es war, als ſchwankte er bei der Heftigkeit, mit der ſie geſprochen, in ſeiner Antwort; doch im nächſten Augenblicke ſagte er mit einer ſcherzhaften Wendung:

„Ja, denn Sie gehören nicht zu dem Geſchlechte der Spinnerinnen."

Wie ſie ſeine Aeußerung aufnahm, erfuhr er an dieſem Abende nicht; eben rief die Mutter ſie an ihre Seite.

Egbert, der noch neben der Marquiſe ſtand, ſah ſo die ſchöne ſchlanke Geſtalt in dem weißen, glatten, nach ſogenannter griechiſcher Weiſe fließenden und wallenden Kleide langſam durch den Saal ſchreiten. Ihre nackten, glänzenden Arme, ihre ſanft gerötheten

Wangen, eine Wolke des Unmuths oder des Nachdenkens auf ihrer Stirn, die den ganzen Ausdruck ihres Geſichts erhöhte, der ſchwermüthige, beinahe düſtere Blick, den ſie, den Kopf erhebend, auf ihn richtete: Alles vereinte ſich, in ihm einen unverlöſchlichen Eindruck hervorzurufen. Solch ein Frauenbild hatten ſeine Augen noch nie geſchaut, ſo greifbar nahe, ſo durchaus holde Wirklichkeit.

Auf die Worte, welche die Mutter zu ihr ſagte und die er in ſeiner Traumverlorenheit, aufgegangen wie all ſeine Sinnesthätigkeit im Schauen war, nicht verſtand, reichte ſie ihm zum Willkommen ihre Hand. Wagte er ſie zu berühren? Es war ihm, als hätte er die Hand einer marmornen Göttin angefaßt. Sein Entzücken über ihre Gegenwart wechſelte mit der Angſt, daß ſie ihm wie eine idealiſche Erſcheinung wieder entſchwinden könnte. Wohl ſprach ſie zu ihm mit einer tiefen wohlklingenden Stimme, und er antwortete ihr, aber was ſie mit einander redeten, haftete nicht in ſeinem Gedächtniß, es blieben leere Worte ohne Inhalt. Die Sprache war zu arm für ſeine Trunkenheit, zu arm, um es der überwältigenden Wirkung ihrer Schönheit gleichzuthun. Er ſah nur den ſchimmernden Nacken, als ſie ſich zur Seite neigte; den blauen Gürtel, der unter dem Buſen ihre Geſtalt umfloß, das weiße, weiche

Gewand, als ob eine herrliche Statue des Alterthums lebendig geworden wäre.

In ſeiner Verzückung hatte er ſeine Umgebung, den Ort, an dem er ſich befand, vollſtändig vergeſſen und nichts erinnerte ihn zu ſeinem Glücke daran.

Die Geſellſchaft rüſtete ſich zum Aufbruch, nur eine kurze Spanne Zeit fehlte noch an Mitternacht. In der allgemeinen Bewegung, in der Dieſe von den Wirthen Abſchied nahmen, Jene noch zögerten und Verabredungen für die nächſten Tage trafen; der Graf und ſeine Schweſter von einer Gruppe zur anderen gingen und baten, doch wenigſtens das Schlagen der Mitternachtsglocke abzuwarten, ehe ſie ſchieden; der lange Puchheim dazwiſchen rief: „Trinkt noch ein Glas! So kommen wir nie wieder zuſammen, wir nie wieder und Napoleon und Alexander auch nicht! Auf Erden iſt Alles auf den Augenblick und die Stunde geſtellt!“ — die jüngeren Damen um Antoinette einen Kreis gebildet hatten und eifrig mit flüſterndem Tone und leiſem Gekicher Wichtiges beſprachen; die Diener auf ſilbernen Bretern den Abſchiedstrunk herumreichten — in all dieſem Treiben achtete Niemand auf Egbert.

Weit zurück aus der Mitte des Saales hatte er ſich in eine der tiefen Wandniſchen geflüchtet und genoß von hier aus, von dem Gedränge und Lärm der Anderen nicht geſtört, den Anblick Antoinettens. Sie mit ihren Gefährtinnen vergleichen — wenn es vergleichen heißt — ſie über Alle zu erheben; ſie aus der Ferne bewundern zu können, wo ihre unmittelbare Nähe ihn nicht wie vorhin einſchüchterte, verſchaffte ihm ein unbeſchreibliches Vergnügen. Und bedachte er dann, daß er wie heute, ſo morgen ſie ſehen würde, ergriff ihn ein Schauer der Freude, den er bisher noch niemals empfunden hatte. Still genügſam, ſtrebten ſein Wunſch und ſeine Hoffnung nicht über dieſes Anſchauen ſeiner Göttin hinaus. Der ſchönſte Stern des Himmels war ihm in ihr aufgegangen, ſichtbar, wenn auch unerreichbar; ſie anzutaſten würde ihn noch mehr ein Frevel als eine Unmöglichkeit gedünkt haben.

Darüber war — Egbert hatte nicht bemerkt, wie es geſchehen — der Ritter Zambelli zu den Mädchen getreten. Seine düſtere Erſcheinung, das dunkle Haar, das bronzene Geſicht, ſeine ſchwarze Kleidung warfen für den Betrachter gleichſam einen finſteren Schatten auf das lichte Bild Antoinettens. Er fühlte, wie ſein Herz ſich krampfhaft zuſammenzog, als eine flammende Röthe ihr Antlitz bis zu den Schläfen überflog, ſei es nun über eine Aeußerung Zambelli's oder über die bloße unvermeidliche Berührung mit ihm.

„So einſam?“ ſagte an ihm vorübergehend der Graf. „Es war ein anſtrengender Tag für Sie, lieber Egbert, darum ſollen Sie aber auch um ſo ſanfter unter meinem Dache ruhen.“

„Wer iſt der Herr, der ſo angelegentlich mit der gnädigen Gräfin ſpricht?“ fragte der Jüngling zurück mit einem Vorwitze, zu dem er ſich nicht hätte hinreißen laſſen, wäre er noch Herr ſeines Willens und ſeiner Zunge geweſen. „Er hat ein ſo auffallendes Aeußere.“

„Nicht wahr? Sind Sie unter die Phyſiognomiker gegangen? Da wünſch' ich Glück! Unter all meinen Gäſten haben Sie gleich den eigenthümlichſten herausgefunden, ein Original, oder wie ſagt Ihr jungen Leute jetzt in der neuen Dichterſprache? Ein romantiſches Genie. Es iſt der Ritter Vittorio Zambelli, der jüngſte Sohn einer alten Familie aus Wälſchtirol. Sie haben ein Auge, Egbert, ein Auge! Soll ich die Bekanntſchaft vermitteln?“

„Nicht meinetwegen, ich bitte, Herr Graf —“

Er wehrte ab.

Auf der anderen Seite redete der Verhaßte, deſſen Namen er nun wußte, um ihn nie wieder zu vergeſſen, noch immer mit der jungen Gräfin, von ernſten, heimlichen Dingen. Egbert ſchloß es daraus, daß allmälig die Gruppe der Mädchen um Beide ſich aufgelöſt hatte und ſie ganz allein ſtanden. Wie es ſchien, erwiderte Antoinette nur einſilbig, deſto aufmerkſamer hörte ſie zu. Uebte der Ritter einen Zauber aus? War, was er ſagte, ſo klug, daß man nicht ermüdete, ihm zu lauſchen? In Egbert regte ſich die Leidenſchaft, dieſe Unterhaltung zu ſtören. Wenn er ein Schwert in der Hand gehabt, vielleicht wäre er auf den unheimlichen Mann losgeſtürzt. In ſeinen Gedanken vollführte er die tolldreiſte That, in der Wirklichkeit bewegte er keinen Fuß vorwärts. Die Sitte, die Gewohnheit waren mächtiger, als die Aufwallung der Eiferſucht. Dies aber war zu viel; Vittorio hatte ſich auf die Hand Antoinettens niedergebeugt und drückte ſie mit einem Gemiſch von Zärtlichkeit und Inbrunſt an die Lippen. Egbert's erſte Empfindung war, entrüſtet müſſe das Mädchen ihm die Hand entreißen und eine ſolche Entweihung nicht dulden. Darf ſich ein Heiligenbild von einem Sünder anrühren laſſen? Iſt nicht ſein Hauch ſchon Befleckung? Doppelt heiß rollte ihm das Blut zum Herzen zurück. Die Rechte der Gräfin ruhte noch in der Hand Vittorio's. Da hielt es ihn nicht länger an ſeinen Platz, er trat vor.

Das eifrige Geſpräch jener Beiden hatte indeſſen außer Egbert noch einen Anderen erzürnt, der nach der Art, wie er ſeinen Zorn zur Schau trug, ein größeres Recht zu ſeinem Unwillen haben mußte. Es war Max Auersperg, der daher ſtürmte.

Um Zambelli's Lippen ſpielte ein feines und boshaftes Lächeln. Schon hatte er Antoinettens Hand losgelaſſen und ſich mit einer ehrfurchtsvollen Verneigung von ihr verabſchiedet. Mit einer raſchen Wendung, um ſeinen hitzköpfigen Gegner zu vermeiden und ihm auch nicht die kleinſte Urſache zum Streite zu geben, kehrte er ſich von der jungen Gräfin ab und ſtieß unverſehens mit dem blonden Egbert zuſammen.

„Ich bitte Sie ſehr um Entſchuldigung, mein Herr", ſagte er und muſterte unwillkürlich den Jüngling.

Es war nicht die Erregung, die ſich in deſſen Zügen ausprägte, denn der Ritter hatte keine Ahnung, daß er es ſei, gegen den die Leidenſchaft Egbert's ſich richtete, ſondern deſſen Perſönlichkeit, die ihn feſſelte. Wie ſo ganz erſchien ſie als das Widerſpiel der ſeinen! Ein Bürgersſohn aus Wien, den der Graf ſelbſt eingeführt, und in ſo merkwürdiger Weiſe! Nachdem er ohne Zweifel lange vorher insgeheim mit ihm verhandelt hatte! Den die adelsſtolze, vor Hochmuth halb närriſche Marquiſe mit mütterlicher Zärtlichkeit überhäufte! Was bedeutete das? Dazu das Wispern der Geſellſchaft bei dem Eintritt des Grafen mit den beiden Fremden, das Zambelli trotz ſeiner Schwärmerei über Welt und Menſchengeſchick nicht entgangen war.

In der plötzlichen und unabſichtlichen Begegnung mit Egbert wurden dem Ritter all dieſe Vorgänge wieder lebendig. „Wenn hier der Knopf eines Geheimniſſes ſteckte, auf den ich nur zu drücken brauchte; und er ſieht aus wie die Aufrichtigkeit ſelbſt, dieſer blonde Jüngling —“ fuhr es ihm durch den Sinn.

„Noch einmal, Verzeihung, mein Herr“, wiederholte er in ſeiner geſchmeidigen Höflichkeit; „täuſche ich mich nicht, ſo haben wir uns heute ſchon in Lambach getroffen, wenn auch nur im flüchtigſten Vorübereilen.“

Es war ein Angelhaken, den er auswarf, vielleicht fing ſich der Fiſch daran.

„Nicht möglich“, antwortete kurz Egbert. „Ich war nicht in Lambach.“

Zambelli hätte hier das Geſpräch mit einem Eingeſtändniß ſeines Irrthums abbrechen können, aber er fühlte ſich von dem Grafen beobachtet und wollte, wie jeder Spieler, um den erſten verlorenen Einſatz einzubringen, einen zweiten Wurf wagen.

„Sollt' ich mich irren? Das Bild iſt mir ſo deutlich! Auf der Landſtraße war's, ich kam zu Pferde von Gmunden, Sie von Norden daher …“

Die Hartnäckigkeit des Wälſchen, von der er keinen Grund abſah, zerſchnitt den Geduldsfaden des Anderen. Es war ein Etwas in dem Ritter, das auch ohne jegliche Veranlaſſung die Abneigung und den Widerſtand Egbert's herausgefordert hätte. Sollte er ſich gar noch muthwillig von ihm foppen laſſen?

„Das muß eine wunderbare Luftſpiegelung geweſen ſein“, ſagte er, ſich mit einiger Anſtrengung zur Kaltblütigkeit zwingend, „denn in der That, mein Herr, mir iſt's nun auch, als hätte ich Sie geſehen, flüchtig vorüberziehend, ein Nebelbild im Herbſtnebel, nur auf der entgegengeſetzten Seite, ſtatt im Oſten, im Weſten, in der Nähe der Rabenmühle —“

Er dachte ſo Keckheit mit Keckheit zu bezahlen.

Vittorio zog haſtig den rechten Fuß zurück, wie Einer, der beim Herabſteigen von einer Bergwand auf einen glatten Stein tritt und hinabzufallen fürchtet; dann ſah er mit ſchrägem Blicke an Egbert hinan und erwiderte:

„Es war alſo doch ein Irrthum, den mir meine Phantaſie geſpielt, wenn Sie nicht einen Doppelgänger haben, mein Herr. Dafür hoffe ich nach dieſer Begegnung Ihr Geſicht nicht mehr aus meinem Gedächtniß zu verlieren.“

„Und ich nicht das Ihre, mein Herr!“

Die Ruhe und der kühle Anſtand des Ritters hatten auch die Heftigkeit Egbert's beſänftigt.

Ohne ihn weiter zu beachten, ſchritt Antoinette an ihm vornehm ſtolz vorbei, die Freundinnen, die nun alle zum Aufbruch bereit waren, zur Thür zu geleiten. Wie ein Strom eiſigen Waſſers strömte es auf ſein Haupt. In welchem tollen Traume war er befangen geweſen! Was kümmerte ihn die junge Gräfin und weſſen Huldigung ſie ſich gefallen ließ? In dieſer Geſellſchaft, in der er doch immer nur der Geduldete war, welche Rolle hatte er geſpielt? Er war auf dem beſten Wege, ſich mit heftigen Selbſtvorwürfen anzuklagen, als der Graf ihm die Hand auf die Schulter legte.

„Sie haben ſich wacker gehalten, Egbert. Das war ein Eintritt in's Leben.“

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf; ich beſorge nur, daß mir dieſe Welt ewig fremd und feindſelig bleiben wird.“

„Einen Feind haben Sie. Erſchrecken Sie nicht, Feindſchaft hilft einem Manne weiter als Freundſchaft“, meinte Wolfsegg in ſeiner vieldeutigen Weiſe. „Und nun gute Nacht und einen traumloſen Schlaf. Anton wird für Sie und Ihren Freund ſorgen. Herzlich gute Nacht!“

Von allen Seiten ſcholl es:

„Gute Nacht!“

„Glückliche Fahrt!“

„Auf Wiederſehen!“

„In drei Tagen, wenn ſich das Wetter hält, zu einer Fahrt auf dem See!“

„Ja, eine Waſſerfahrt!“

„Das wird eine Luſt ſein!“

„Welch’ ein ſchöner Tag heute!“

„Gut begonnen, gut beſchloſſen!“

Und inmitten all dieſer Ausrufe und Grüße ein Händeſchütteln hier, ein Bruderkuß dort, an dem der Wein des Wirthes nicht ohne Schuld ſein mochte; eine zärtliche Umarmung der Mädchen, die ſich noch nicht von einander trennen konnten — dazwiſchen die Diener, die draußen auf dem Gange mit Hüten und Mänteln warteten oder ſie durch die geöffnete Flügelthür hineinreichten — im Hofe die angeſchirrten Wagen, die ſtampfenden Pferde, der weite Raum von flackernden Fackeln und Windlichtern erhellt; müde, halb ſchlaftrunken und halb berauſcht von dieſer Fröhlichkeit und dieſem bunten Glanze, wie in das ſelige Land Utopien verſchlagen, ſtahlen ſich Egbert und Hugo aus dem Getümmel und folgten dem würdigen Hausverwalter, der ihnen voranleuchtend die Treppe zu den oberen Geſtocken des Schloſſes hinanſtieg.

Drittes Kapitel.

Die beiden Freunde waren Frühaufſteher; heute indeſſen würde auch ohne dieſe Gewohnheit die Erregung, die nach den Abenteuern des vergangenen Tages noch in ihnen nachzitterte, ſie mit der Sonne aufgeweckt haben.

Dem blonden Egbert hatte ſich der Wunſch des Grafen nicht erfüllt, er hatte eine ſchlafloſe Nacht unter den wunderlichſten Viſionen zugebracht. Bald die ſüßeſten, bald die ſchrecklichſten Phantaſien hatten mit ihm, während er ſich im Halbſchlummer von einer Seite auf die andere warf, ihr Spiel getrieben. Die Uebergänge von dem Tode Jean Bourdon's zu dem Feſte im Schloſſe, von ſeinem Geſpräche mit der ſchönen Gräfin zu dem Streite mit dem Wälſchen, waren für ſeine weiche Seele und bewegliche Einbildung zu ſtark geweſen. Er bedurfte der Ruhe, des Nachdenkens, der Mittheilung ſeiner Empfindungen, um das verlorene Gleichgewicht ſeines Geiſtes wieder herzuſtellen.

Schon als Knabe hatte Egbert einen Hang zur Träumerei gezeigt; halb mochte ſie ein Erbtheil ſeiner künſtleriſch begabten Mutter geweſen ſein, halb wurde ſie durch ſeine Erziehung groß gezogen.

In einem dem Kloſter der Saleſianerinnen auf der Landſtraße in Wien nahe gelegenen, faſt einſamen Hauſe, mit dem weitläufigen Garten nach dem Rennwege zu, wuchs Egbert auf, das einzige und, wie es nicht anders ſein konnte, verwöhnte Kind edelherziger, aber ungleicher Eltern, ungleich an Jahren, Anſchauungen und Empfindungen. Sein Vater war der beſte Schüler des berühmten Arztes Gerhard van Swieten, ein Mann der Aufklärung, wohlwollenden Gemüthes, von redlich ſtarkem Willen; die Mutter, urſprünglich zur Sängerin beſtimmt, hatte in dem Zwange der Verhältniſſe ihrem Lieblingswunſche entſagen müſſen und den um viele Jahre älteren Mann mehr aus Ueberlegung, als aus Zuneigung geheirathet. Am Sterbebett ihres Vaters, deſſen plötzlicher Tod ihre Hoffnungen für immer zerſchnitt, hatte ſie Heimwald als Arzt kennen und ſchätzen gelernt. Die Schönheit und Schwermuth des jungen Mädchens bezauberten ihn ſeinerſeits; nach einigem Zögern bot er ihr ſeine Hand an. Aus Rückſicht auf ihre noch unverſorgten Geſchwiſter, aus Furcht vor der Welt, die ſie, die Verlaſſene, wie ein Abgrund angähnte, hatte ſie eingewilligt.

Die Ungleichheit der Jahre und Gefühle ließ nun freilich zwiſchen den Gatten nicht jene innigſte Gemeinſchaft aufkommen, welche die Vollendung der Ehe iſt, aber kein Theil hatte über den anderen zu klagen. Die Menſchen nannten ſie glücklich. Gab es in Angelika's Herzen eine ungeſtillte Sehnſucht, ſo verſchloß ſie dieſelbe ſorgfältig in ſich; was ihr Gatte an Treue, Achtung und Dankbarkeit von ihr fordern konnte, gewährte ſie — und er, bei ſeiner anſtrengenden Geſchäftigkeit, bei ſeinem Leben in der Welt und ſeinen vielfachen Beziehungen zum Allgemeinen, vermißte in ſeinem Hauſe kaum das Fehlen einer tieferen Harmonie. Ein eifriger Leſer und Bewunderer engliſcher Bücher in ſeinen Mußeſtunden, betrachtete und erwog er Alles mit Humor; die ſanfte Schwermuth ſeiner Gattin nahm er in verſtändiger Ruhe als weibliche Schwäche hin, die er umſoweniger bekämpfen dürfe, da ſie einen Reiz ihres Weſens ausmachte. Die Lücke zwiſchen ihnen füllte dann der Knabe aus. Wetteifernd ſuchten Beide ſich in ihrer Liebe zu ihm zu überbieten.

Daß ſein körperliches Gedeihen keinen Schaden erfuhr, war die ſtete Sorge des Vaters. Bedenklicher geſtaltete ſich Egbert's geiſtige Entwicklung. Der Vater hielt von der Erziehung und Bildung durch die Schule nichts, er wollte ſein Kind ganz und ungetheilt in ſeinem Sinne unterrichten und erziehen. In ihrer Scheu vor der Welt, in ihrer eiferſüchtigen Liebe, die ſich beeinträchtigt gefühlt hätte, wenn der Knabe auf ſo viele Stunden ihr entzogen worden wäre, ſtimmte die Mutter freudig dem Plane des Vaters bei. Egbert blieb im Hauſe, treffliche Lehrer bildeten ſeinen Geiſt, die zärtliche Mutter ſein Herz.

Nicht leicht war ein lerneifrigerer Knabe zu finden. In gleichem Maße wuchſen ſeine Kraft und ſeine Kenntniſſe. Aber die Gelegenheit, ſie im Kampfe mit Anderen zu erproben, ſtellte ſich nicht ein. Er hatte keinen Spielgefährten, er hätte denn ſeine Mutter ſo nennen müſſen. Und da er über Haus und Garten hinaus die Welt nicht kannte, ſo hatte er weder Verlangen, noch ein Bedürfniß nach ihr. Zuweilen kamen die Kinder der Freunde ſeiner Eltern zu ihm, oder er ging unter der Obhut der Mutter, eines alten Dieners zu ihnen, allein ihre Spiele ſagten ihm nicht zu. Lieber lauſchte er den Märchen ſeiner Mutter und ſpielte ſich nachher auf ſeinem Puppentheater dieſe wunderſamen Geſchichten noch einmal vor.

In anderer Weiſe entfremdete ihn der Vater dem geſellſchaftlichen Leben und Treiben. Er hatte die Heilkunſt, die edelſte Wiſſenſchaft, die es gibt, wie ein Tagelöhner getrieben; ſein Sohn ſollte ſie als eine freie, als höchſte Kunſt, abſehend von jedem irdiſchen Lohn, üben. Aus Egbert einen großen Entdecker zu machen, deſſen Name ſich den unſterblichen Jüngern des Aeskulap, den Hippokrates und Galenus, den Jenner und van Swieten, einſt zur Seite ſtellen würde, war ſein Stolz und ſeine Hoffnung. Auch ihm galt es daher für eine Pflicht, ſeinen Sohn von allen ſtörenden Eindrücken und Einflüſſen der Außenwelt nach Möglichkeit fernzuhalten. „Der Weiſe lebt gern allein“, pflegte er zu ſagen, „nur dadurch bleibt er von jeder Befleckung rein.“

So war es geſchehen, daß Egbert bei ſeines Vaters Tode ſich der „Welt“ wie einer Räthſelerſcheinung gegenüber befand.

Schlimme Erfahrungen, peinliche Enttäuſchungen konnten dem achtzehnjährigen Jüngling nicht erſpart bleiben. Um ſo ſchneller flüchtete er ſich von den rauhen Begegnungen, aus Lärm und Unruhe in ſein ſtilles Daheim, zu ſeiner Mutter zurück. Hier war Alles nach ſeinen Wünſchen eingerichtet, nichts ſtörte ihn in ſeinen Studien, Träumen und Genüſſen. In ſeiner Einſamkeit erſchienen ihm Welt und Leben als der feindſelige Widerſpruch des Ideals. Das menſchliche Herz iſt dazu verurtheilt, Forderungen an das Glück zu erheben und Hoffnungen zu nähren, welche die Wirklichkeit in ihrer Nichtigkeit und Unerfüllbarkeit darſtellt. Die Lehrerin der Menſchen, die Noth, ſtachelte Egbert nicht zum Kampfe; was hätte er auch erringen können, das er nicht ſchon beſaß? Zu ſeinem Schaden hatte der Tod des Vaters auch den ſtetigen Fortgang ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien unterbrochen. Es war die Abſicht des alten Heimwald geweſen, den Sohn nach Berlin auf die dortige, weit und breit berühmte Bildungsſchule für Aerzte zu ſenden. Das unterblieb nun. So lange der Gatte ihr noch zur Seite geſtanden, hätte ſich die Mutter in die Trennung von ihrem Sohne gefügt, jetzt wurde ihr, der Alleinſtehenden, das Opfer zu ſchwer. Wenn Egbert lebhaft in ſie gedrungen, ihn ziehen zu laſſen! Aber ſtatt in die Ferne zu ſtreben, wurzelte er mit jedem Tage tiefer in dem heimatlichen Boden feſt. Die Freunde des Hauſes, die Vormünder des Jünglings, billigten durchaus dieſen Entſchluß; die Kaiſerſtadt habe ebenſo gute und noch beſſere Lehrer der Heilkunde und erprobtere Aerzte als die nordiſche Königsſtadt in dem Sandmeere der Mark Brandenburg.

Wie er ſie angefangen, wollte Egbert ſeine Arbeiten und Uebungen fortſetzen. Bald fehlte ihm indeſſen überall der Vater; die Profeſſoren mochten noch ſo ausgezeichnet, ihre Vorträge lehrreich, ihr Beiſpiel vorleuchtend ſein, den Jüngling befriedigten ſie nicht. Nicht nur die Weiſe ſeines Vaters war anders, tiefſinniger, auch ſeine Auffaſſung der Wiſſenſchaft ſelbſt war erhabener geweſen. Auf die Fragen, nach deren Beantwortung Egbert mit ſeiner grübleriſchen Seele am heftigſten verlangte, wußte keiner der Lehrer Auskunft zu geben; Jeder wies ſie kalt oder ſpöttiſch, als nicht in ſeine Fachwiſſenſchaft gehörend, als dichteriſche oder neumodiſche Phantaſtereien der Naturphiloſophie zurück. Ob man über die Entſtehung der Welt, den Zuſammenhang des Leibes und des Geiſtes, über den Sitz des Lebens und über die Erzeugung der Gedanken durch die Thätigkeit der Nerven nachforſche, oder über das Weſen der Chimäre und anderer Fabelthiere: das ſei im Grunde ganz dieſelbe Narrheit, mit der ſich kein rechtſchaffener Arzt abgeben dürfe.

Es zeigte ſich wieder, daß in der wirklichen Welt das Ideal, dem Egbert nach dem Wunſche des Vaters und nach ſeinem eigenen Drange nachſtrebte, weder Anerkennung, noch Geltung hatte. Alle Lehrer richteten ſich auf ein ganz Beſtimmtes, Engbegrenztes, die

Einheit der Wiſſenſchaft verflüchtigte ſich in tauſend kleine Theile. So, ſagte ſich Egbert ſeufzend, wird ein gewaltiger Marmorblock, aus dem ein Künſtler eine Göttergeſtalt geformt hätte, von unfähigen Handlangern in unzählbare Steinbrocken zerſchlagen, die im beſten Falle gut genug ſind, eine Straße zu pflaſtern.

Was ihn überhaupt gerade zu dieſer Wiſſenſchaft, der Medicin, gezogen: der Durſt nach Wahrheit, nach einem Trank aus dem Quell des Lebens, die Hoffnung, Einſicht in das Ganze der Natur zu gewinnen, wurde auch nicht im geringſten Maße geſtillt; im Gegentheil, die Kluft zwiſchen der thatſächlichen Lehre und dem Ziel, das er geſucht, erweiterte ſich mehr und mehr.

All unſer Wiſſen iſt Stückwerk, heißt es wohl; während aber der denkende Geiſt ſich bemüht, ſo viel er kann, die Stücke aneinander zu fügen, ſchien es hier nur darauf abgeſehen zu ſein, dieſes Stückwerk noch weiter zu theilen und zu zerſchneiden. Nur das Reale und Empiriſche ſtarrte ihm entgegen, wo er einen Blick in das Allleben zu werfen geträumt hatte, und ſtatt des beſeelenden Hauches aus der Unendlichkeit, umwehte ihn die dumpfe Luft der Alltäglichkeit.

So wurde Egbert mit ihren Lehrern die Wiſſenſchaft verleidet. Er entſagte ihr nicht, ja er trieb ſie für ſich allein mit größerem Eifer als früher, aber dies Studium entbehrte der Strenge und Folgerichtigkeit. Allmälig wurde es aus einer Arbeit und einem Zweck des Lebens zur Liebhaberei.

Andere Geſchäfte fingen an, ihn in Anſpruch zu nehmen. Nach dem Teſtamente ſeines Vaters trat er mit ſeinem einundzwanzigſten Jahre in den Vollbeſitz ſeines Vermögens; bald darauf ſtarb ihm auch die Mutter und er ſah ſich mit einer Laſt unliebſamer Arbeiten überhäuft. Das Erbe der Eltern war beträchtlicher als er geahnt; einen nicht unbedeutenden Grundbeſitz hatte der Vater, außer dem ſtattlichen Wohnhauſe in Wien, in der Nähe von Schönbrunn erworben. War auch das Gut mit ſeinem landwirthſchaftlichen Betriebe einem tüchtigen Verwalter übergeben, ſo hatten ſich doch im Laufe der Jahre manche Verbeſſerungen als nothwendig herausgeſtellt, die auszuführen der Vater wegen ſeiner Krankheit, die Mutter mit der Hindeutung auf ihren Sohn von Tag zu Tag verſchoben hatten. Dieſe Erneuerungen, die Beſeitigung des Hinfälligen und Veralteten, die neue Ordnung der Verhältniſſe wurden von dem jungen Erben erwartet. Mit Erſtaunen gewahrte er, wie viele Menſchen und Dinge von ihm abhängig waren, wie ſo manches Schickſal ſich an ihn knüpfte. Die Einen rechneten auf ſeine Güte, um ſie auszubeuten, die Anderen auf ſeinen Willen und ſeine Thätigkeit, das Gute zu thun; Alles wendete ſich an ihn.

In Egbert lebte ein ſtarker Trieb zu ſinnendem Müſſiggang, der durch angeborene künſtleriſche Sorgloſigkeit und die Erziehung in der Fülle des Reichthums noch erhöht worden war. Vielleicht hätte er ſich ihm ohne Rückhalt hingegeben, wenn er nicht das Beiſpiel ſeiner Eltern vor Augen gehabt. Nicht durch Lehre und Ermahnung, durch ihr Leben hatten ſie ihn darauf hingewieſen, vor Allem ſeine Pflicht zu thun. Trotz ſeiner Kränklichkeit hatte der Vater nie auch nur einen Augenblick gezögert, der Aufforderung, die ihn an das Bett eines Kranken rief, zu folgen; Sonnenſchein oder Regen, Tag oder Nacht waren ihm in dieſem Falle gleichgiltig geweſen.

Noch ein ſchöneres Beiſpiel der Selbſtüberwindung hatte ihm die Mutter hinterlaſſen.

Nach dem Tode ihres Gatten, in Geſprächen über ihre Jugend, über die Träume, denen ſie damals nachgehangen, wie ſie ſich auf der Schwinge der Phantaſie ſchon in das Reich der Kunſt, in den Tempel des Ruhmes erhoben hätte, und wie ſie dann in ſchrecklichem Erwachen herabgeſtürzt worden ſei; in dieſen Erinnerungen enthüllte die Mutter, ohne es zu wollen, dem Sohne das Geheimniß ihres Herzens. Er errieth es mehr, als daß ſie es ihm in deutlichen Worten ſagte; indem ſie den Vater geheirathet, hatte ſie ihre Hoffnungen ihren Geſchwiſtern zum Opfer gebracht. Kein Schatten hatte jedoch, ſoweit Egbert zurückdenken konnte, die Ehe der Eltern getrübt. Mit ſtandhafter Faſſung hatte Angelica ihr Herz bezwungen. Wie hätte der Jüngling mit ſeinem gutgearteten Weſen, mit ſeiner Begeiſterung für das Edle und Erhabene ſolchen Vorbildern nicht nacheifern ſollen!

Früh hatte ihn der Vater auf den Widerſtreit in uns, zwiſchen Pflicht und Neigung, aufmerkſam gemacht; in dieſem Kampfe der unangenehmen Pflicht den Vorzug vor der verführeriſchen Leidenſchaft zu geben, ſei der Beweis unſerer Tugend. Herkules am Scheidewege war für Egbert, ſeit er zum Jüngling heranwuchs, ein Sinnbild gerade ſeiner Natur und ſeines Lebens geworden, für ihn, der ſeinen Hang, der Laune nachzugehen und unbekümmert der Neigung zu leben, nur zu ſtark empfand.

Mit Unluſt widmete er ſich zuerſt ſeinen Geſchäften; dann fing ihn das Bauen zu unterhalten an. Die ſtärkere Anſtrengung ſeines Körpers that ihm, der bisher an eine ſitzende Lebensart gewöhnt war, wohl. Mit dem Gute war eine kleine Jagd verbunden; ehe er es ſich verſah, fand er ein Vergnügen daran, durch

Wald und Feld zu ſtreichen, die Büchſe in der Hand.

Er lernte fechten und reiten; darüber geriethen die Bücher in eine gewiſſe Vergeſſenheit. Was aber nicht von ihm weichen wollte, war ſein träumeriſcher Sinn, eine weiche Stimmung; wie er ſich früher der abſtracten Wiſſenſchaft hingegeben hatte, ſo ſuchte er jetzt in der Natur Befriedigung. Irgendwo mußte doch die blaue Blume der Dichtung, eines ſchönen und hohen Lebens blühen. Egbert's Seele ſehnte ſich nach einem Inhalt, der ſie erfülle und erhebe. Wo aber war der Wein, der für dieſes edle Gefäß paßte? Es blieb bei dem Suchen, bei dem im Grunde plan- und zielloſen Umhertreiben. So Vieles der Jüngling in leidenſchaftlicher Haſt ergriffen, ſo viel hatte er auch, enttäuſcht oder gekränkt, wieder fallen laſſen.

Gern hätte er etwas Bedeutenderes gethan, nur wußte er nicht, wo er einſetzen ſollte. Und wenn er in nachdenklicher Stunde ſeine unruhige Geſchäftigkeit überſchaute, erſchien ihm ſein Tagewerk nichtig und ärmlich. Das Ideal läßt ſich eben nicht im Sturmſchritt erobern; die großen und ſchönen Thaten liegen nicht auf der Heerſtraße.

Von den geſellſchaftlichen Kreiſen, in die er kam, ſtanden wenige auf der Höhe ſeiner Bildung, keiner genügte ganz den Anſprüchen, die er aus ſeinen Büchern, von dem Verkehr mit ſeinen Eltern her, an die Geſelligkeit ſtellte. Ein Beobachter ſeines Treibens würde überdies bemerkt haben, daß Egbert ſelbſt in ſeiner Zurückhaltung und Verſchloſſenheit nichts zur Erhöhung und Belebung ſeiner Umgebung beitrug. Die ihn aus der Ferne ſahen, nannten ihn hochmüthig; ſeine Diener, die Menſchen, mit denen er in der Alltäglichkeit zu thun hatte, die näheren Bekannten lobten ſeine Gutmüthigkeit, ſeinen Ernſt, ſein Wiſſen — aber er iſt ein ſeltſamer Kauz, Einer, den man am beſten ſeinen eigenen Gedanken überläßt. Dies war der Schluß auch der wärmſten Lobrede auf ihn.

Tief unglücklich fühlte ſich Egbert. Gerade weil er ſich zu Beſonderem berufen wähnte, empfand er ſeine Nichtigkeit um ſo ſchmerzlicher. Sein Weſen war wie geſpalten; während ſein beſſeres Theil in den höchſten Sphären der Kunſt und Wiſſenſchaft ſchwebte, ging er in Wirklichkeit den ſtaubigen Weg des Gemeinen. Er war kein Künſtler, kein Gelehrter, und doch auch kein rechter Mann des Erwerbens und Genießens. Die Schönheit ſeiner Seele, die Feinheit ſeines Gefühles, die Größe ſeines Wiſſens, ſie verkümmerten ihm nur die harmloſe Freude am Daſein. Die Dinge und die Menſchen ſollten ihm mehr gewähren, als ſie ihrer Natur nach ihm gewähren konnten.

Die allgemeine politiſche Bewegung berührte ihn nicht; wohl war er ein guter Oeſterreicher, und noch ſtolzer darauf, „die Bücher aus dem Reiche", die Dichtungen Schiller's und Goethe's, die Schriften Herder's und Jean Paul's zu kennen und ſich als Deutſcher, als ein Enkel Herrmann's, des Varus-Beſiegers, zu wiſſen und zu empfinden; niemals aber hatte er daran gedacht, daß es auch ſeine Pflicht ſein könne, ſein Volksthum, ſeine Sprache im harten Kampfe der Welt zu vertheidigen. Dies war das Werk und die Arbeit des Kaiſers, der Könige und der Fürſten, des Adels und der Soldaten. Er beneidete ſie nicht. Wenn er ſeine Steuer zahlte, zu allen gemeinnützigen Werken ſein Scherflein beitrug, den Geſetzen willig gehorchte, glaubte er ſeiner Pflicht gegen den „Staat" vollauf Genüge geleiſtet zu haben. Die großen Dichter verſtanden ſie nicht anders; aus der trüben, dumpfen Gegenwart hatten ſie ſich in das heitere Reich der Kunſt, zu den ſeligen Schatten und Traumgebilden geflüchtet. Dort zu weilen war auch ihm geſtattet. Hier war die Harmonie, die Verſöhnung; auf Erden tobte der Streit wilder elementariſcher Kräfte. Um keinen Preis hätte ſich Egbert freiwillig in das Chaos hineinbegeben.

Auch drang nur ein Nachhall der rauſchenden

Woge der Zeit zu ihm. In den Bürgerkreiſen Wiens gehörte ein politiſches Geſpräch noch zu den Seltenheiten. Man klagte wohl über die verlorene Schlacht von Auſterlitz, aber den verhaßten Preußen war es bei Jena nicht glücklicher gegangen. Napoleon's gewaltiger Siegeslauf flößte Allen mehr Bewunderung als Schrecken und Haß ein. Ganz leiſe flüſterten ſich die Kühnſten zu, daß die Revolution der Franzoſen doch auch ihr Gutes gehabt habe, daß in Oeſterreich ſeit ſeiner letzten Niederlage manche Aenderung im Sinne des Volksrechts eingeführt worden ſei. Mit halbem Ohr hörte Egbert ſolche Reden; eine Antwort dafür hatte er nicht.

Der Einzige, der damit einen tieferen Eindruck auf ihn machte, war der Graf Wolfsegg.

Es ging nun in das vierte Jahr, daß Egbert ſich des Glückes dieſer Bekanntſchaft rühmte. Die Erſcheinung des Grafen in ſeinem Kreiſe war ihm eines der bedeutſamſten Ereigniſſe ſeines Lebens. Die erſten Beſuche Wolfsegg's im Hauſe der Heimwalds hatten der Mutter gegolten. Er mochte Wichtiges und Geheimes mit ihr zu beſprechen haben, denn Egbert wurde von den Geſprächen ferngehalten und erfuhr nie von ihrem Inhalt. Dafür entſchädigte ihn der Graf durch die Freundlichkeit, mit der er ihm begegnete. Bald fing er, nachdem er ſeine Geſchäfte mit Frau Heimwald beendigt — und Egbert war noch heute der Meinung, daß es ſich um irgend eine verwickelte Geldangelegenheit gehandelt hätte — ein Geſpräch mit ihm an; erſt eine kurze flüchtige Unterhaltung, die ſich allmälig weit und weiter ausſpann.

Plötzlich wie ein Zauber und nachhaltig wie jedes Große wirkte die Perſönlichkeit des Grafen auf den Jüngling. Solche Willensſtärke hatte er noch nie mit ſo allſeitiger Bildung, ſolchen Scharfblick mit ſo rückſichtsvoller Anmuth des Benehmens verbunden geſehen. Seinerſeits erregte Egbert mit ſeiner Friſche und ſchnell auflodernden Begeiſterung die Aufmerkſamkeit Ulrich's. Bei näherem Verkehr, als das Eis ſeiner Schüchternheit durchbrochen war, gewann der Jüngling durch die Trefflichkeit ſeiner Anlagen, durch die Herzlichkeit, mit der er ſich anſchloß und unterordnete, die Theilnahme des Weltmannes. Das Auge des Grafen entdeckte hier einen zukunftsreichen Keim. So viel an ihm lag, bemühte er ſich, denſelben zu bilden und zu pflegen. Jedes Hofmeiſtern der fremden Eigenthümlichkeit war ihm fern; er wollte weder herrſchen, noch ſich einen Jünger erziehen. Vielleicht wurde darum gerade ſein Einfluß immer ſtärker. In einigen Angelegenheiten, wo der Jüngling den Rath des erfahrenen

Mannes eingeholt, hatte ſich deſſen überlegene Klugheit bewährt. Auch in Fragen der Kunſt und der Lebensphiloſophie mußte Egbert die Klarheit und Schärfe dieſes Urtheils bewundern, wenn ſie gleich ſein zart beſaitetes Gemüth verletzten.

Am mächtigſten aber riß ihn der Graf fort, ſo oft er von den großen weltbewegenden Dingen redete. Staunend, ſchweigend lauſchte der Jüngling; er hatte nur ein mäßiges Verſtändniß für den Inhalt dieſer Reden, ſelten wagte er es, ſie mit einem Einwand zu unterbrechen. Die Vorſtellungen und Anſchauungen, die vor ihm auftauchten, waren ihm neu; nicht ohne Mißtrauen betrachtete er ſie. Allein die Weiſe des Grafen, in der er dies Alles äußerte, jetzt in flüchtig hingeworfenen Bemerkungen, jetzt mit ſtärkerer Betonung, in längerer Auseinanderſetzung, mit tieferem Ernſt, in flammendem Feuer, entzückte ihn. Das Vergnügen, das er daran fand, war zunächſt noch ein rein künſtleriſches; der Gedanke dämmerte in ihm auf, daß der Staat ein ebenſo bedeutſames Kunſtwerk ſei, als ein Bild, eine Symphonie oder ein Trauerſpiel.

So lange der Umgang des Grafen mit Egbert auch ſchon währte, geſtern erſt hatte ihn dieſer mit den Frauen der Familie bekanntgemacht. Es war erklärlich, daß der Jüngling dies Zeichen des Vertrauens und der Werthſchätzung beſonders hoch aufnahm und ſich von dem Freunde nichts davon wollte abſtreiten laſſen.

„Du zweifelſt an dem Schönſten und läſterſt das Heiligſte“, rief er unmuthig und ſprang aus dem Bette.

„Durch Zweifel zur Wahrheit, durch Nacht zum Licht“, erwiderte Hugo und dehnte und ſtreckte ſich behaglich in den weichen Kiſſen. „Was iſt da Großes, wenn man eine junge Gräfin und eine alte Marquiſe ſieht? Und umſonſt hat man ſie uns ohnedies nicht gezeigt, ich wette!“

„Uns!“ ſagte Egbert beinahe vorwurfsvoll.

„Verzeih’, Dir! Denn ich wurde ihres Anblickes nicht gewürdigt, durfte aber dafür ein Stück vortrefflicher Wildpaſtete verzehren und einige Gläſer köſtlichen Weines hinuntergießen.“

„Hatteſt Du kein Auge für dieſe Schönheit, für ſo viel Glanz?“

„Ich ſah nur den langen Baron, Puchheim nannten ſie ihn, den Spender jener herrlichen Gaben. Das iſt ein Original, die Anderen zählen nur als Nullen, der Stelle nach, wo ſie ſtehen.“

„Du wirſt mich mit Deinem unverbeſſerlichen Spotte noch ernſtlich erzürnen.“

„Ich verſichere Dich, unſere Studentengelage in

Halle waren im Vergleich zu dieſer Geſellſchaft ein Gaſtmahl des Plato. Wenn ich Dir erzählen wollte... das Unglück war nur, daß wir in Halle keine Aspaſia und keine Diotima hatten!“

„Antoinette!“ ſtahl es ſich verrätheriſch über Egbert's Lippen.

Entweder hörte Hugo nichts oder wollte nichts hören; er blätterte in den Erinnerungen ſeiner halliſchen Herrlichkeit, die mit der Schlacht bei Jena ein jähes Ende genommen, als die Franzoſen in die Stadt einrückten und der Kaiſer Napoleon bald darauf die Hörſäle der Profeſſoren ſchließen ließ.

Egbert ſtörte ihn nicht darin und vollendete ſeinen Anzug.

Sein Beiſpiel trieb endlich auch den trägen Freund vom Lager und in die Kleider. Das ging nun nicht, im Gegenſatz zu Egbert, der Alles behutſam und leiſe zu machen wußte, ohne Geräuſch und Lärm ab. Ein Diener, der im Corridor wartete, trat nach beſcheidenem Klopfen ein und bot ſeine Dienſte an, die bereitwillig angenommen wurden.

Hugo fand ſich, als wäre es nie anders geweſen, in der Rolle eines hohen Herrn zurecht, Egbert fühlte ſich wie beſchämt durch eine ſo große Rückſicht von Seite ihres Wirthes. Ein kleines Frühſtück wurde aufgetragen, und bei ihm erfuhren ſie von dem gefälligen Diener, der auf alle Fragen Beſcheid gab, daß die Mehrzahl der Gäſte um Mitternacht das Schloß verlaſſen hätte, daher die Stille und Ruhe am heutigen Morgen.

„Iſt der Herr Graf ſchon auf?“ hatte ſich Hugo nicht enthalten können, neugierig zu forſchen.

„Gräfliche Gnaden ſind ſchon von ihrem Morgenſpaziergange zurückgekommen“, lautete die Antwort.

„Dann wollen wir den unſrigen antreten“, lachte Hugo und ergriff Egbert's Arm.

Der folgte ihm um ſo williger, je mehr er beſorgte, der luſtige Freund werde ſich auch noch nach dem Wohlbefinden der Damen erkundigen.

Der Garten war bald erreicht; er dehnte ſich hinter dem Schloſſe aus und gewährte von einer Art Terraſſe, zu der Stufen hinaufführten und die oben mit einem Bauwerk im Styl der Schönbrunner Gloriette geſchmückt war, eine lohnende und erfriſchende Ausſicht auf den See, die Flecken und Dörfer am Ufer und den majeſtätiſchen Traunſtein drüben. Noch lagen Nebel über der Gegend, aber die Sonne ſtieg leuchtend empor, und ein friſcher Wind wehte. In den Farben des Herbſtes ſtanden die Bäume. Die Taxushecken ſchloſſen hier wie Mauern einen Platz ein, dort bildeten ſie Niſchen zur Aufnahme eines ſteinernen Götterbildes, dunkel, ſchwarzgrün. Nach den Regeln der franzöſiſchen Gartenkunſt war die ganze Anlage geordnet. Es fehlte weder an künſtlichen Irrpfaden, wunderlich verſchnittenen Bäumen, noch an gewaltſam bewegten Rococo-Figuren: Satyrn, die Nymphen rauben, einem Herkules mit einer Keule, einer gewaffneten Minerva und einer dem Bade entſteigenden Venus. Alles verwittert und, wie der ſatyriſche Hugo bemerkte, der Aufbeſſernng dringend benöthigt, wenn wir Menſchen überhaupt verſtoßenen und verbannten Göttern aufhelfen können. Dagegen waren die Raſenplätze, die Beete mit den letzten Blumen des Herbſtes, die Stege und Laubgänge wohl gepflegt und gekehrt.

In der faſt feierlichen Stille der Morgenfrühe, mit den zerfließenden Nebelſchleiern, hatte der Garten einen eigenen märchenhaften Zauber. Wenigſtens für den blonden Egbert, der überall zwiſchen den Gebüſchen das weiße Gewand ſeiner Göttin zu ſehen glaubte.

In halblautem Geſpräch, es war, als ob die noch mit Vorhängen und Laden dicht verſchloſſenen Fenſter des Schloſſes auch ſie zur Ruhe gemahnt hätten, wandelten ſie auf und nieder, genoſſen von der Terraſſe des herrlichen Anblickes auf den See und auf die Berge, deren Kuppen und Gipfel nacheinander aus dem grauen

Nebeldufte traten, und näherten ſich dann wieder der Mitte des Gartens, einem kreisrunden Platze, von dem strahlenförmig acht Gänge ausliefen.

Einer fiel ihnen beſonders durch ſeine düſtere Schönheit auf. Mehrere hundert Schritt zog er ſich hin, auf beiden Seiten von rieſigen Fichten beſtanden, zu einem Begräbnißplatze. Hier ſchlummerten nach ihrem Wunſche die Eltern des Grafen den ewigen Schlaf. Ein kunſtvolles Eiſengitter mit vergoldeten Spitzen umfriedete die geweihte Stätte. Zwei Sphinxe von ſchwarzem Baſalt hielten am Eingange die Geiſterwacht. Ihnen gegenüber im Schatten einer Fichte ſtand eine Bank, zum Niederſitzen und zur Betrachtung einladend.

Trauerweiden neigten ſich auf die beiden Gräber; ihnen zu Häupten erhob ſich auf einer Säule der Genius der Hoffnung, als wolle er in ſeinem Emporſchweben auch die Gedanken Derer, die vor den Gräbern weilten, aus der Hinfälligkeit des Irdiſchen in die Unendlichkeit und Unermeßlichkeit des Ewigen mit ſich hinauftragen.

„Ich bin neugierig“, ſagte Hugo nach einer Weile, denn auch ſeiner Zunge hatten der Ernſt und die Einſamkeit des Ortes für einige Minuten Schweigen auferlegt, „ob der Graf Jean Bourdon, dem treueſten der

Männer — nannte er ihn nicht ſo? — eine ähnliche Grabſtätte bereiten wird.“

„Wie kommſt Du darauf?“

„Aus Neid. So lange die Reichen und Vornehmen leben, beneide ich ſie nicht um ihre Schätze und ihre Würden; ſie haben ihre Sorgen ſo gut wie ich und wahrſcheinlich noch mehr Krankheiten und Grillen, damit tröſte ich mich. Der größte Freiherr iſt der Bettler, der ſein Handwerk philoſophiſch auffaßt und betreibt. Aber wenn die Reichen geſtorben ſind, dann zeigt ſich der Vorzug, den ſie vor dem niederen Erdengewürm haben, in ſeiner ganzen Bedeutung.“

„Im Gegentheil, der Tod gleicht die Unebenheiten des Daſeins aus.“

Hugo zuckte mitleidig die Schulter und wies auf die Gräber:

„Das nennſt Du Ausgleich der Unebenheiten? Nichts erregt meinen Neid ſchmerzlicher als ein ſchönes Grabmal. Das muß ein Mann geweſen ſein, ſagen die Nachkommen, wenn ſie auf einem Kirchhof ein Denkmal mit goldener Inſchrift erblicken. Nicht was und wie Du lebſt, die Leichenrede, die Dir gehalten wird, das iſt die Hauptſache. Von guten Leichenreden wird der Paſtor fett, pflegte mein Vater, der würdige Pfarrer von Wuſterhauſen in der Mark, zu ſagen, und er hatte Recht. Ueber den Tod ſchön ſprechen, das iſt der wahre Ruhm des Redners. Der erhabene Wolf auf dem Katheder zu Halle war nie größer, als wenn er die homeriſchen Verſe über des Lebens Vergänglichkeit recitirte.“

„An Dir iſt doch ein Pfarrer verloren gegangen“, bemerkte lächelnd Egbert.

„Oder ein Schauſpieler. Um ein Pfaffe zu werden, ging ich nach Halle, als Schauſpieler kam ich heraus. Es war nicht meine Wahl, es war mein Verhängniß. Hätteſt Du zu Lauchſtädt des unſterblichen Schiller's Trauerſpiele geſehen und gehört, Du hätteſt es ebenſo gemacht. Nur mit geringerer Anmuth und Würde als ich.“

„Sicherlich nicht mit ſolchem Humor. Ich würde mich kaum dazu entſchloſſen haben, ſo gewaltſam und raſch alle Brücken hinter mir abzubrechen.“

„Du haſt eben nur die Schwärmerei, nicht den Willen der Freiheit. Schau mich nicht ſo bedenklich von der Seite an, das iſt eine philoſophiſche Redensart, und Ihr Wiener ſeid keine Philoſophen. Betrübe Dich nicht darum, mein Kind, Du beſitzeſt, was viel köſtlicher iſt, ein Goldherz. Deine rechte Hand zahlt nun ſeit drei Wochen unaufhörlich einen Gulden nach dem andern für mich und Dein Mund hat noch nie die Frage an mich gerichtet: Weißt Du, wie theuer Du mir biſt?“

„Hältſt Du Dein Gelübde ſo ſchlecht? Haſt Du mir auf der Moldaubrücke in Prag nicht verſprochen, Dich bis an die Thür des Burgtheaters als meinen Gaſt zu betrachten? Warum ging ich auf Reiſen? Um das Leben, um Menſchen kennen zu lernen. Du ſcheinſt mir ein ganz beſonderes Weſen zu ſein und ich lerne von Dir. Wenn wir unſere Rechnung einmal gegenſeitig abſchließen, wirſt Du im Verluſte ſein.“

„Das hatte ich bis geſtern auch gefürchtet, nämlich in dem Sinne, daß Du mich wohl bis an die Thür des Burgtheaters, aber nicht in das Heiligthum ſelbſt führen würdeſt. Jetzt iſt das anders. Freue Dich, edle Seele, wir haben den Schlüſſel zum Tempel. In der Nacht iſt mir die Erleuchtung gekommen.“

„Den Schlüſſel?“

„Er ſteckt in den Stiefeln Jean Bourdon's. Haſt Du dieſe Stiefel betrachtet? Nein, dieſe Kleinigkeiten entgehen Deinem Auge. Aber ich habe ſie angeſehen, ich und der Graf. Unſere Blicke haben ſich dabei begegnet, und wenn ich ihn nun um ſeine hohe Gönnerſchaft bitte, mir einen Platz unter den Schauſpielern des Kaiſers zu verſchaffen, was kann er antworten? Mein lieber Spring, wird er ſagen und dabei die

Augenbrauen ein wenig hochmüthig und bedenklich in die Höhe ziehen, Sie ſind nur ein mittelmäßiges Ingenium und werden es auf der Bühne nicht weit bringen, aber ich bin ja nicht Theater-Director und ſo, um der Stiefel des ſeligen Herrn Bourdon willen...“

„Nun?“

„Er wird ſich hüten, noch ein einziges Wort zu verlieren. Die Sache iſt abgemacht und ich ſpiele den däniſchen Prinzen Hamlet.“

„Willſt Du Deine Narrenſtreiche mit mir treiben?“

„Gebiete und ich verſchwinde. Dann magſt Du nach Herzensluſt in dem verzauberten Garten umherſchweifen und einer fliehenden Nymphe folgen. Aber täuſcht mich nicht Alles, ſo ſind wir hier nicht zu einem phantaſtiſchen Schäferſpiel geladen. Merkſt Du denn nicht, daß dieſer Jean Bourdon ein eigener Mann war, und daß ſein Tod eine Maſche in einem künſtlichen Gewebe zerriſſen hat? Er trug ein Geheimniß mit ſich, die eine Hälfte ward ihm geraubt, die andere ſteckt in den Stiefeln.“

Er brauchte ſeine Auseinanderſetzung nicht weiterzuführen; indem Egbert, einmal in dieſe Richtung gewieſen, die Ereigniſſe des vergangenen Tages wieder an ſich vorüberziehen ließ und ſie nun, wie von einem erhöhten Standpunkt aus, mit einem Blicke, in ihrer

Geſammtheit überſchaute, gewann auch für ihn der Verdacht des Freundes feſteren Beſtand. Welcher Art freilich das Geheimniß Bourdon's war, das enträthſeln zu wollen, mußten ſie ſich beſcheiden.

„Nur Eines iſt ſicher“, meinte triumphirend Hugo, „wir Beide ſind anſehnliche Leute dadurch geworden. Wir gehören fortan zur Familie Wolfsegg als entfernte Seitenverwandte. Leicht wird man uns eine mäßige Bitte nicht abſchlagen können. Eine mäßige, Blonder! Wenn Du nicht ſo ſchwerfällig wäreſt und nicht ſtets das Woher und Wohin eines jeden glücklichen Zufalls überlegteſt, möchte Dir wohl eine holde Gunſt beſchieden ſein. Die junge Gräfin . . .“

„Sprich nicht von ihr“, wehrte Egbert heftig ab, obgleich die flammende Röthe, die ſein Geſicht überflog und die er nicht verſcheuchen konnte, ſeine Empfindungen wider Willen verrieth. „Was hat dieſe Lichtgeſtalt mit dunklen Geheimniſſen zu thun? In ihr iſt nur himmliſche Verklärung und Verklärung ſtrahlt ſie aus.“

„Wo ein Glorienſchein iſt, da iſt Feuer. Verbrenne Dich nicht.“

„Was geht Dir durch den Sinn? Beſorgſt Du, daß ich den Stern nicht von der Wieſenblume zu unterſcheiden weiß? Ach, guter Hugo, ich hege keinen anderen Wunſch, als den, ſie bewundern zu dürfen. Die

Nähe der Schönheit ſchon iſt beſeeligend, ſie anzuſchauen, macht mein Glück aus.“

„Du haſt eine ſehr ideale Meinung von den Frauenzimmern.“

„Du nicht?“

„Ein Schauſpieler, ein Taugenichts, wie käme der dazu? Die Breter, die die Welt bedeuten! Ja, für Euch, die Ihr vor den Lampen ſitzet, eine bunte, ſchöne, erhabene Welt! Für uns hinter den Couliſſen aber ſind ſie nur eine ſchmierige Bude. Beim Zeus, das allein iſt die Wirklichkeit; Staub, Schminke, Gemeinheit. Und die Weiber haben den Vortritt dabei.“

„Und was iſt dann die Schönheit, die Du doch nicht leugnen kannſt?“

„Ein goldener Flitter auf einem ſchmutzigen Kleide.“

„Da bricht wieder der Prediger durch: Alles iſt eitel. Du willſt mich ärgern, aber es ſoll Dir nicht gelingen.“

„Warnen will ich Dich, Unglücklicher“, ſagte in komiſchem Pathos, die Hände ringend, Hugo, „Dein Herz nicht auf dem Altar einer grauſamen Göttin zu opfern.“

„Beſſer es einer Göttin opfern, als es im Sumpf der Alltäglichkeit verſinken laſſen.“

„Blonder, Du haſt etwas Heldenhaftes an Dir. Wenn Du einmal ein Königreich erwerben ſollteſt, was in dieſen Zeitläuften nicht unmöglich iſt, halte mir den Platz Deines Hofnarren offen. Napoleon hat ſeinen Mamelucken und den kleinen grauen Mann, der ihn vor all ſeinen Schlachten beſucht; auch Egbert Heimwald verdient, einen eigenen Kobold zu haben.“

„Der wird mir bei meiner Rückkehr nöthig genug ſein! Wie manche Arbeiten werden ſich da unliebſam aufgehäuft haben! Baupläne, Rechnungen, Pachtverträge! Wohl iſt es ſchön und herrlich, in die Welt hineinzuſtürmen, zu ſchauen, zu genießen, von einem Neuen zu einem anderen zu eilen, im gefälligen Müßiggang, in ſorgloſer Freiheit des Willens! Wenn es nur ewig ſo fortgehen könnte, und wir uns zuletzt doch nicht wieder an derſelben Stelle fänden, von der wir ausgezogen waren! Ach, an einer Stelle, wo uns Mühſal, Enttäuſchung, die ganze Kläglichkeit des armen Daſeins erwarten!“

„Ja, wenn die Erde nicht rund wäre! Aber noch geht es vorwärts mit uns, hoch hinauf! Mir ſchwant's, pflegte mein Vater am Abend zu ſagen, wenn die Mutter am nächſten Tage Pfannkuchen backen wollte — Egbert, wir ſtehen vor einer ähnlichen Wendung des Geſchickes. Ich glaube an die Stiefel Jean Bourbon's.“

Als die jungen Männer ſich zum Rückwege nach dem großen Platze umwendeten, begegnete ihnen unter den Fichten ein Diener des Hauſes: Gräfliche Gnaden verlangten nach ihnen; auch die Frau Marquiſe hätte ſchon nach ihnen gefragt.

„Sonderbar!“ murmelte Egbert.

Das bängliche Gefühl, das ihn geſtern bei der Einladung Ulrich's beſchlichen, zog wieder krampfhaft ſein Herz zuſammen.

Hugo ſtieß mit dem Fuße einen im Wege liegenden Tannenzapfen vor ſich her.

„Wozu das Spiel?“ forſchte Egbert; er war in dieſem Augenblicke für jeden Aberglauben empfänglich.

„Ich weiß es nicht“, entgegnete der Freund, „aber könnten wir nicht eine tiefſinnige Vergleichung zwiſchen dieſem Tannenzapfen und unſerem Schickſal anſtellen?“

Seit einer Stunde hielt der Graf einen Familienrath; den langen Puchheim, der auf ſeine Bitten über Nacht im Schloſſe geblieben war, hatte er hinzugezogen. Es war in dem blauen Zimmer des Eckthurmes, das mit ſeinen drei Bogenfenſtern nach dem Garten ſchaute; durch das eine gewahrte man einen kleinen Ausſchnitt des See's. Der Eckthurm gehörte dem Jagdſchloſſe der Wolfsegg aus dem ſechzehnten Jahrhundert an, das damals hier auf der Höhe geſtanden.

Bei Erbauung des neuen, geräumigen und ſtattlichen Hauſes vor etwa ſechzig Jahren hatte der Bauherr in wunderlicher Laune von dem früheren Gebäude den alten, noch wohlerhaltenen Thurm ſtehen und durch eine Galerie mit dem neuen Schloſſe verbinden laſſen. An architektoniſcher Schönheit hatte das Ganze dadurch nicht gewonnen; von dem nüchternen Zopfſtyl des Neubaues ſtach der ſchwerfällige, verwitterte Rundbau mit den Zinnen ſeltſam genug ab. Das Innere war eng und winkelig; die ſchmale Wendelſtiege der Marquiſe ebenſo verhaßt, wie die Gemächer, die nach ihrer Meinung gar keine vernünftige Geſtalt hätten; geſittete Menſchen könnten nicht darin wohnen.

Verſtimmt hatte ſie der Einladung des Bruders Folge geleiſtet, und Alles, was ſie nun, auf dem hochlehnigen unbequemen Seſſel ſitzend, gehört, hatte nur ihre üble Laune, ihren Kummer und Zorn vermehrt. Obgleich ſie ihren Stuhl an das Kamin geſchoben, in dem die Holzſcheite flammten, fror ſie, weniger von der Kühle im Zimmer, als von der Sorge und Unruhe ihres Herzens.

In einem grauſeidenen Morgenkleide, die Schultern mit einem ſchwarzen Wollentuch bedeckt, um den Kopf ein ſchwarzes Spitzentuch, deſſen Zipfel unter dem Kinn zuſammengeknüpft waren, ſaß Antoinette an dem runden Tiſche in der Mitte des Raumes, die Augen auf ihren Oheim gerichtet, als auf den Einzigen, von dem in dieſer Noth Rath und Rettung zu erwarten ſei. Ihren Vetter Max Auersperg, der an ihrer Seite Platz genommen, ſchenkte ſie keine Aufmerkſamkeit, trotz der Mühe, die er ſich gab, ihre Blicke auf ſich zu ziehen. Für ihn war die Theilnahme der ſchönen Baſe ein viel wichtigerer Gegenſtand, als der Tod Jean Bourdon's, den der Graf ſoeben erzählt hatte.

Der erſte Schmerz, die erſte Aufregung über dieſe unerwartete, ſchreckliche Mittheilung waren vorüber, die Ausbrüche der Leidenſchaft allmälig der Stille der Betrachtung und der Ueberlegung gewichen.

„Der Unglückliche", hatte Wolfsegg geſchloſſen, „iſt von Agenten des corſiſchen Tyrannen überfallen, ermordet, ſeiner Brieftaſche beraubt worden, nur wenige Papiere, die er vorſorglich in ſeine Stiefel geſteckt hatte, ſind uns geblieben. Hier ſind ſie" — und er legte ſie auf den Tiſch — „Pater Marcellus hat ſie mir in der Morgendämmerung gebracht."

„Hoffentlich die wichtigſten", ſagte Puchheim und war von dem Fenſter, an dem er bisher geſtanden, wie um zu wachen, daß ſich Niemand unbemerkt dem Thurm nähere und hineinſchleiche, an den Tiſch getreten.

„Wie man es nimmt“, erwiderte Wolfsegg, während der lange Baron in den Briefen blätterte und je zuweilen aufſehend einen ſpähenden Blick durch die Scheiben warf. „Da iſt ein Verzeichniß Derer, auf welche die bourboniſchen Prinzen in Paris rechnen zu können glauben, wenn . . .“

„Wenn der Uſurpator in Spanien erſchlagen iſt“, rief die Marquiſe am Kamine und ſtieß mit dem Feuerhaken in die Kohlen.

„Ein Brief des Grafen von Artois an den Polizei-Miniſter Fouché“, fuhr der Graf fort, ohne ſich durch die Unterbrechung ſtören zu laſſen, ebenſowenig wie durch das: „Die Peſt über ihn!“ das jetzt vom Kamin her erſcholl. „Der Plan einer neuen Höllenmaſchine: eine Thorheit ohne Sinn und Verſtand, von der ſich aber der gute Bourdon eine wunderbare Wirkung verſprach.“

„Und mit Recht, Herr Bruder“, brummte wieder die Marquiſe; „nur die Hölle kann dieſen Höllenſohn verſchlingen.“

„Nicht die Hölle, wir werden ihn bändigen, wir, die wir das alte Recht und die Ordnung Gottes vertreten“, ſagte Ulrich und ſetzte gelaſſener hinzu: „Und mehr dergleichen, wie der Herr Vetter ja ſieht. Endlich einen Brief für die Gräfin Mortigny, eine der

Hofdamen der Kaiſerin Joſephine; er enthält die genaueſten Angaben über Napoleon's Werbung um die ruſſiſche Großfürſtin . . ."

„Es wäre Schade, wenn der Brief nicht an ſeine Adreſſe kommen ſollte", rief der Marquis von Gondreville, der in ſeinem großblumigen, ſeidenen Schlafrock mit den gelben Schnüren und Quaſten, eine ſtattliche Perrücke auf dem Haupte, händeringend im Zimmer auf- und niedergegangen war, in franzöſiſcher Sprache, „ſehr Schade! Er iſt von mir. O, meine Herrſchaften, im Stil Voltaire's. Die Gräfin Mortigny iſt meine Verwandte, eine treue Freundin der Bourbonen! Ein ſolcher Brief iſt mehr werth als alle Höllenmaſchinen. Warum? Die franzöſiſche Geſchichte iſt zu drei Vierteln von den Damen gemacht worden. Lachen Sie nicht, mein Herr Schwager! Von den Damen, das iſt ernſthaft. Wenn in St. Cloud die Kaiſerin Joſephine gegen ihren Gemahl — Gott verdamm' ihn!" — das ſagte er deutſch — „einen kleinen Aufſtand beginnt, dann haben wir geſiegt. Warum habt ihr Oeſterreicher ſtets Eure Schlachten gegen uns Franzoſen verloren?"

„Weil wir ohne Frauenzimmer in's Feld gezogen", unterbrach ihn Puchheim und gab dem Grafen die Papiere zurück. „Und was haben die franzöſiſchen Spitzbuben dem armen Bourdon geraubt, Herr Vetter?"

„Den Plan einer Erhebung gegen Bonaparte in Paris, den der General Croſſard verfaßt hat; die Nachricht, daß derſelbe in den nächſten Wochen von Wien nach Spanien gehen, am Anfang des nächſten Jahres in den Pyrenäen ſein werde; Berichte über unſere Rüſtungen, über engliſche Landungspläne an der Weſer und Elbe — Alles freilich in der Form von Handelsbriefen, in unſerer Geheimſprache, aber wie ſollte ein Fouché die nicht errathen! Wenigſtens in jedem wichtigſten Punkt errathen! Und das Schlimmſte, einem jener Schreiben hatte ich die Randbemerkung zugefügt: Benjamin Bourdon kennt Bonelly . . .“

„Den Bonaparte“, erläuterte die Marquiſe, gleichſam für ſich.

„Damit haben ſie den Schlüſſel zu allen unſeren Geheimniſſen“, klagte Ulrich. „Eine unverzeihliche Unvorſichtigkeit meinerſeits! Gerade dieſen Brief band ich Bourdon auf die Seele! Aber es war meine Thorheit, die Worte niederzuſchreiben, meine Schuld! Das iſt nun Alles auf dem Wege nach Paris.“

„O, mein Gott!“ ſtöhnte der Marquis dazwiſchen. „Es iſt wie das Fallbeil der ſchrecklichen königsmörderiſchen Maſchine. Dieſer Drache iſt unverwundbar. Er wird uns wieder mit Krieg überziehen und ſeine Feinde bis an das Ende der Welt jagen.“

„Aber ich dachte, Ihr Herren“, warf Max Auersperg ein, der auch einmal, ſchon ſeiner Baſe wegen, das Wort haben wollte, „Ihr wollt den Krieg mit dem Uſurpator beginnen? Je früher, deſto beſſer! Ein Schwert wird ihn doch treffen.“

„Wir wollten zu unſerer Stunde anfangen, Hitzkopf, nicht zu ſeiner. Glaubſt Du, er wird uns jetzt unſere Rüſtungen vollenden laſſen?“ belehrte ihn Puchheim.

Ulrich hatte ſich vom Stuhl erhoben.

Die Arme über der Bruſt zuſammengeſchlagen, ſtand er in Gedanken, mit umwölkter Stirn.

„Sie bekümmert noch mehr als dieſer Fehlſchlag, Herr Oheim“, ſagte Antoinette, die kein Auge von ihm gewendet, „mehr als der Tod des armen treuen Mannes.“

„Ein Haushofmeiſter“, meinte Max geringſchätzig. „Mache die Baſe doch davon kein Aufhebens und betrübe ſie ſich nicht. Ganz andere Opfer hat die Revolution verſchlungen.“

„Ja wohl“, beſtätigte die Marquiſe und ſtieß wieder in die Kohlen. „Das Haupt meiner Königin iſt gefallen; Maria Thereſia’s Tochter, die Schweſter eines deutſchen Kaiſers, haben ſie hingerichtet. Das wird von der Erde um Rache ſchreien, ſo lange noch ein Stern am Himmel funkelt.“

„Weil er unſer Diener war“, entgegnete Antoinette mit lebhafter Betonung dem jungen Edelmann, „war er darum ein ſchlechterer Mann? Aber Sie, mein Oheim, Sie denken über das Augenblickliche hinaus, nicht der Schmerz allein beſchäftigt Sie . . .“

„Geſtehe ich es doch nur, daß ich in eine ſtürmiſche, gefährliche, ſorgenvolle Zukunft ſchaue“, gab der Graf ihrer Bitte nach. „Sorgenvoll für das deutſche Vaterland, für unſere und für Europa’s Freiheit, ſorgenſchwer für uns ſelbſt im gemeinſten Sinne des Wortes. Der Plan, über dieſen Bonaparte herzufallen, während er tief in Spanien unter wachſenden Hinderniſſen kämpft, wir Oeſterreicher vorbrechend nach dem Reich, Alles aufrufend, was noch eine Ader edlen germaniſchen Blutes in ſich fühlt; die Engländer in Belgien oder Norddeutſchland landend; in Frankreich die Anhänger der Bourbonen mit den Republikanern ſich zur Empörung gegen dieſen Tyrannen vereinend, der die Einen wie die Anderen betrogen, beraubt, in Ketten geſchlagen und getödtet hat — dieſer Plan iſt geſcheitert. Ich ahne es ſchon, wieder werden wir allein mit ihm kämpfen müſſen. Und wir — ja, ſieht der Herr Schwager, ſieht die Frau Schweſter nicht ein, daß unſere Stellung zu Benjamin Bourdon eine ganz andere ſein wird, als ſie es zu ſeinem Vater war?“

Dieſe Worte erſchütterten die Marquiſe; ſie ließ den Feuerhaken aus der Hand fallen und blieb eine Weile ſtarr mit offenem Munde ſitzen.

„Der Herr Bruder glaubt doch nicht“ — fand ſie endlich die Sprache wieder, aber ſie vollendete nicht; was in ihrem Gehirn aufblitzte, war ſo ſchrecklich, daß die Zunge ſich ſcheute, es auszuſprechen.

„O, mein Herr Graf“, rief der Marquis mit dem Fuße aufſtampfend, in heftiger Bewegung, „Sie kennen die franzöſiſche Treue nicht; ſeit hundert Jahren dienen die Bourdons dem erlauchten Hauſe Gondreville. Mein Großvater, mein Vater und ich, wir ſind ihnen immer gnädige und milde Herren geweſen. Dieſer Benjamin — ich ſelbſt habe ihn aus der Taufe gehoben. Er wird uns treu, willfährig und gehorſam ſein. Jedem ſeine Ehre und ſeine Pflicht! Die Bourdons ſind Knechte, die Gondreville's Herren.“

Wolfsegg hatte ihn ſich ausreden und austoben laſſen; es war ein mehr ſcherzhafter als ernſter Anblick geweſen, wie der ſchmächtige Mann in ſeinem Schlafrocke hin- und herſprang, mit den Händen durch die Luft fuhr und nach der Seite faßte, wo er ſonſt ſeinen kleinen Degen mit goldenem Griff zu tragen pflegte — es war ein Geſchenk Maria Antoinetten's und den Griff ſchmückten die Figuren des Orpheus und der Euridice — als wolle er ihn ziehen und ſeine Anſicht gegen eine Welt vertheidigen.

„Beruhige ſich der Herr Schwager", ſagte jetzt der Graf mit einer begütigenden Handbewegung. „Es braucht keiner Aufwallung. Wie gern will ich in dieſem Falle als der Getäuſchte daſtehen! Aber ich erinnere den Herrn Schwager daran, daß noch vor drei Tagen an dieſer Stelle Jean Bourdon, als er Abſchied von uns nahm, von der republikaniſchen Geſinnung ſeines Sohnes ſprach. Mit dem Ausdruck der Klage und der Betrübniß davon ſprach, daß der junge Mann den verwegenſten Neuerungen anhänge, ein Gottesleugner und ein Feind des Königthums ſei! Und nun erwäge der Herr Schwager, welch' ein Opfer er von dieſem Manne, den er nicht kennt — denn daß er ihn aus der Taufe gehoben, wird auf einen Freigeiſt keinen beſonderen Einfluß ausüben — welch' eine Entſagungsfähigkeit er von ihm fordert! Jean Bourdon hat während der Schreckenszeit die Güter der Gondreville's in Lothringen gekauft, waren ſie doch herrenlos gewordene Beſitzungen des franzöſiſchen Volkes. Er betrachtete ſich nur als Pächter, bis zum Tode getreu, ſendete er Ihnen jahrein jahraus die Erträgniſſe des Bodens, der nach dem Geſetze ihm gehörte. Jetzt iſt er geſtorben, plötzlich, vielleicht ohne die geringſte Verfügung über ſeinen Beſitz zu treffen, ohne ein letztes Wort an ſeinen Sohn, das dieſen aufklären, ermahnen, zu ſeinen Pflichten anhalten könnte -- Benjamin iſt ſein Erbe. Ein Republikaner, ein Atheiſt! Ich denke doch, das iſt eine ſchwere verwickelte Angelegenheit, die ſich nicht ſo leicht und gütlich, wie der Herr Schwager meint, mit einer Anrufung der Vaſallentreue ausgleichen läßt. Vaſallentreue, Hingebung, Aufopferung des Dieners für den Herrn — das ſind die Goldmünzen eines früheren Zeitalters, die in dem unſeren nicht mehr gelten."

Ein allgemeines Schweigen war eingetreten, die Geſellſchaft lag unter dem Banne dieſer einfachen und doch furchtbaren Bemerkungen. Ein Geſpenſt erhob ſich aus ihnen, deſſen erſt ungewiſſe Formen immer ſchärfer und beſtimmter wurden; rieſengroß ſtand es vor ihrer Seele: der Verluſt ihrer Erbgüter, die Armuth.

Nur zu wahr hatte der Graf die Verhältniſſe geſchildert.

Als der Marquis von Gondreville Frankreich verlaſſen, zu dem Heere des Prinzen Condé in Coblenz ſich begeben und ſeinen Degen gegen die Republik gezogen hatte, war ſein Name auf die Liſte der Emigranten geſetzt, er ſelbſt zum Tode verurtheilt, waren ſeine Güter als die eines Verräthers eingezogen worden. Als Nationalgut ließ ſie die Regierung verſteigern.

Dem ehemaligen Verwalter der Gondreville's, Jean Bourdon, der in Nancy und Luneville bei den Jacobinern für einen echten und ſtandhaften Patrioten galt, war es mit Hilfe einiger reicher Leute, die, wie ſie ſagten, ihr Geld nicht beſſer als bei ihm anlegen konnten, geglückt, den größeren Theil der Beſitzungen für eine geringe Summe anzukaufen. Einiges freilich ging in fremde Hände über, aber, worauf die Gondreville's das ſtärkſte Gewicht legten, ihr Stammſchloß, Wald und Feld darum, blieb ihnen erhalten. Oder vielmehr Jean Bourdon. So unerſchütterlich ſeine Anhänglichkeit für das Geſchlecht, dem ſchon ſein Großvater gedient, unter deſſen Schutz er ſelbſt aufgewachſen, ſo groß war ſeine Liſt und Gewandtheit. Kein Späher vermochte ſein Geheimniß zu durchdringen. Viele Feinde und Neider hatte ihm ſein Glück geboren; während die Einen ihn, nach dem Sturz Robespierre's und der Jacobiner in Paris und in den Provinzen, als einen Verräther und Räuber an dem Gute ſeines Herrn anklagten, beſchuldigten ihn die Anderen, mit dem Marquis von Gondreville noch immer in Verbindung zu ſtehen und das Geld Frankreich's auf heimlichen Wegen dem Landesverräther in die Taſche zu ſpielen. Aber gerade der Widerſpruch dieſer Anklagen nahm jeder einzelnen Werth und Bedeutung und Jean Bourdon ſchien von der einen wie von der anderen, ſo laut ſie auch geäußert wurden, nichts zu wiſſen.

Nur einmal hatte er ſich, als man ihm unter dem Vorwand, um ſeine Sicherheit beſorgt zu ſein, ſtärker mit ſolchen Vorwürfen zuſetzte, zu der Aeußerung hinreißen laſſen:

„Narrenspoſſen! Wartet doch meinen Tod ab, da werdet Ihr ja ſehen, für wen ich gearbeitet, geſpart und gewuchert habe!“

Nach ſeinem Tode — anders wohl, als er gemeint, anders, als es ſich die Gondreville's in voreiliger Hoffnung ausgelegt — ſollte ſich jetzt ſein Wort erfüllen.

Napoleon's Kaiſerkrönung, die darauf folgenden Siege ſeiner Waffen, welche ſeine Herrſchaft zugleich über Europa ausdehnten und im Inneren Frankreich's befeſtigten, ſchnitten den Bourbonen und ihren Anhängern beinahe jede Ausſicht auf eine Rückkehr ab. Es ſei denn, daß ein Wunder geſchehe, daß eine Hand ſich aus den Wolken ſtrecke und dieſen neuen Thurm von Babel umſtürze! Wie von ihrem Leben war die Marquiſe von dem Eintreffen der göttlichen Rache überzeugt. Allein wer will, wer kann der ewigen Weisheit ihre Stunde vorſchreiben? Jahre mochten noch darüber hingehen und die Beſitzungen der Gondreville's, wenn ſie jetzt nach dem Erbrecht des Code Napoléon als freies Eigenthum Benjamin Bourdon zufielen, aus einer Hand in die andere gerathen, auf's Neue verkauft und wieder zerſtückelt werden!

Hatte Bourdon ſeinem Sohne anvertraut, daß er nur zum Schein der Beſitzer des ſtattlichen Schloſſes ſei? War wenigſtens das Geld, das der alte Graf Wolfsegg, der Vater der Marquiſe, von Brüſſel aus im Herbſte des Jahres 1793 Bourdon hatte zukommen laſſen, um den Kauf der Güter zu ermöglichen, ſichergeſtellt?

So viel Fragen ſich erhoben, ſo viele Befürchtungen verdunkelten die Zukunft.

„Ein Freimaurer, ein Republikaner wäre dieſer Benjamin!“ ächzte der Marquis und warf ſich in einen Seſſel. Schlotternd hing der Schlafrock um ihn und die Perrücke ſchwebte ängſtlich auf ſeinem kahlen Scheitel. „Mein Pathenkind ein Republikaner, und er heißt doch Benjamin! Nein, Herr Schwager, es kann, es darf nicht ſein!“

„Benjamin demüthigte ſich vor ſeinem Vater Jacob und ging ihm entgegen“, ſagte die Marquiſe, mehr ſich ſelbſt als den Uebrigen zum Troſt; „auch Benjamin Bourdon wird uns, wie es ſich geziemt, ehrfurchtsvoll an der Pforte unſeres Hauſes empfangen und wir werden ihn nach Verdienſt belohnen.“

„Bliebe zunächſt doch noch die Frage beſtehen, wie die Frau Schweſter bis zur Thüre ihres Hauſes kommt“, antwortete der Graf. „Erwäge ſie nur, der Name ihres Gemahls iſt von der Emigrantenliſte noch nicht geſtrichen, ihr Sohn kämpft jetzt im Verein mit den Spaniern —“

„Gott ſegne ihn!“ brach Leopoldine, die gefalteten Hände gen Himmel hebend, aus.

„Ja“, wiederholte Ulrich das Gebet der Schweſter, „Gott ſegne ihn! Ich rufe es aus vollem Herzen. Aber die Thaten des Sohnes werden in den Augen des Kaiſers die alte Schuld des Vaters mit neuer vermehren und verdoppeln. Um den Fuß auf franzöſiſchen Boden ſetzen zu können, müßte ſich der Herr Schwager dem Uſurpator unterwerfen und ſeine Gnade anflehen.“

„Niemals“, ſprudelte der Marquis, „niemals!

Die Revolution kann uns plündern, kann uns köpfen“, und dabei ahmte er mit der Hand die Bewegung des Fallbeils nach, ſo daß die ſchwankende Perrücke vollends ihr Gleichgewicht verlor und herabfiel, „aber entehren kann ſie uns nicht!“

„Recht ſo!“ nickte der lange Puchheim.

„Und doch“, wendete Ulrich ein, „wäre es ein Vortheil für die allgemeine wie für die beſondere Sache, wenn wir einen zuverläſſigen Boten nach Paris ſchicken könnten. Einer, der keinen Verdacht erregte, weil er ſelbſt ahnungslos und arglos dahinginge. Das Geheimniß, in das ſich der arme Bourdon hüllen mußte, rief den Verdacht der Gegner hervor und lenkte die Augen aller Späher Napoleon's auf ihn. Ein Franzoſe, der von Nancy hierherreiſt auf dies einſame weltverlorne Schloß! Darin ſteckt's! Ach, daß wir immer nur kluge Nachgedanken haben!“

„Und haſt Du eine Ahnung, Vetter, wer die grauſige Mordthat verübt hat?“ fragte Puchheim von ſeinem Beobachtungspoſten her.

„Die letzten Fäden werden wohl in Fouché's Hand ruhen. Er wird dem franzöſiſchen Geſandten in Wien befohlen haben, auf dieſen merkwürdigen Reiſenden zu fahnden. Ein verwegener Geſell hat ſich bereit gefunden, ihn anzuhalten, ihn ſeiner Papiere zu berauben. Der Mord hat ſchwerlich im Plane gelegen; Bourdon's Widerſtand hat den Angreifer gezwungen, die Piſtole zu gebrauchen. Es iſt Alles noch Finſterniß in und über dieſem Vorfall, aber der Zuſammenhang der Dinge iſt mir klar. Ich will die jungen Männer, die ſich des Sterbenden ſo hilfreich und uneigennützig angenommen haben, noch einmal über das Einzelne befragen, vielleicht entdeckt ſich eine Spur. Geſchieht doch nichts unter der Sonne, das nicht einen Fleck zurückläßt. Ich habe die Jünglinge hierher beſchieden und hoffe, daß die Frau Schweſter uns ihre Gegenwart ſchenkt."

Die Marquiſe machte eine unwillig ablehnende Bewegung.

„Ich bitte darum, Frau Schweſter", betonte Ulrich mit ſtrengem Geſicht. „Es ſoll nicht den Schein haben, als wäre hier ein Inquiſitionsgericht. Wenn die Frau Schweſter den jungen Egbert erſucht, auch ihr die traurige Geſchichte zu erzählen, wird er kein Arg haben und willig Rede ſtehen."

„Der Herr Bruder iſt ja ſehr gnädig gegen dieſe Bürgersleute", erwiderte mit unverhohlenem Aerger die Marquiſe. „Als ob's Prinzen wären! Man kann einmal ein Auge zudrücken, wenn man nicht weiß, ob ſie nicht in der That von irgend einem Potentaten herkommen. Wie am geſtrigen Abend! Seit der Revolution — den Heiligen ſei's geklagt! — werden die Bürgerlichen leider Miniſter, Geſandte und Herzoge, aber der bürgerliche Geruch bleibt."

„Die Naſe der Frau Schweſter in Ehren", ſagte lachend Wolfsegg. „Nur muß man dann mit Verſchwörungen nichts zu thun haben und ſich auf den reinen Höhen eines ſanften idealiſchen Lebens halten. Wer auf Erden vorwärts kommen will, muß Staub ſchlucken lernen. Mir iſt das Bürgerthum werth; es iſt das Mark des deutſchen Volkes. Unſere Pflicht iſt es, dieſe bisher ſo träge Maſſe zu begeiſtern und mit dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe zu erfüllen. Wir Edelleute voran, die Bürger uns nach — das iſt das wahre Volksheer, welches die franzöſiſchen Legionen vernichten wird."

„Ich beuge mich gern vor des Herrn Bruders Einſicht", antwortete Leopoldine und knüpfte unmuthig die langen, lilienbeſtickten Seidenbänder ihrer Morgenhaube auf und wieder zu, „und füge mich ſeinen Anordnungen. Aber es iſt betrübſam, daß die Revolution auch in Oeſterreich vordringt und ſchon in dem Schloſſe der Wolfsegg freundliche Aufnahme gefunden hat."

„Egbert Heimwald ein Revolutionsmann!"

„Sein Vater war ein Freimaurer. Ja doch! Und womit beginnen alle Revolutionen? Mit einer Vermiſchung der Stände. So war es in Frankreich. „Guten Tag, mein lieber Herr“, ſagte man zu dem Bürgersmann und ſchüttelte ihm die Hand. Das war der Anfang vom Ende. Da verlernten ſie den Reſpect vor dem König und dem Adel. Unſere Gutmüthigkeit wurde unſer Verderben. Und hier ſehe ich Alles denſelben Weg gehen.“

Die Dame war in ihren Anſichten unerſchütterlich wie ein Felsblock in der Brandung, und ebenſo ſteif, gerade und unbewegt ſaß ſie da.

„Ich merk's auch, daß der Herr Bruder noch einen ganz beſonderen Zweck mit dieſem jungen Menſchen verfolgt — oho, ich habe auch gute, ſcharfe Augen im Kopfe!“

Ulrich blickte die Marquiſe feſt an und ſchüttelte dann leiſe mit dem Kopfe, als wolle er zu ſich ſelbſt ſagen: Nein, es iſt unmöglich, ſie kann Dich nicht durchſchauen! Laut ſprach er, indem er ihr die Hand wie zur Verſöhnung reichte:

„Und wenn ich meinen Plan mit ihm hätte, als gute Schweſter wirſt Du mich darin unterſtützen.“

„Wenn es nicht gegen die Ehre geht!“ erwiderte ſie, die noch immer nicht ganz beſänftigt war.

„Nein, nur die Freundlichkeit der Frau Schweſter wird in Anſpruch genommen. Sie ſoll meinen Gäſten, auch wenn ſie nur Bürgersleute ſind, heute und morgen daſſelbe Geſicht zeigen wie geſtern. Das war prächtig! Die Frau Schweſter konnte immer gut die Comödie ſpielen; das hat ſie noch aus Trianon heimgebracht. Und unſere Antoinette iſt ganz verſtummt. Was hält ſie denn von den Fremden?“

Den Kopf auf die Hand geſtützt, hatte Antoinette dageſeſſen. Dachte ſie an Jean Bourdon's Tod und die Verwicklung, die ſich für ihre Eltern daran knüpfte? Oder an die Reden Vittorio's, die noch leiſe in ihr nachtönten, wie ein verklungenes Glockengeläute uns im Ohr nachſummt?

Bei der Anrede des Grafen fuhr ſie ein wenig zuſammen.

„Ich? Ihre Gäſte, mein Oheim? Geſtehe ich es nur, den Einen hab' ich gar nicht angeſehen und den Anderen . . .“

Nun ſtockte ſie doch; ſie fand nicht gleich den Ausdruck, der ihr für Egbert's Perſönlichkeit der geeignetſte ſchien.

„Juſt um den Andern handelt es ſich, wie er Dir gefallen.“

„Er ſieht aus wie ein Held aus den Märchen und redet ſo ſchüchtern wie ein Mädchen — und dennoch . . .“

„Dennoch, delphiſche Sibylle?“

„Er iſt ein Trotzkopf, und der Herr Oheim wird es noch erfahren.“

„Meinſt Du? Wenigſtens iſt er Dir nicht unbedeutend erſchienen, und es lohnt ſich auch Dir, daß Du Dein Studium fortſetzeſt. Ich denke die jungen Leute bis zur Ankunft des Bezirkshauptmanns aus Linz, dem ich das Verbrechen gemeldet, und bis zum feierlichen Begräbniß Bourdon's im Schloſſe zu halten. Das fordern Klugheit und Anſtand.“

„Und ein feierliches Begräbniß hat der Herr Bruder beſchloſſen?“ fragte Leopoldine.

„Auf dem Friedhof zu Gmunden. Auch Du wirſt zugegen ſein mit der Antoinette; wir Alle. Der Pater Marcellus wird dem Todten die Nachrede halten. Indem wir dem treuen Diener die letzten Ehren erweiſen, ehren wir uns ſelbſt und geben ein Beiſpiel. Zugleich verbreitet ſich die Kunde der ſchrecklichen Unthat: Auf offener Straße haben die Franzoſen oder doch Anhänger Bonaparte's, gedungene Mörder, einen ſchlichten, ſtillen Mann überfallen. So achten ſie die Majeſtät des Friedens, die Rechte Oeſterreichs. Solche Geſchichten bringen das Blut der Menge ſtärker in Wallung als die Kränkungen, die dem Kaiſer, die Beleidigungen, die dem Staat zugefügt werden. Dabei wird mancherlei Volk zuſammenlaufen, die Beſtattung mit anzuſchauen. Freier geht das Wort von Mund zu Mund, Jeder will ſeine Anſicht über das Geſchehene vortragen Wie leicht kann ſich da eine Spur zeigen, die uns auf die Fährte des Verbrechers leitet! Ein Riß durch das Dunkel dieſes Geheimniſſes geſchehen!“

„In dem Herrn Bruder“, ſagte die Marquiſe bewundernd zu ihm aufſchauend, „ſteckt doch ein großer Politicus. Wenn er in dem Unglücksjahr 1789 das Steuerruder in Frankreich gelenkt hätte!“

Was ſie etwa noch zum Lobe Ulrich's auf den Lippen hatte, ſchnitt ihr diesmal Puchheim ab, der raſch vom Fenſter zurücktretend ausrief:

„Da ſind ſie! Deine Schützlinge, Wolfsegg!“

„Mich werden Sie nicht zwingen wollen, Herr Schwager, in dieſem Coſtüm zu bleiben! Ein Marquis von Gondreville im Schlafrock vor Bürgersleuten erſcheinen! Unmöglich!“

Dennoch hielt er es nicht unter ſeiner Würde, verſtohlen durch das Fenſter auf die Jünglinge zu blicken, die im eifrigen Geſpräche, in Begleitung des Dieners, über den Vorplatz von den Taxushecken des Gartens her, ſich dem Thurme näherten.

„Schöne, ſtattliche junge Leute!“ murmelte der Marquis. „Beſonders der Blonde! Schade, daß ſie keine Edelleute ſind! Und der Herr Schwager hält ſie für ehrlich und treu?“

„Meinen Egbert? Wie Gold! Glichen alle deutſchen Männer ihm — wir wollten die große Armee mit all ihren goldenen Adlern über den Rhein jagen! In einem Gewitterſturm über den Rhein!“

Er ſtockte plötzlich und legte die Hand auf die Stirn, als ſtiege ein Gedanke in ihm auf, den er feſtzubannen ſuchte.

„Wenn wir Egbert nach Paris ſchickten?“ entfuhr es ihm halblaut.

„Wen?“ rief Leopoldine dazwiſchen. „Den verunglückten Doctor? Das wäre mir ein ſchöner Vertreter und Geſandter!“

„Vertreter der Gondreville’s? Nicht für Dich allein, Frau Schweſter, für das ganze junge Deutſchland ſollte er hingehen! Auf dem Sitz ſeiner Macht dieſen Lucifer kennen —“

„Und anbeten?“

„Nein, haſſen lernen! Mit unvertilgbarem, grimmigen Haſſe! Wie die Lüge, wie die Hölle haſſen lernen! Die Jugend iſt von der Herrlichkeit und dem Glanze dieſes Mannes wie geblendet und bethört; erſt wenn ſie ihn von Angeſicht zu Angeſicht, in der Herzloſigkeit ſeiner Selbſtſucht . . .“

„Sie ſind in's Haus getreten", ſagte Puchheim. „Laßt Euch nichts von dem merken, was ich eben andeutete, es iſt nur erſt ein Schatten. Schweigt darüber. Ein ſolcher Entſchluß bedarf der Ueberlegung. Vor der Zeit ihn ausſprechen, hieße ſeine Ausführung verhindern."

„Ich rette mich", ſagte der Marquis und ſchlug ſeinen Schlafrock zuſammen.

Auch Antoinette hatte ſich erhoben.

„Ich wäre doch nur eine läſtige und unnütze Zuhörerin", meinte ſie zu ihrem Oheim.

„Freilich würden Deine Augen meinen unſchuldigen Egbert verwirren und ſtatt von Raub und Gewaltthat würde er uns von herzbeſtrickenden Zauberinnen erzählen!"

Er gab ihr die Hand.

„Du biſt eine gefährliche Schöne. Eine Fee aus dem romantiſchen Walde! Aus Arioſto's Gedicht!"

„Der Oheim findet immer ſeine Freude daran, mich zu necken; wäre ich die Zauberin, für die er mich ausgibt, würde ich nicht wieder ſtechen?"

Indem ſie ſich nun losreißen wollte und Ulrich ſie ſcherzend feſthielt und küßte, öffnete der Diener den jungen Männern die Thüre zu dem Gemach.

So erhielt Egbert noch einen Blick ſeiner Göttin, ehe ſie durch die entgegengeſetzte Thür enteilte, die zu der Galerie nach dem Hauptgebäude des Schloſſes führte — einen finſtern, faſt drohenden Blick der ſtolzen Augen unter den zuſammengezogenen Brauen hervor. Der Arme mußte die Strafe für die Freiheit, die der Oheim ſich genommen hatte, leiden. Warum war er Zeuge eines ſolchen Schauſpiels geworden?

Antoinette war ganz in der Stimmung Diana's, als ſie ſich von Actäon belauſcht ſah.

Viertes Kapitel.

Am vierten Tage nach der Ermordung Jean Bourdon's in der Nähe der Rabenmühle war es. An einem Sonntage, eine gute Stunde vor Mittag. Um die Pfarrkirche zu Gmunden, in den Gaſſen nach der hölzernen Traunbrücke zu — denn über dieſelbe, vom jenſeitigen Ufer des Fluſſes, aus dem dort gelegenen Capuzinerkloſter, ſollte der Trauerzug kommen — war ein Gedränge von neugierigen, aufgeregten Menſchen. Andere hatten es vorgezogen, auf dem Friedhof ſelbſt Poſto zu faſſen; mußten ſie hier länger als die Uebrigen auf den Anfang des Schauſpiels warten, ſo ſtanden ſie dafür dicht an dem Grabe und konnten hoffen, auch nicht ein Wort von der Rede des Pater Marcellus zu verlieren.

Das Ungewohnte einer Leichenrede ſteigerte die Spannung auf das Höchſte.

Wie ein Lauffeuer war die Kunde des Verbrechens durch das Land geflogen, bis nach Ebenſee und in die Berge hinein, bis nach Linz und Vöcklabruck in die Ebene. Das Gerücht hatte die Zeit, die ihm der Graf gelaſſen, gut benützt. Mit den dunkelſten Farben hatte es die That gemalt. Unbewußt hatte ein Jeder, der die Geſchichte erzählte, dazu beigetragen, ihr Grauſiges und Abenteuerliches zu erhöhen. Zu dem Schrecken, den der Mord einflößte, geſellte ſich das Staunen über die Dazwiſchenkunft der beiden Jünglinge. Es war wie ein Wunder und wenig fehlte, ſo wäre der blonde Egbert im Munde des Volkes zu einer himmliſchen Erſcheinung geworden, etwa zu jenem ſtreitbaren, heiligen Helden Georg, der den Lindwurm niederſticht. Ein Lindwurm, der mit ſeinem gewaltigen ſchuppengepanzerten Leib ganze Länder bedeckte, der mit ſeinen Schweif bis Oeſterreich reichte — oft genug in dieſen letzten Wochen hatten die Pfarrer und die Bettelmönche den Bonaparte mit ſolchem Ungethüm verglichen.

Weder über den Ermordeten, noch über den Jüngling, der die Mörder in die Flucht gejagt und die völlige Ausraubung ihres Opfers gehindert hatte, wußten die Leute Gewiſſes. War doch ſelbſt vor den

Dienern des Schloſſes das Geheimniß Jean Bourdon's nach Kräften gewahrt worden. Er hätte jetzt nicht nur die wichtigſten Papiere, ſondern auch Edelſteine und Perlen bei ſich gehabt — Schmuckſachen, die noch der unglücklichen Königin Marie Antoinette gehört hätten. Der ſtille beſcheidene Mann, deſſen Handlungen alle aus der Treue und Anhänglichkeit gegen die Gondreville's entſprungen waren, hatte es ſich bei Lebzeiten nie träumen laſſen, daß er nach ſeinem Tode als politiſcher Märtyrer gefeiert werden würde. In dieſem Glorienſchein aber ſah ihn das Volk. Wenn man den Reden des Grafen trauen wollte, die er gefliſſentlich vor den Ohren der Diener und Bauern laut werden ließ, hatte es in Frankreich keinen gefährlicheren Mann für den Uſurpator gegeben, als Jean Bourdon. Er hatte ſich denn ſeiner auch nicht anders entledigen können, als durch Mord. So ſei vor wenigen Jahren der Herzog von Enghien im Wallgraben von Vincennes auf ſeinen Befehl erſchoſſen, Pichegru im Gefängniß erdroſſelt worden. Das Glück Bonaparte's ſei eine Kette blutiger, ungeheuerlicher Frevel.

Ein Menſch iſt erſchlagen auf friedlicher Heerſtraße, inmitten einer Bevölkerung, unter der eine ſolche Gewaltthat — ein politiſcher Mord — unerhört war. Alle Geſpräche, alle Erzählungen ſpitzen ſich zu der einen Frage zu: Wer iſt der Mörder? Oeſterreicher können es nicht geweſen ſein, lautet ebenſo einſtimmig die Antwort, Fremde, Franzoſen oder Italiener, gedungene Helfershelfer des corſiſchen Tyrannen, haben das Verbrechen verübt. Die geſchäftige Phantaſie fabelt von einer Schaar verwegener Wälſchen — Männer aus Corſica und aus den Abruzzen, die ſich unter einander durch den Schwur der Vendetta verbunden haben und dem Kaiſer zur Vollſtreckung ſeiner geheimen Blutbefehle willig den Arm leihen. Das Seltſame iſt nur, daß Niemand ſie weder vor, noch nach der That geſehen. Hat ſie der Wind davongeführt? In welche Verkleidung können ſie ſich geſteckt haben, um die Aufmerkſamkeit zu täuſchen?

Zuletzt erſcheint dann immer der Reiter, den der Rabenmüller — er kann es mit einem hohen Eid betheuern — mit ſeinen eigenen leiblichen Augen erblickt hat, in phantaſtiſcher Beleuchtung. Leider hat ihn der Müller nur flüchtig angeſehen, er hat ſich vor ihm und vor Jean Bourdon's heimlichem Weſen gefürchtet. Nicht jung, nicht alt war nach dieſer Ausſage der Reiter; er trug ſich nicht eben anders als andere Leute; recht gut kann's ein Offizier geweſen ſein, er ſaß ſo ſicher auf ſeinem ſchwarzen Pferde.

Merkwürdig war nur, daß der Reiter den grauen

Mantel vor das Geſicht hinaufzog, als ſich der Müller ihm einmal genähert hatte. Wer war dieſer Reiter? Wo war er geblieben?

Viele Leute waren an jenem Unglückstage nicht in den Wäldern und auf den Gefilden zwiſchen Gmunden und der Rabenmühle, am Aurachbach, geſchäftig oder müßig geweſen, aber doch genug, daß wenigſtens dem Einen oder dem Anderen der Reiter hätte aufſtoßen müſſen. Irgendwo, in einem Dorfe, auf der großen Straße, würde man ihn doch bemerkt haben. Aber weder in Pinsdorf, noch in Aurachkirchen, weder in Moos, noch in Vicht wollten ihn die Einwohner geſehen haben. Je weiter ſich nun nach Norden und Weſten die Nachforſchungen ausdehnten, deſto unſicherer wurden ſie. Da und dort war ein Reiſender zu Pferd aufgetaucht, aber es ſtellte ſich bald heraus, daß es nicht der Geſuchte geweſen. Der war gekommen, der Müller wußte nicht woher, und war entſchwunden — Niemand vermochte zu ſagen, wohin.

Niemand? Die Leute in der Mühle, die mit Hugo in den Wald gegangen waren, den Verwundeten hereinzutragen, flüſterten ſich leiſe zu, daß die braune Chriſtel wohl mehr darum wiſſen werde als andere gute Chriſtenmenſchen. Aus einem einfachen Grunde: weil ſie halb des Teufels ſei. Eine Hexe wagten ſie das Mädchen nicht zu ſchelten, denn ſie fürchteten ſich vor ihr. Der fromme Pfarrer in Moos, woher das Mädchen gebürtig war, hatte ſich überdies die redlichſte Mühe mit ihrer Erziehung gegeben und vertheidigte ſeinen Schützling noch jetzt wider die üble Nachrede der Nachbarn. Aber leugnen konnte er nicht, daß ſie ſeiner Lehre entlaufen ſei und auf den Bergen und im Walde ein wunderliches Weſen führe.

Von welchem Erwerbe oder welcher Hanthierung ſie und ihr Vater lebten, wäre ſchwer zu ſagen geweſen. Bis zum Feldzuge von 1805 ging der Florian ſeinen Weg wie die anderen Leute im Dorfe, etwas ſcheuer und in ſich gekehrter von Temperament, wie ihn der Pfarrer entſchuldigte, war er ſonſt in Allem ein gottesfürchtiger, arbeitſamer Mann. Er wirthſchaftete auf einem kleinen Anweſen, daß ihm der Freiherr von Puchheim verpachtet hatte. Früher hatte das Feld brach gelegen. 1805 ſtürzte das Unglück über Florian herein. Seinen Sohn ſteckte die Regierung unter die Soldaten, Arbeit und Wohlſtand gingen rückwärts. Bei Auſterlitz wurde ihm der Sohn von einer franzöſiſchen Kanonenkugel getödtet. Der Schmerz verwirrte Florian völlig; die Anlage zum Tiefſinn, die in ihm war, wuchs. Seine Wirthſchaft zerfiel und ſein Haus; was er von Geräthſchaften und Hausrath beſaß, ſeine

Kuh und ſein Pferd verkaufte er. Wäre der Freiherr ein ſtrenger, auf den Gulden ſehender Mann geweſen, möchte der Florian bald auch das dürftige Obdach verloren haben. Aber Puchheim hatte keine Kinder, und die Seitenverwandten, die dereinſt ſeine Güter erben ſollten, waren ihm wegen ihrer Franzöſelei bis in die Seele verhaßt. Ihn kümmerte es nicht, daß der wüſte Ort, an dem Florian hauſte, Nichts einbrachte.

„War ja auch vordem wüſt", pflegte er zu ſagen, wenn ſein Verwalter über den ſchlechten und faulen Schuldner klagte. „Laßt den Mann ungeſchoren. Er hat für Kaiſer und Reich gelitten. Sein Feld iſt wüſt geworden wie ſein Kopf. Was kann zwiſchen Ruinen aufgehen? Unkraut, nichts als Unkraut."

Er gab Befehl, daß man den Florian in ſeinen Waldungen beim Holzfällen beſchäftigen möge. Bald hieß es auch, daß der Freiherr ihn mit Botſchaften über Land ſende. Warum er den Blöden lieber dazu gebrauchte als ſeine klugen Diener? Das war eben eine Grille mehr von dem langen Baron.

Bei einem ſolchen Vater, mutterlos, verwilderte die braune Chriſtel. Mehr lebte ſie unter den Bäumen, als unter dem Schindeldach ihrer Hütte. Im Sommer ſammelte ſie Beeren und Kräuter, im Winter Reiſig im Walde. Alles war braun an ihr: Haare, Geſichtsfarbe, Augen; niemals hatte ſie Einer anders als in einem braunen Rock geſehen. War es nur der Aberglauben der Landbevölkerung, oder hatte das Mädchen eine wunderbare Begabung, allgemein ward ihr ein richtiger Blick für die Erkenntniß kranker Zuſtände bei Menſchen und Thieren zugeſchrieben. Von hier bis zu der Behauptung, daß die braune Chriſtel um alle Begebenheiten, gegenwärtige und künftige, gute und böſe, wiſſe und mit den geheimen Mächten der Natur in Verbindung ſtände, war für die Einbildung des Volkes kein großer Schritt.

In einer Gruppe am Thore der Kirchhofsmauer wurde dieſer Gegenſtand beſonders laut und breit erörtert. Die Weiber führten das hohe Wort dabei und ließen an dem wildſcheuen, unheimlichen Mädchen kein gutes Haar.

„Was plauſcht ihr da wieder zuſammen?“ rief ein älterer Mann, der ſich halb bäueriſch, halb ſtädtiſch gekleidet trug. „Hat Euch der Pfarrherr nicht das Gezeter gegen die Dirne verboten? Thut das arme Ding keinem Menſchen etwas zu Leide und ihr ſchwätzt ſo läſterlich, als hättet ihr ſie auf einem Beſenſtiel zum Hexenſabbath reiten geſehen. Schämt Euch doch!“

Die Weiber ſteckten die Köpfe zuſammen, aber der Großbauer von Aurachkirchen in dem langſchößigen blauen Rock mit Silberzwanzigerknöpfen, der ſtattlich hingepflanzt am Thor ſtand, ganz für ſich allein, wie es ſich für ſeine Würde und ſeinen Reichthum ſchickte, nahm ſich ihrer an und ſagte giftig:

„Aus dem Schornſtein kann ſie nicht fahren, denn der iſt dem loſen Geſindel über den Kopf ſchon eingeſtürzt, aber eine Sünd' und eine Schand' iſt's doch, ſolch Volk unter einfältigen Chriſtenmenſchen wohnen zu laſſen. Hätte längſt den Staubbeſen verdient, dieſe Chriſtel! Gott beſſer's! Die Puchheim'ſchen halten ihnen das Bret. Denke mir ſo mein Theil —“

Dabei warf er einen herausfordernden Blick auf den Vertheidiger des braunen Mädchens.

Dieſer — er war im Puchheim'ſchen Dienſt als Verwalter auf einem Vorwerk beſchäftigt — fühlte ſich in ſeiner Ehre gekränkt und erwiderte hitzig:

„Red' Er doch offen heraus, was Er denkt! Hat ſich ja längſt wie ein Großtürke und möchte die Herren ausſtechen! Ihm hat die Chriſtel wohl nicht genug Reverenz bewieſen? Ihm, dem Leuteſchinder!“

„Wer ſchindet die Leute?“ ſchrie der Bauer. „Die Herren! Er ärgert ſich, daß ich nicht blind bin und aufpaſſe. Allerlei Schliche und Practiken treiben die da oben, und wir da unten müſſen die eingebrockte Suppe auseſſen. Wenn die großen Herren ſo luſtig zuſammen kommen, gibt's jedes Mal Jagd oder Krieg, und immer auf Bauer's Koſten! Die Chriſtel und der Florian tragen allerlei Botſchaft hin und her, mag wohl nicht die ſauberſte ſein!"

Nun wäre es um ein Haar auf der heiligen Stätte, wo Feindſchaft und Fehde mit dem Leben ſelbſt auf immer beruhigt ſein ſollen, zu Zank und Schlag gekommen — denn zwiſchen den Leuten von Aurachkirchen und den Dienern des Puchheimers gab es ſchon ſeit Jahren wegen des Wildes im freiherrlichen Forſt, das die Felder verwüſtete, mehr als einen Span zu brechen — hätte nicht eine Alte gerufen:

„Maria und Joſeph, da iſt ſie ja, das Unglückskind!"

Zwiſchen Kirche und Pfarrhof huſchte die braune Chriſtel daher, gerade auf den ſanft anſteigenden Friedhof zu, der auf dem unteren Abhange des Calvarienberges liegt. Sie vermied es, die Leute anzuſehen, die ihrerſeits um ſo neugieriger ſie betrachteten. Doch war nichts Merkwürdiges an ihr zu gewahren. Ein armes Bettlerkind mit bloßen Füßen, mit dem kurzen, vielgeflickten braunen Wollrock, der ihr gerade noch die Kniee bedeckt, die braunen gelockten Haare frei flatternd; um die mageren Schultern ein verſchoſſenes Seidentüchlein, das ihr eine mildherzige Seele einmal geſchenkt und das ſie zu der Feier hervorgeſucht hat, ſchlank und ſchmächtig, mit kummervollem Ausdruck in den großen, braunen, ſchwärmeriſchen Augen, wenn ſie dieſelben aufſchlägt, zugleich haſtig und ſcheu in ihren Bewegungen, ſo ſchlüpft die braune Chriſtel durch die Menge, die überall vor ihr zurückweicht. Keinen wagt ſie anzuſehen oder auch nur zu begrüßen, ſie freut ſich ganz heimlich in ihrem Herzen, daß ihr heute die Buben nicht nachrennen, daß ihr kein Schmähwort nachgerufen wird. Wie hat ſie ſich vor dieſem Gange gefürchtet, und doch hat es ſie mächtig aus dem Hauſe, aus dem Walde hierher, unter die Menſchen getrieben, unter denen ihr nicht Einer freundlich und willfährig iſt!

Jetzt muß ſie gar an dem Großbauer Ruprecht vorüber, der ſie grimmig haßt. Sie drückt ſich gleichſam in ſich ſelbſt zuſammen und will vorbeihuſchen.

„Mir aus dem Wege, Teufelsbalg!“ ſchreit er und holt zu einem Fauſtſchlage aus.

Aber der Verwalter reißt ſie ihm unter den Händen fort.

„Stell' Dich hierher, Chriſtel!“ ruft er und ſchwingt ſeinen Rohrſtock mit dem Elfenbeinknopf und der langen Ledertroddel. „Niemand ſoll Dir Eins anhaben, Niemand!“

So wird das zitternde Mädchen dicht an die Pforte des Kirchhofs gedrängt und ſteht ängſtlich an die Steinmauer geſchmiegt wie in einem Zauberkreiſe, den der noch immer geſchwungene Stock um ſie bildet.

Zum Glück fängt in dieſem bedenklichen Augenblicke die Glocke der Capuzinerkirche zu läuten an. Hell klingt es von dem jenſeitigen Ufer der Traun herüber. Zuerſt antwortet die Glocke der Carmeliterinnen, dann fallen mit vollem, ſtarkem Ton die beiden Glocken der Pfarrkirche ein — ein ernſter, feierlicher, dumpfer Geſang aus ehernem Munde, der jede Rohheit bändigt und jeden Streit beſchwichtigt.

Eine Weile tritt vor dem ſchauerlichen Abgrund des Ewigen alles Irdiſche zurück.

Ihnen allen wird es ſo eigen bänglich um's Herz, als könnten die grauen, regenſchwer herniederhängenden Wolken auseinanderreißen und eine Stimme erſchallen — die Stimme des göttlichen Gerichts, deren Vorbote das Geläute der Glocken iſt.

Nicht lange währt dieſe Stimmung. Allmälig, bei nachlaſſender Spannung, behauptet das Kleine, das Gewöhnliche ſein Recht.

Vom Hochkogl her, wo nur erſt wenige Häuſer und Scheunen in großen Zwiſchenräumen ſtehen, kommt ein Wagen, pfeilſchnell von vier ſchnaubenden Pferden gezogen, und hält an der Kirche.

„Das iſt die Kutſche der Wolfsegg's", heißt's in der Menge und Alle gucken neugierig aus.

„Zwei Diener hinten auf!"

„Gewiß ſind's die Damen!"

„Die Gräfin mit ihrer Tochter."

„Die ſoll ja blitzſchön ſein und klug, viel klüger als die Pfarrer und Quackſalber ringsum."

„Das wäre auch etwas Rechts! Kommt ja aus Wien."

„Wahrhaftig, da ſteigen ſie aus!"

„Ja, ja, das ſieht man nicht alle Tage! Sollen ſonſt gar ſtolze Frauenzimmer ſein!"

„Nun, mit Dir können ſie doch keine Zwieſprach pflegen? Gelt, was wollteſt Du ihnen antworten?"

„Jeſus, ſie haben Kränze in den Händen und ſchauen ſo betrübt aus."

„Curioſe Geſchichte das mit dem Todten."

„Muß doch ein ſehr vornehmer Herr geweſen ſein."

„Vornehmer Herr? Denke, es war ein Bedienter."

Darüber lachen die Anderen.

„Haſt Dir ein Märchen aufbinden laſſen, Alter! Freilich ſagen ſie ſo, aber das iſt nur zum Schein."

„Zum Schein?"

„Um die Leute zu betrügen. Soll Niemand erfahren, wer hier begraben wird."

„Niemand außer dem Kaiſer in Wien.“

„War's denn ein Prinz?“

„Still doch, ſie kommen!“

Nebeneinander, in ſchwarzen, langen Mänteln, ſchwarze Florſchleier im Haar befeſtigt, jede einen Immortellenkranz in der Hand, langſamen Schrittes, näherten ſich die beiden Damen dem Friedhofe. Hinter ihnen, in grünen Röcken mit ſilbernen Treſſen, dreieckigen Hüten mit einer ſilbernen Schnur, gingen die Diener. Der Sacriſtan machte ihnen freie Bahn. Doch war es keine ſchwere Aufgabe und ſollte mehr ſeinen Dienſteifer und ſeine Devotion beweiſen. Rechts und links wich die Menge bereitwillig aus. Der Zauber der Schönheit und der Vornehmheit verband ſich hier mit würdevoller Freundlichkeit, mit Demuth vor Gott und dem Tode; alle Kappen und Hüte wurden abgezogen, ſelbſt der Großbauer von Aurachkirchen, der die Edelleute nicht leiden konnte, bückte ſich ſo tief als möglich vor den vorüberſchreitenden Damen. Als ſie hinter der Mauer und den Linden des Friedhofes den Blicken entſchwunden waren — nur die Wenigſten konnten ihre Mäntel, ihre leiſe wehenden Schleier noch ſehen — drang das Geräuſch des ſich nahenden Zuges aus der unteren Stadt herauf. Immer unter dem Geläute der Glocken, die gleichſam das ganze Schauſpiel in dem Netze ihrer Klänge und Harmonien geſchloſſen hielten.

Jetzt wurden die Chorknaben mit den Wachskerzen in den Händen am Eingange der Gaſſe, die an der Kirche vorüber zum Gottesacker emporſteigt, ſichtbar. Dem Sarge voran ward eine Kirchenfahne, ſchön geſtickt mit dem Bilde der Himmelskönigin, in deren Arm das Chriſtkind ruht, getragen. Von ſchwarzem Holz, mit ſilbernen Beſchlägen, rings mit Kränzen behangen, war der Sarg, in dem der ſterbliche Theil Jean Bourdon's und mit ihm ein dunkles Geheimniß lag. Die gräflichen Diener, in ſchwarzen Kniehoſen und ſchwarzen Strümpfen, Florſchleifen um den rechten Arm und an den Hüten, trugen, ſich ablöſend, den Sarg auf ihren Schultern. Dahinter ſchritt der würdige Pfarrherr von Gmunden, das ſilberne Crucifix vom Altar ſeiner Kirche hochhaltend. Ihm ſchloſſen ſich einige Capuziner an, das Haupt halb von den Capuzen verhüllt, mit Sandalen an den Füßen, den Leib von dem Stricke umgürtet. Und dann eine große Zahl von Leidtragenden, zu Drei und Drei gingen ſie einher.

So viele vornehme Namen, ſo viel Macht, Reichthum und Herrlichkeit hatte Gmunden noch nie in ſeinen Straßen verſammelt geſehen. Der Graf Wolfsegg, der Marquis von Gondreville, der Freiherr von Puchheim bildeten die erſte Reihe; Max Auersperg, der blonde Egbert und ſein Freund, denen ihre Theilnahme an dem Schickſal des Unglücklichen dieſen Ehrenplatz verſchaffte, die zweite. Unter den Uebrigen fehlte keines der Adelsgeſchlechter, die um den See bis weit hinein in das Land und in die Berge erbbegütert und anſäſſig waren. Sie alle hatten je Einen aus der Familie als Vertreter derſelben zu dem feierlichen Begräbniſſe Jean Bourdon's geſendet. Es war, wie der lange Puchheim ausrief, ein Proteſt der öſterreichiſchen Ritterſchaft gegen die franzöſiſche Revolution und das unheilige, blutbefleckte Kaiſerthum Bonaparte's. Die Ehre, die ſie dem Opfer deſſelben erwieſen, bedeutete zugleich eine Herausforderung für die Mörder.

Es wäre dem Ritter Vittorio Zambelli unmöglich geweſen, ſich der Einladung Wolfsegg's und einer ſolchen gemeinſamen Thathandlung zu entziehen, was auch immer ſonſt ſeine Anſichten über die Weltlage ſein mochten. Er ging neben einem Grafen Harrach, der auf den Hügeln nach Altmünſter zu ein kleines Schlößchen hatte: Beide in gleicher Unwiſſenheit über die Verdienſte Jean Bourdon's, denn ſie hörten eifrig ihrem Begleiter zu, der den Eingeweihten ſpielte und ihnen haarklein die Geſchichte der Gondreville's und ihres treuen Dieners auseinanderſetzte. Vittorio war in dieſe Erzählung ganz vertieft und achtete gar nicht auf ſeine Umgebung. Dabei fuhr er jäh zuſammen, als in ſeiner Nähe ein durchdringender Schrei ertönte und Jemand ſeinen Arm ergriff. Aufblickend erkannte er nun wohl, daß es keine Urſache zum Erſchrecken gab. Die braune Chriſtel hatte ſeinen Arm gefaßt und ließ ihn jetzt, an allen Gliedern zitternd, ſtammelnd, ohne doch ein verſtändliches Wort hervorzubringen, los. Die hinter ihr Stehenden hatten ſie von ihrem Platz fortzudrängen geſucht und ſie wäre gefallen, hätte ſie nicht nach einer Stütze gegriffen. Wenn der Ritter in Wahrheit den böſen Blick beſaß, ſo ſchaute er mit ihm das Mädchen an. In die Erde hätte die Chriſtel ſinken mögen, um ſich vor dieſen ſchrecklichen Augen zu verbergen, die ſie wie zwei Flammen zu verbrennen ſchienen. Aber ſie konnte nicht von der Stelle, nicht vorwärts, noch rückwärts; verzweifelnd ſchlug ſie die Hände über das Geſicht zuſammen. Der Ritter dagegen ſchüttelte ſich, als müſſe er ſich von einem böſen Gewürm befreien, das ſich unverſehens an ihn gehängt.

Darüber waren die Vorderſten mit dem Sarge vor dem offenen Grabe angekommen.

Die fromme, ehrwürdige Feierlichkeit, mit der die Kirche den Leib eines im Glauben Geſtorbenen der Erde anvertraut, dort zu ſchlummern bis zum Tage der Auferſtehung, hatte begonnen. Schweigend, andächtig ſtand die Menge im dichten Kreiſe umher. Die Frauen waren niedergekniet. Alle hatten die Hände gefaltet, Viele ſprachen halblaut das Gebet für die Erlöſung der Seele Jean Bourdon's dem Pfarrer nach.

Dann erſchien auf dem Erdhügel, Allen weithin ſichtbar, von einem verlorenen Sonnenblick beſchienen, der aus dem grauen Gewölk hervorbrach, um bald wieder verſchlungen zu werden, der rothbärtige Pater Marcellus. Er hielt das Crucifix, das während des Zuges der Pfarrer getragen, empor und ſagte, ſeine Linke ausſtreckend:

„Da liegt er nun, todt, von einer verrätheriſchen Kugel hingeſtreckt, zu unſeren Füßen! Ein treuer, werther, tapferer Mann! Aus dem Lande der gottloſen Franzoſen, von umgeſtürzten Altären und Heiligenbildern, aus geſchändeten Kirchen kam er zu uns, wo die Gottesfurcht noch zu Hauſe iſt, Gehorſam gegen die Obrigkeit und Treue zu unſeren Herren in dem Herzen eines Jeden wohnen. Nicht ſeine Sünden, ſeine Tugenden wird Gott anſchauen und die heilige Jungfrau ihm eine gnädige Fürbitterin ſein. Denn er iſt gefallen wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde, im Kampfe Gottes gegen Beelzebub. Wozu ſind wir Alle in der Weltlichkeit? Um das Reich Gottes auszubreiten.

Die Einen dadurch, daß ſie Gutes thun und ſtill leben, nach den Geſetzen der Kirche und des Kaiſers, die Anderen, daß ſie voranſtreiten wider die Hölle. Gar mächtig in Waffen, arg in Liſten iſt die Hölle auf Erden. Ueberall ſind ihre Fallſtricke, ihre Netze, ihre Wolfsgruben, hütet Euch, fromme Chriſten, daß ihr nicht hineinſtürzt und elendiglich darin zu Grunde gehet, ſchauet auf und wachet! Der Mann, den ihr heute beſtatten helfet, war ein Wächter. Er ſtand auf der Zinne und blies ſein Horn, bei Tag und Nacht. So weit ſein Ruf reichte, verkündete er Allen: wahret Euch, der Böſe kommt! Und wer iſt dieſer Böſe? Der Bonaparte iſt's, derſelbe Mann, der vor drei Jahren mit ſeinen Kriegsbanden durch unſere geſegneten Fluren zog, der das große Wien einnahm, der Eure Söhne und Brüder in der grauſamen Schlacht bei Auſterlitz niederkartätſchte, der jetzt in Spanien der heiligen Jungfrau die Kronen vom Haupte rauben und die Kleider vom Leibe abziehen läßt. Unſer Kaiſer hat Frieden mit ihm geſchloſſen, aber Gott hat keinen Frieden mit ihm geſchloſſen. Im Gegentheil, ein ganzes ſtreitbares Volk hat er gegen ihn aufgerufen: die tapferen Hiſpanier. Alle, Männer, Frauen, Kinder, Alle, wie ihr, haben die Waffen ergriffen, Flinten und Säbel, Beile und Senſen, Miſtgabeln und Meſſer — und dahin geht's auf Tod und Leben gegen die Franzoſen, unter heiligen Kirchenfahnen. Gott ſegnet ſeine Kämpfer, mitten unter ihnen ſind ſeine Engel und richten ihre Kanonen. Ach, geliebte Chriſten, wie ſteht's mit uns? Hält dieſer Bonaparte den Frieden, den er uns geſchworen? Hier, hier habt ihr den Beweis" — und er deutete auf das Grab — „ſo hält er ihn. Bis in unſer Land ſchickt er ſeine Spitzbuben und Mörder. Von ſeinem Munde geht ein Hauch der Peſtilenz aus, von ſeinen Unthaten ſtinkt es zum Himmel.

„Bis jetzt konnten wir uns getröſten, daß nur in Frankreich Sünde und Laſter in's Korn geſchoſſen ſind und den Schnitter erwarten. Er aber möchte auch unſer Oeſterreich zur Herberge der Ungerechtigkeit und zur Diebeshöhle machen. Wollt ihr das dulden? Gotteslästerer, Königsmörder, Ohnehoſen und Leuteſchinder unter euch dulden? Wie ſie mit den Männern umſpringen würden — ſchaut her, da liegt das Opfer, eine Kugel in der Bruſt, ſeines Geldes beraubt. Das verjubeln und verſaufen ſie in Paris. Der Bonaparte verpraßt den Schweiß des armen Volkes im Großen, ſie im Kleinen. Andächtige Chriſten, wie lange kann's noch ſo währen? Der Zunder iſt an die Pulvermine gelegt, in nächſter Stunde könnt auch ihr zum Kampfe aufgerufen werden. Für die heilige Kirche, für den

Kaiſer, für Weib und Kind! Warum nicht? Haben wir nicht mit der Büchſe umgehen gelernt? Können wir nicht die Aexte ſchwingen? Die Hölle dürſtet und hungert nach Menſchenfleiſch und Menſchenblut. Aber fürchtet euch nicht, Gott hat ſeinen Erzengel Michael, welcher der beſte Kriegsheld im Himmel und auf Erden iſt.

„An dieſem Todten nehmt ein Beiſpiel. Standhaft war er, fromm, redlich und treu. Kein ungerechtes Gut klebte an ſeiner Hand; mit Daranſetzung ſeines Lebens hat er das Schloß ſeiner Herren vertheidigt. Das nenn' ich einen Mann und ich wünſche, Jeder unter Euch wäre wie er. Fern von ſeiner Heimath, fern von ſeinem einzigen Sohne iſt er geſtorben, ohne Murren, Gott im Herzen. Wie heißt es in der heiligen Schrift? Sei getroſt, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben! Die Krone, das iſt die ewige Seligkeit, unter den Heiligen des Herrn, zu den Füßen der allerheiligſten Jungfrau Maria. Darum klaget nicht um ihn, weinet nicht! Der Leib des Menſchen iſt ein Erdenkloß und zerfällt in Staub, die Seele aber lebt ewig. Wo ſie aber leben wird, ihr andächtigen Chriſten, das iſt die Frage. In Euer Hand liegt's, ob ihr ſie beſtändig in der Hölle brennen oder im Paradiesgarten herumſpazieren laſſen wollt. Ahmet dem hier nach und ſeid des ſicheren Pfades gewiß. Seid fromm und ſchleifet eure Senſen, betet und gießet Kugeln. Die Welt gährt und der Höllenſohn geht umher wie ein brüllender Löwe, da darf kein Chriſt ſeine Waffen vernachläſſigen. Schildwachen ſind wir Alle, gehend oder ſtehend, wachend oder ſchlafend, immer des Alarmrufs gewärtig, die Waffe im Arm. Dann werden wir das Himmelreich erben wie Jean Bourdon! Dann wird die Gnade Gottes und ſeiner Heiligen mit uns, um uns, in uns ſein für und für! Früher oder ſpäter, einmal freſſen unſeren Leib doch die Würmer, aber die Seele, ihrer Bande ledig, freut ſich darüber und ſingt im Chor der Engel Hallelujah! In saecula saeculorum, Amen!“

Die Weiber ſchluchzten, die Männer ſchauten zur Erde, als der ſeltſame Redner vom Erdhügel herabſtieg. In der tiefſten Erregung Aller wurde die Trauerfeierlichkeit vollendet. Jeder drängte hinzu, ſeine Handvoll Erde, als letzte Ehre, dem ſo Gefeierten auf den Sarg zu werfen.

Pater Marcellus verſtand es, den Leuten in’s Gewiſſen zu ſprechen und ihre Einbildungskraft in Bewegung zu ſetzen. Längſt, als ſich die Herrſchaften von dem Friedhofe entfernt, nach dem Ufer des See’s zu, wo in langer Reihe ihre Wagen ſtanden, ſie nach dem Schloſſe des Grafen zu führen, blieben die geringeren Leute zuſammen, in Gruppen vor dem Grabe, das der Todtengräber langſam zuſchaufelte, hin- und hergehend, zu Dreien oder Vieren auf dem Calvarienberge, Andere ſich in den Gaſſen zerſtreuend, vor und in den Wirthshäuſern Platz nehmend, Alle mit dem einen großen Ereigniß beſchäftigt — ein vielſtimmiges Echo der Worte des Capuziners. Es war Geld unter den Leuten; Einer und der Andere von den gräflichen Dienern, der Urlaub erhalten, ließ es ſich nicht nehmen, den Freigebigen zu ſpielen, und den Freunden nach dem ernſten Vormittage einen luſtigen Sonntagnachmittag zu bereiten.

Das Beiſpiel erweckte Nacheiferung, die reichen Bauern wollten ſich vor ihren Knechten nicht ausſtechen laſſen, nicht beiſeite ſtehen. Die Zehner, die Zwanziger fielen auf die Tiſche, ein Zechgelage war der beſte Schluß des Begräbniſſes.

„Seid fröhlich“, hieß es, „das war eine ſchöne Leiche.“

Wenn der Wind dem Bonaparte alle die Flüche und Verwünſchungen zugetragen hätte, die an dieſem Tage zu Gmunden am Traunſee erſchollen, Siebenmeilenſtiefel hätte er angezogen und wäre bis an das Ende der Wet geflüchtet. Aber der Wind regte ſich nicht und dem Bonaparte ſträubte ſich kein Haar.

Auf dem Kirchhofe war es darüber leer und ſtill geworden. Stöhnend, mürriſch vollendete der Todtengräber mit ſeinem Knechte ſeine traurige Arbeit. Scheuen Blickes ſtand die wilde Chriſtel in einiger Entfernung an einen Baum gelehnt und ſchien die Schollen zu zählen, welche von den Schaufeln hinunter in das Grab fielen.

Wenn ſie über ſich ſelbſt hätte zur Klarheit kommen, die Eindrücke, die in verwirrender Schnelligkeit, ſeit eine unzähmbare Luſt ſie zu dieſem Begräbniß getrieben, auf ſie eingeſtürmt waren, in eine gewiſſe Folge und Ordnung hätte bringen können, würde ſie gerufen haben: Du biſt verwandelt. War es ihr doch, als wäre jenes Innerſte in ihr, das der Pfarrer die Seele des Menſchen nannte, gegen ein Anderes ausgetauſcht. Ihre kleine braune Hand hielt ſie zuſammengeballt und ſpreizte nur verſtohlen, aus Furcht, daß man ſie belauſchen könnte, die Finger über dem Gegenſtand, den ſie umſchloſſen, auseinander. Dann funkelte es dazwiſchen wie von einem Edelſtein in goldener Faſſung.

Aber es war flüchtiger als das Aufleuchten des Funkens, den jetzt der Todtengräber dem Stein mit dem Stahl entlockte, um mit dem Zunder ſeine ausgegangene Pfeife wieder anzuzünden.

„Was ſtehſt Du da und hältſt Maulaffen feil?“

rief der Todtengräber ſie an. „Möchteſt wohl wiſſen, wie viel Sandkörner dazu gehören, eine Leiche ſtandesgemäß zu bedecken? Lauf lieber zum Wirth hinüber und laß mir die Flaſche wieder füllen.“

Damit ſtreckte er ihr ein kleines Fläſchchen entgegen.

Bei ſeinen erſten Worten war Chriſtel's Hand in die Taſche ihres Rockes gefahren. Furchtſam kam ſie näher.

„'s iſt halt doch eine Verſtörte“, brummte der Todtengräber, ſie anſchauend.

Das Mädchen hatte die Flaſche aus ſeiner Hand genommen, ſah in die Tiefe, wo der Sarg nun ſchon ganz unter den Erdſchollen verſchwunden war, ſchauerte zuſammen wie im Fieber und fragte:

„Ihr ſeid ein kluger Mann, Meiſter Ignaz, was denkt der Todte von uns?“

„Gott ſteh' uns bei!“ Der Alte ſchüttelte ſich. „Das wäre mir eine leidige Geſchichte, wenn ſich die Todten noch mit Gedanken quälten. Die denken nicht und reden nicht. Wir werfen ihnen Erde genug auf den Mund, daß ſie ſtumm bleiben für immer.“

„Bis zum Jüngſten Gericht“, erwiderte Chriſtel „Das ſagt der Pfarrer.

„Und das iſt wahr“, bekräftigte der Todtengräber und ſchob ſein Sammetkäppchen auf dem Kopf hin und her. „Das Jüngſte Gericht, die Heiligen wollen unſere Fürbitter ſein! Aber das iſt noch eine lange Zeit und Niemand weiß, ob er's erlebt. Lauf und hole den Wein. Du frierſt ja an allen Gliedern und ſollſt einen Schluck bekommen."

Dennoch ging das Mädchen, ganz gegen ſeine Gewohnheit, langſam über den Kirchhof. Ein Unſichtbares ſchien ihre Schnelligkeit zu lähmen. An dem Portal ſtand ſie ſtill. Hier hatte ſie ſeinen Arm gefaßt, hier hatte er ſie zurückgeſtoßen. Der Mann mit den dunklen mächtigen Augen, der Seinesgleichen nicht auf Erden hatte — ſie wenigſtens kannte keinen, der ſo ausſah, der ihr Herz mit ſo unbeſchreiblichen Empfindungen erfüllte. Und war es denn möglich, dieſer Mann hatte ſich vorhin am Grabe des Fremden zu ihr geneigt und ihr zugeflüſtert: „Wart' auf mich, wenn der Mond über den Traunſtein kommt, am Schloſſe des Grafen, an der Gartenmauer!"

Was wollte er von ihr? Sie ſchüttelte ihre krauſen Haare und wie eine Feuerlohe ſchlug es über ihr Antlitz. Ein jauchzender Laut entrang ſich ihrer Bruſt, aber zugleich mußte ſie das Geſicht zurückwenden, dem Grabe zu. Der Jubel verwandelte ſich in einen Schreckensruf und ſie ſtürzte, als wäre ſie ein von Hunden gejagtes Wild, den Hügel hinab. Hinter ihr aber war Niemand, nur der Todtengräber wetterte über das faule Geſchöpf.

Auch bei den Gäſten des Grafen hatte die Rede des Pater Marcellus, mit einer einzigen Ausnahme, dieſelbe günſtige Stimmung erweckt, wie bei der Menge. An der Tafel — die Sitte forderte noch nach einem feierlichen Leichenbegängniß einen Leichenſchmaus, und der Graf Ulrich wäre der Letzte geweſen, von einem ſolchen alten Herkommen abzuweichen — ward das Lob des Capuziners in allen Tonarten geſungen. Sogar Vittorio Zambelli, der nun einmal für einen Bewunderer Bonaparte's galt, rühmte das Feuer der Rede nnd vertheidigte ihren Inhalt gegen Wolfsegg ſelbſt, der ein leiſes Mißbehagen über die maßloſe Heftigkeit des Mönchs nicht verbarg.

„Das iſt wie ein Pferd, das den Koller hat“, ſagte er zu dem Ritter. „Er überſchlägt ſich beſtändig. Sein Eifer mag ihm noch hingehen, aber die Unvorſichtigkeit ſeiner Sprache, die ich werde büßen müſſen. Ja, ich! Denn ſind Sie nicht auch der Meinung, daß der General Andréoſſy in Wien nach drei Tagen Alles wiſſen wird, was hier bei dieſer traurigen Gelegenheit geſprochen ward? Und obendrein vom Gerücht übertrieben, die Mücke zum Elephanten aufgebläht? Das wird dann ein Fragen hinüber und herüber und zuletzt ein kaiſerliches Handſchreiben mit einem Vorwurfe für mich geben. Den Pater ſchiert's wenig, der ſingt ſeine Metten oder ſchläft ſeinen Rauſch aus.

Diejenigen in der Geſellſchaft, die Vittorio das Schlimmſte zutrauten, legten die Worte des Grafen für ebenſo viele Dolchſtiche gegen — den franzöſiſchen Spion aus und erwarteten eine gereizte Antwort.

Aber der Wälſche entgegnete beinahe ſcherzend:

„Der Herr Graf wollen ſeine Gäſte nach dem traurigen Geſchäfte in erlaubter Weiſe erheitern. Als ob wir im aufſtändiſchen Spanien, in der Sierra Morena wären, wo das tolle Gerede eines Mönches Hunderten das Leben koſten kann und jedes Wort eine Kugel iſt! Im friedlichen Oeſterreich dagegen — der Herr Graf geſtatten mir dieſe Bemerkung — haben ſeine Beſorgniſſe doch keinen Boden. Der General Andréoſſy hat wichtigere Dinge zu thun, als die Predigt eines Capuziners zu leſen und zu erwägen. Und hat der Pater von ſeinem Standpunkte aus nicht Recht, ſo zu ſprechen? Er haßt in Napoleon den Feind der Klöſter, den Feind und Beleidiger des Heiligen Vaters. In jedem Verbrechen erkennt er die Hand dieſes Unholdes. Wenn eine Scheuer niederbrennt, wird er rufen: die Knechte Bonaparte's haben ſie angezündet. Darin iſt Methode, nur glaube ich nicht, daß ſie für den Kaiſer der Franzoſen Gefahren in ſich birgt.“

„Warum nicht? konnte ſich der lange Puchheim, trotz eines abmahnenden Blickes Ulrich’s, nicht enthalten, zu fragen. „Warum nicht, Herr Ritter? Zugegeben, dieſer Capuziner iſt ein Tollhäusler oder ein Trunkener, war Ravaillac etwas Anderes?“

„Doch, er war ein Franzoſe. Aber wir Deutſchen ſind ein langmüthiges, ruhiges leidenſchaftsloſes Volk, ſie werden niemals eine Revolution oder einen Volkskrieg beginnen. Zuweilen ſieht es aus, als ſtände der ganze Himmel in Brand. Und was iſt’s? Strohfeuer, Herr Freiherr von Puchheim, Strohfeuer!“

„Auch ein brennender Strohhaufen kann verderblich werden, wenn der Sturm hineinbläſt“, antwortete Puchheim. „Dann wird jeder Halm zum rothen Hahn, der von Dach zu Dach tanzt.“

„Von ſolchem Sturmwinde wird unſer Oeſterreich hoffentlich für immer verſchont bleiben“, lenkte Vittorio geſchmeidig ein. „Wir Deutſchen — meine Mutter war eine Deutſche — zeichnen uns in den Künſten des Friedens aus, wir erobern uns die Welt mit dem Spaten und mit der Feder. Warum ſollen wir anderen Völkern nicht den Ruhm des Krieges laſſen? Iſt Apollo’s Leier weniger werth als das Schwert des

Mars? Neulich noch hat uns die gnädige Gräfin Antoinette das ſchöne Gedicht des Herrn von Schiller vorgeleſen — das Lied, welches den Frieden, die ſegenſpendende Ceres, den Ackerbau und die Kornähre feiert. Das, mußte ich bei mir ſagen, das iſt das rechte Bild unſeres fruchtbaren, weizen- und weinreichen Oeſterreich's, das iſt aus dem Gemüthe dieſes ſanften und ſtillen Volkes heraus gedichtet, gequollen, wie der klare Quell aus dem Geſtein."

Die glückliche Wendung hatte die Unterhaltung in ein ruhigeres Bereich gelenkt; auch die Marquiſe und Antoinette, die einzigen Damen an der Tafel, konnten ſich wieder an dem Geſpräche betheiligen.

Sorgfältig ward jede Anſpielung an das Ereigniß, das ſie zuſammengeführt, von dem Wirthe und den Gäſten vermieden. Die Jagden, die bevorſtanden — auch eine Gemsjagd bei dem Herzog Johann in Steiermark — die Rückkehr nach Wien, die Feſte und Vergnügungen, die der Winter in der fröhlichen Donauſtadt etwa bringen würde, Maskeraden und Schlittenfahrten wurden heiter beſprochen.

Das Mahl, zu dem ſich Alle in ſo ernſter Stimmung niedergeſetzt, endete mit Scherzen, mit einem lachenden Ausblick in die Zukunft. Auch für Hugo, den Max Auersperg beſtändig von der Schönheit und der Liebenswürdigkeit der Schauſpielerinnen des Burgtheaters und der Sängerinnen am Kärnthnerthor unterhalten hatte.

Nach aufgehobener Tafel — es war Spätnachmittag geworden — nahm der Graf vertraulich Egbert's Arm und lud ihn zu einem Spaziergange durch den Garten ein. Die Einen ſtimmten bei und ſchloſſen ſich an, die Anderen blieben bei der Flaſche ſitzen und führten die politiſche Zwieſprache von dem Punkte aus weiter, wo die Erwähnung eines Gedichtes ſie vorhin ſo jählings abgebrochen hatte.

Wie um zu zeigen, daß er ſich vor dem jungen Manne gern des Zwanges ſtrenger Form entledige und in ihm ſchon einen Hausgenoſſen ſähe, hatte Ulrich ſich ein kurzes Pfeifchen mit einem koſtbaren Meerſchaumkopfe angezündet und eine Jagdmütze aufgeſetzt.

„Alſo unwiderruflich — es bleibt dabei?“ fragte er, als ſie zwiſchen den Bäumen dahingingen.

„Ja, Herr Graf, morgen machen wir uns auf den Weg nach Wien. Ich bin lange genug vom Hauſe fern geweſen und manches unliebſame Geſchäft fordert Erledigung.“

„Pah, Sie ſind ja ein ganzer Freiherr, Egbert. Mehr als wir Edelleute, denen ihr Stand doch manche Laſt und Beſchwerde im öffentlichen Dienſt auferlegt, während Ihr Bürgerlichen nur für Euch, nur Euren Geſchäften lebt. Ich lobe es nicht; wir haben Unrecht gethan, das Bürgerthum ſo lange von Staatsangelegenheiten entfernt gehalten zu haben. Jetzt iſt es ſchwer, den ſchlimmen Fehler der Jahrzehnte in wenigen Monaten wieder zu verbeſſern. Aber, Vergebung, der junge Herr hat keine Freude an politiſchen Discurſen —"

„Doch, doch! Wenn Sie nämlich, Herr Graf, ſie führen."

„Vielleicht haben Sie das beſſere Theil erwählt", verfolgte Ulrich ſeinen Gedankengang. „Sie ſind jung, wohlhabend, mit ſo vielen Gaben ausgerüſtet, warum ſollten Sie Zeit, Mühe und Zufriedenheit an eine ſo wetterwendiſche Dirne, wie die Politik eine iſt, verſchwenden! Da bauen Sie lieber Ihr Haus in Hietzing fertig und treiben Muſik mit Ihrer hübſchen Nachbarin. Wie geht's ihr denn? Sie hat eine ſo rührende Stimme."

„Fräulein Magdalene? Wir ſtehen in keinem Briefwechſel, Herr Graf. Der Vater hat mir einmal — es mögen vier Wochen her ſein — nach Prag geſchrieben; damals war Alles wohlauf."

„Und Ihr Stadthaus in Ordnung? Ein rechtſchaffener, umſichtiger, mir in ſchwierigen Angelegenheiten treu erprobter Mann, wie ich es Ihrer ſeligen

Mutter ſagte, als er mit ſeiner Frau und Tochter in das Haus zog, dieſer Armhart.“

„Es ſind liebe Leute, und in der erſten Zeit nach dem Tode meiner Mutter war mir ihr Umgang eine wahre Herzensſtärkung. Ich hoffe, wir werden in allen Lebenstagen gute Freunde bleiben.“

„Rechnen Sie mich auch dazu“, ſagte mit einer plötzlichen Aufwallung der Graf und drückte ihm die Hand, „mich auch zu Ihren und Magdalenens beſten Freunden! Ich gönne Ihnen, mein lieber Egbert, von ganzem Herzen Ihre friedlichen Beſchäftigungen und Vergnügungen, aber es wurmt mich doch, daß Sie mein Haus ſo bald verlaſſen wollen — wie ein unruhiger Vogel, den es im Heimwärtsfluge an keinem Geſims mehr raſten läßt.“

„Sie verwöhnen mich, Herr Graf. Ich und mein Freund, wir ſind wie ein Unwetter über Sie hereingebrochen.“

„Das iſt's ja, was mich ärgert! Nur verſtörte Geſichter haben Sie bei mir geſehen, Verwirrung nach Außen, Trübung im Innern. Nein, wir haben uns Ihnen nicht von unſerer günſtigſten Seite gezeigt. Und jetzt, wo die Ruhe wieder eingekehrt iſt, ſcheiden Sie. Mit Gott denn, Ihre Pflicht ruft Sie. In Wien bietet ſich mir wohl die Gelegenheit, nachholen zu können, was hier verſäumt ward. Sie und Ihr Freund, Sie vermeiden mein Haus in der Herrengaſſe nicht ängſtlich, für Sie Beide iſt es immer offen, immer! Der junge Brandenburger gefällt mir, wenn auch nicht gerade als Comödiant. Aber von alledem, von Ihren Plänen, von ſeinen Hoffnungen in Wien."

„Hugo hängt feſt an ſeinem Wunſche, die Bühne des Burgtheaters zu betreten", knüpfte Egbert raſch entſchloſſen an die letzte Aeußerung Wolfsegg's an. Er hat ſich in Leipzig und Dresden ſchon verſucht. Aber ſein Ehrgeiz drängt ihn nach Wien. In dieſen kriegeriſchen Zeitläuften iſt unſere Stadt beinahe noch das einzige Aſyl für die Muſe des Schauſpiels. Hugo beſitzt, wie ſich der Herr Graf überzeugen konnte, ein nicht gewöhnliches Maß gelehrter Bildung."

„Ja, er würde eine Zierde der Wiſſenſchaft geworden ſein, ohne die Schlacht bei Jena. Wie launig hat er uns das geſtern Abend erzählt! Welchen ungeheuerlichen Wandlungen ſind doch jetzt die Geſchicke der Menſchen ausgeſetzt, weil es einem Sterblichen gefällt, den Halbgott zu ſpielen! Von dem Königsſchloſſe bis zur Hütte erſchüttert Bonaparte die Welt! Nicht unſeres Erbes, nicht unſerer Arbeit, nicht einmal der nächſten Stunde ſind wir ſicher. Zieht dieſer neue Jupiter die Brauen zuſammen, ſo wankt Alles auf

Erden. Hat ihm die Gottheit oder ein Dämon, der ſich unſeres Elends und unſeres Jammers freut, dieſe Macht gegeben?“

Zum erſten Male brannte Egbert eine politiſche Rede auf der Zunge. Die Predigt des Capuziners am Grabe hatte ihn auf das Tiefſte verſtimmt und nur die Rückſicht auf den Wirth, der Hinblick auf ſeine Jugend und ſeine beſcheidene Lebensſtellung unter ſo vielen älteren und erlauchteren Perſonen an der Tafel ſeinen Unwillen zum Schweigen gezwungen. Jetzt aber ſchien ihn der Graf ſelbſt zu einem Urtheil aufzufordern.

Warum ſollte er den verehrten Mann in Zweifel über ſeine Geſinnung laſſen? Sich zuſammennehmend, ſagte er:

„Ein Dämon doch wohl nicht, Herr Graf! Der Kaiſer Napoleon hat unſer Vaterland oft bekriegt und hart geſchädigt, aber müſſen wir deshalb unſere Augen vor ſeiner Größe verſchließen? Wer, wie ich, von einem kleinen Fenſter aus den Gang der Weltbegebenheiten beobachtet, der glaubt doch in den Thaten, dem Glanze und dem Schickſale dieſes außerordentlichen Mannes ein wunderbares Geſtirn am Himmel vorüberwandeln zu ſehen. Ein flammendes Meteor, das an Alexander und Cäſar erinnert. Aber er iſt nicht allein ein Imperator, ein Staatsmann, ich finde in ihm jene Wahrzeichen wieder, welche die Dichter ihren bevorzugten Helden geben. Er erſcheint als der Ausdruck des ringenden, kraftvoll aufſtrebenden Menſchen. Aus welcher Tiefe und Niedrigkeit iſt er doch emporgeſtiegen! Von einem armen Artillerie-Lieutenant zum Kaiſer einer halben Welt! Das Glück hat ihn begünſtigt, behaupten ſeine Gegner, als könnten ſie damit ſeinen Triumph ſchmälern. Gewiß war das Glück mit ihm, wie es mit Cäſar war. Im Bunde mit den Schickſalsmächten ſchreitet er daher, denn wann hätten ſich die Götter mit Feigen, Elenden und Thoren verbunden? Einen ſolchen Mann ſollte man nicht als einen Verworfenen, einen Höllenſohn, einen Hauptmann von Räubern und Spitzbuben darſtellen.“

„Ach!“ entgegnete der Graf, der ihm aufmerkſam und nicht ohne Staunen zugehört hatte, und that einen langen Zug aus ſeiner Pfeife. „Sie ſind noch bei der Capuzinerpredigt. Schon recht, mein lieber Egbert, auch nach meinem Geſchmacke war ſie nicht. Aber was wollen Sie? Das Beiſpiel der ſpaniſchen Mönche riß den guten Pater hin. Nur daß die Hölle für die ſpaniſche Phantaſie doch noch eine ganz andere Bedeutung hat als für die Einbildung unſeres guten Volkes. Und dann — Lucifer iſt der Fürſt des hölliſchen

Reiches, war er nicht einſt der Engel des Morgens?“

Dem Jüngling klang es aus den Worten Ulrich's halb wie ein Angriff, halb wie eine ironiſche Verweiſung an, und er fühlte ſich zu einer Vertheidigung ſeiner Anſicht berufen:

„Sie lächeln über meine Begeiſterung, Herr Graf. Den bedeutenden Staatsmann, den Gegner Napoleon's mag ſie zugleich übertrieben und unreif dünken —“

Umſonſt wehrte Wolfsegg ab.

„Es verletzt mich nicht, unſer Standpunkt iſt zu verſchieden. Ich bin nicht beſtimmt, in den Welthändeln auch nur die kleinſte Rolle zu ſpielen, jemals um ihre innerſten Triebfedern zu wiſſen, ihren geheimſten Zuſammenhang zu erkennen. Wie im Theater ein geblendeter, verwirrter, hingeriſſener Zuſchauer, ſo ſitze ich vor dem gewaltigen Schauſpiele, das dieſer eine Mann, Europa erſchütternd, vor mir aufführt. Ich vergeſſe das Schreckliche und Entſetzliche, das Blut und die Thränen, die an ſeinen Thaten hafteten; ich ſehe nur den gigantiſchen Helden und bewundere in ihm die Größe und Herrlichkeit, zu der ſich ein Sterblicher aufſchwingen kann.“

„Haben Sie Bonaparte einmal von Angeſicht zu Angeſicht geſehen?“

„Ja, vor der Auſterlitzer Schlacht flüchtig in Schönbrunn. Er hielt eine Revue über eines ſeiner Garderegimenter ab.“

„Nun, welchen Eindruck empfingen Sie von ihm?“

„Er ſtand im Kreiſe ſeiner Generale, die Arme auf dem Rücken, unbeweglich und ſtarr, wie eine Geſtalt von Erz. Soll ich es Ihnen bekennen, Herr Graf, für mich lag eine furchtbare Erhabenheit in ſeinem ſtrengen, gelblichen Geſicht. Nie hatte ich mich noch vor dem Antlitz eines Menſchen ſo niedrig und nichtig gefühlt.“

„Wie ſchön iſt doch die Schwärmerei der Jugend! Sie freut ſich an dem Schein der Dinge. Die Zeuslarve verdeckt ihr die Häßlichkeit des Uſurpators.“

„Eines Uſurpators, der ſein Volk zu dem erſten auf dem Erdboden gemacht hat.“

„Ja wohl, aber um welchen Preis? Wenn wir nach ſechzig Jahren die Franzoſen fragen könnten, wie theuer ihnen die Herrſchaft des neuen Karl des Großen zu ſtehen gekommen iſt! Und mögen doch die Franken mit ihrem Glücke und ihrem Kaiſer zufrieden ſein, haben wir Deutſche Urſache, uns ihrem Jubel anzuſchließen? Ueber den Sturz unſeres Reiches, über Länderraub und Verwüſtung, über unſere verbrannten Dörfer, über zerſtampfte Gefilde ohne Zahl, über die Vertreibung unſerer Fürſten, über unſere erſchlagenen Brüder dieſem Manne Weihrauch zu ſtreuen?“

„Sie mißverſtehen mich, Herr Graf. Nie habe ich des Elends, der Niederlage meines Vaterlandes vergeſſen. Wenn es meines Armes bedürfte, er würde ihm nicht fehlen. Aber wir können uns doch nicht darüber täuſchen, daß mit der franzöſiſchen Revolution eine neue Epoche der Geſchichte angebrochen iſt. Andere Lebensformen, andere politiſche Bildungen tauchen auf, eine andere Vertheilung der Macht, als ſie bisher galt, vollendet ſich. Iſt die Gründung eines neuen Weltreichs, wie es vordem das römiſche war, nicht mehr möglich?“

„Wo Paris dann an die Stelle Roms treten würde? Und wir — was würde aus uns?“

„Entſinnen Sie ſich einer Unterhaltung, Herr Graf, deren Sie mich im Winter würdigten? Sie ſprachen von dem Schickſale, das jeder Nation von der Vorſehung gleichſam in die Wiege gelegt ſei, von dem Zwecke, den ſie in dem Ganzen nnd in der Harmonie der Welt zu erfüllen habe. Ihre Worte blieben feſt in meinem Gedächtniß und regten mich in einſamen Stunden immer wieder auf’s Neue zum Nachdenken an. Ich verglich Deutſchland mit Hellas. Wie unter den römiſchen Kaiſern die Griechen als Dichter und Künſtler, Lehrer und Philoſophen ihre Bildung, ihre Menſchlichkeit überall hintrugen und eine Gemeinſamkeit des Wahren, Guten und Schönen ſchufen, ſo würde in dem neuen Weltreiche dieſe erhabene Aufgabe den Deutſchen zufallen. Die deutſche Bildung und Kunſt würde die Menſchheit durchdringen und veredeln. Statt der Völker, die ſich feindlich auf Schlachtfeldern gegenüberſtehen, würde es dann nur eine einige, eng verbrüderte Genoſſenſchaft geben, die im Wetteifer um die Palme des Friedens mehr und mehr der Vollendung entgegenreifte.“

„Und das Portal zu dieſem Tempel des ewigen Friedens bildete die Kriegsära, in der wir leben? Ein Bonaparte brächte uns Heil und Freiheit und Recht?“

„Ward aus Octavianus, dem blutigen Urheber der Proſcriptionen, nicht der mild geſinnte Auguſtus? Aus dem ſchrecklichen Zerſtörer Jeruſalems die Freude und das Wohlgefallen des Menſchengeſchlechtes?“

„Ihre Phantaſie nimmt einen hohen Flug, lieber Egbert. Aber Sie wandeln in einem Traumreiche, nicht in der Wirklichkeit. Wenn Sie dieſen Mann in der Nähe ſehen würden — nur den Rieſenſchatten, den er wirft, in Ihr ſtilles Daheim, in Ihre friedlichen Beſchäftigungen wirft, erregt Ihre Bewunderung. Was hat er gethan, das Ihrem Ideal entſpräche? Alle hat er erniedrigt, um ſich allein zu erhöhen.“

„Schafft er nicht, wohin er ſeinen ſiegreichen Fuß ſetzt, Mißbräuche und veraltete, widernatürliche Ordnungen ab? Wird ihm ſelbſt Spanien nicht zu Dank verpflichtet ſein, daß er es von dem Druck der Inquiſition befreien wird? Ein neues, beſſeres Recht zieht mit ſeinen Adlern und bürgert ſich in Europa ein. Aus Paris hat er eine Welthauptſtadt gemacht, hier wie in einem Brennpunkt alle Schätze des Wiſſens und der Künſte verſammelt. Wer in dieſem ungeheuren Pantheon des Ruhmes geweſen, kehrt begeiſtert von des Kaiſers Größe in ſeine Heimath zurück; er hat an den Quellen des Lebens geſeſſen und einen tiefen Trunk daraus gethan.“

„Ein Zauberquell, aus dem man ewige Jugend trinkt, meinen Sie?“

Der Graf hatte ſein Pfeifchen aus dem Munde genommen.

„Es iſt das alte Lied. Paris ſaugt Europa aus, wie ehemals Rom eine halbe Welt. Rings umher iſt Finſterniß, hier leuchtet es hell. In der Entfernung, in der Sie ſtehen, empfangen Sie den Eindruck einer milden glänzenden Sonne — wie wär’s, wenn Sie einmal dieſen Olymp beſuchten?“

„Ich — in Paris?“

Unwillkürlich hielt Egbert in ſeinem Gange inne. Der Gedanke und noch mehr die kühle Ruhe, mit der ihn Wolfsegg ausgeſprochen, hatte etwas Schwindelerregendes für ihn.

„Nun ja! Was ſchreckt Sie denn? Sie ſind doch reich genug, ſich ohne Bedenken eine ſolche Reiſe zu erlauben. Und daß Sie Ihr Geld auf dieſe Weiſe gut anwenden würden, verbürge ich Ihnen, auch ohne das kaiſerliche Paris zu kennen.“

„Sie irren, Herr Graf. Mich hält die Furcht zurück, mich in dieſem Ocean zu verlieren.“

„Es giebt einen Compaß, der den Muthigen hinüber und in den ſicheren Hafen zurückführt. Das Vaterland und das eigene Gewiſſen. Gefährlich, verführeriſch war ſchon das königliche Paris — aber wenn die Sirenen ſingen, läßt Odyſſeus ſich an den Maſt binden. Nehmen Sie die Fabel als ein Symbol. Der Maſt iſt das Bewußtſein der Pflicht, das jeder Gute in ſeinem Herzen trägt. Nein, in Wahrheit, Sie ſollten dieſe Anregung nicht fallen laſſen. Nach Paris! Dort, wenn irgendwo in unſeren Tagen, würden ſich Ihnen Leben und Geſchichte entſchleiern.“

Ohne daß ſie es merkten, waren ſie im Eifer des Geſprächs die Fichtenallee entlang gegangen und ſtanden nun doch überraſcht vor dem Grabmal der Eltern des Grafen. Schräg fiel der rothe Schein der ſinkenden Herbſtſonne durch die Zweige und leuchtete wie ein Glorienſchein um den Genius der Hoffnung auf der Säule, während unter ihm die Gräber und die Male darauf ſchon im tiefen Schatten lagen.

„Da wären wir am Ziel“, ſagte Ulrich ergriffen. „Ohne unſeren Willen am Ziel, denn das iſt das Ende aller Herrlichkeit. Wir ſollen, wie es ſcheint, an dieſem Tage von dem Schauer der Vergänglichkeit nicht frei werden.“

Indem wurden hinter ihnen laute Stimmen vernehmlich; auf einem anderen Wege war ein Theil der Geſellſchaft zu demſelben Punkte gekommen.

Wolfsegg blickte ſich um; er glaubte den Ritter Zambelli unter den ſich Nahenden zu erkennen.

„Mein lieber Egbert“, ſagte er in ſchneller Faſſung, ganz in Gedanken? „Ich verlaſſe Sie eine Weile und ſuche Ihnen die Schwätzer fernzuhalten. Das iſt kein Augenblick, der Ihnen entweiht werden ſoll! Auf Wiederſehen im Schloſſe.“

Der Jüngling konnte dem älteren Freunde zum Danke nur die Hand drücken. Es wäre ihm nicht möglich geweſen, jetzt mit Gleichgiltigen Gleichgiltiges zu reden, ihre bloße Gegenwart ſchon würde ihn verſtört haben. So feierlich, ſo gehoben war ihm zu Muthe. Er hatte ſich auf die Bank vor den Gräbern geſetzt und ſchaute träumeriſch zu dem Engel der Hoffnung auf.

Immer ſchwächer wurde der röthliche Glanz auf dem weißen Marmor. Hinter ihm waren die Stimmen der Läſtigen verklungen, der Graf mochte ſie einen anderen Weg zum Schloſſe zurückgeführt haben. Welche Hoffnungen hatten die drei Tage, die er hier zugebracht, hatte noch das letzte Geſpräch in ihm erweckt! War es ein gutes Vorzeichen, daß dort der Genius wie aus den Wolken des Himmels ihn grüßte?

Er bedachte, wie arm an Erfahrungen er aus Wien gezogen war, wie reich er heimkehrte. Wenigſtens erſchien es ihm ſo, wenn er ſeinen früheren Zuſtand mit ſeinem jetzigen verglich. Dinge und Menſchen, deren Schatten bisher nur an ſeinem inneren Blicke vorübergeglitten waren, hatten ſich leibhaftig ſeiner Betrachtung dargeboten. Dunkle, verwickelte Verhältniſſe hatte er kennen gelernt; in ſchwierigen Umſtänden hatte man ſeine Klugheit und Geiſtesgegenwart angerufen. Die vornehme Geſellſchaft, die er heimlich gefürchtet und die ihn doch unwiderſtehlich an ſich gelockt, zeigte ſich ihm harmloſer und vertrauensvoller, als er geglaubt; mit offenen Armen hatte ſie ihn empfangen. Keinen Anſtand hatte der Graf genommen, ihn in das Geheimniß der Gondreville's einzuweihen, ihm ſeine politiſchen Anſichten mitzutheilen.

So viel Ehre und Gunſt, die doch — Egbert durfte es ſich geſtehen — nicht ganz unverdient waren, mußten berauſchend auf ſein junges Herz wirken. Mit leiſem Schrecken überraſchte er ſich ſchon auf ehrgeizigen Gedanken. „Was Anderen nur nach langer Arbeit und Prüfung zu Theil wird“, ſagte er ſich, „das haſt du bei deinem Eintritt in's Leben gewonnen.“

In ſeiner Argloſigkeit fiel ihm nicht ein, daß dieſe Herzlichkeit des Grafen einen verborgenen Zweck haben könnte, und er war nicht eitel genug, um zu wähnen, daß die Herren in dem verwegenen Spiele, daß ſie gegen den Kaiſer Napoleon vorbereiteten, auch ihm eine Rolle zugedacht hätten. Ihm ſank es nur, mitten in ſeiner Freude und ſeinem Stolze, ſchwer auf die Seele, ob dieſe großen, inhaltsvollen Tage ſich fortſetzen, ob ſie nicht mit ſeinem Scheiden aus dem Schloſſe am See für immer ihr Ende erreicht haben würden.

Und wie er ſo in ſich verſunken vor den Gräbern ſaß, die herbſtliche Dämmerung dichter und kälter ihn umfing, beſchlich ihn eine unendliche Wehmuth. In grauen Nebel zerrann das liebliche Bild. Von Allem, was er genoſſen und erlebt, blieb Nichts als die Erinnerung. Hier war ein Abſchluß ſeines Daſeins und keine goldenen Fäden ſpannen ſich aus der bewegten Fülle, die ihn noch umgab, in das traurige Einerlei, das ihn in Wien erwartete. In einer kurzen Friſt hatten ſich die Begebenheiten in buntem Wechſel, in raſtloſem Laufe gedrängt, nun mußte er ſich wieder auf den langſam ſchleichenden Verlauf leerer Wochen und Monate gefaßt machen. Je greller der Gegenſatz war, deſto ſchwerer empfand er ſchon im Voraus den Druck der Langenweile. Noch nichtiger als früher dünkten ihn, wenn er auf die großen Dinge blickte, die der Graf in ſeinem Sinne und Geiſte erwog, ſeine Beſchäftigungen. Ach, und wenn er ſie von ſich abſchüttelte, wenn ihn wieder das Glück von Abenteuer zu Abenteuer trug, würde ihm die holde Göttin ſeiner Gedanken und Träume je wieder begegnen? Würde er, wie an dieſem Orte und zu dieſer Weile, Antoinette an jedem Morgen und jedem Abend ſehen? Zwar hatte die junge Gräfin ihre ſpröde Haltung nicht aufgegeben und Egbert aus ſeiner ritterlichen Huldigung und Ehrfurcht ſich nicht herausgewagt, aber vielfache Berührungen waren zwiſchen beiden nicht zu vermeiden geweſen. Der Graf wie der Marquis hatten ſie begünſtigt, ſogar Max Auersperg fand ſeinen Vortheil dabei, daß der blonde Egbert ſtatt Vittorio's beſtändig an der

Seite ſeiner Baſe blieb. Von dem Bürgersſohne hatte er nichts zu fürchten, eher mochte er hoffen, daß Antoinette im Umgang mit demſelben ſein eigenes adeliges Verdienſt beſſer ſchätzen lernen würde. So war es zu manchem Geſpräche zwiſchen Beiden gekommen, zu kleinen Dienſten von ſeiner, zu einem freundlichen Wort und Blick von ihrer Seite. Erfüllte Egbert auch keine der Bedingungen, die Antoinette für ihr Ideal eines Mannes aufſtellte, hatte ſie ſeine Schwerfälligkeit und ſeinen Ernſt zu tadeln, ſo war ihr doch, in der natürlichen Eitelkeit eines ſchönen Mädchens, die Verehrung nicht gleichgiltig, die er ihr entgegenbrachte.

Die dunklen, unruhigen Triebe, die, ihr ſelbſt noch halb unbewußt, ihre Seele bewegten und durch den Tod Jean Bourdon's die Pläne ihres Oheims, den drohenden Verluſt ihres Vermögens noch ſtärker aufgeregt worden waren, fanden in der ſchwärmeriſchen Liebe des blonden Egbert etwas wie eine Beruhigung und ein Spielwerk zugleich. Die werthvollen Eigenſchaften ihres Ritters, ſeine Treue, Hingebung und Feſtigkeit flößten ihr gegenüber dem fahrigen und leichtſinnigen Betragen der jungen Edelleute, die ſie umflatterten, Achtung und Vertrauen ein; in den Stürmen, die ſie heraufziehen ſah, mochte ſein Arm auch für ſie eine Stütze werden. Egbert dagegen überließ ſich ohne Nachgedanken dem Zauber ihrer glänzenden Erſcheinung, dem Reize ihrer Begegnung. Furchtſam, wie er war, und mißtrauiſch, hatte er über den Tag ſeines Glückes nicht hinauszuſehen gewagt und mußte ſich nun doch ſagen, daß die Dunkelheit der Nacht hereinbräche, die ihm ſeine Göttin vielleicht für immer entzöge!

Während er ſo vor ſich hingrübelte, ſcholl von jenſeits der niedrigen Gartenmauer Geſchrei, Geſang, das Gejauchze heimziehender Bauernburſchen in die Stille unter den Fichten. Der Abend, der mit Regen drohte, hatte ſie vorzeitig aus dem Wirthshauſe von Gmunden getrieben. Daß ſie den Umweg über den von jeder größeren Straße abſeits gelegenen Schloßhügel gewählt, mochte der Vorſchlag des Pfiffigſten unter ihnen geweſen ſein: es galt, dem gnädigen Herrn Grafen beim Abſchiede eine Huldigung darzubringen. Auch glaubte Egbert, als er ſich von der Bank erhob und aufhorchend ſtand, ein „Vivat Se. Gnaden!“ aus der Ferne, vom Schloßhofe her, zu vernehmen.

Rings um ihn war es wieder einſam geworden. Die ganze Geſellſchaft hatte den Garten verlaſſen; auch er mußte den Rückweg in das Schloß antreten.

„Holla, was iſt denn das?“

„Ein Geſpenſt, eine Eichkatze?“

„Nicht doch, es iſt die braune Chriſtel.“

„Was will die hier? Fangt ſie!“

„Wie das Ding laufen kann!“

„Ihr nach! Sie ſoll uns Rede ſtehen über ihre Hexereien.“

„Laßt Euch mit ihr nicht ein, ſie beißt wie eine wilde Katze!“

„Haltet ſie feſt! Sie ſoll uns ſagen, was ſie von dem Morde weiß.“

Nun wird jedes einzelne Wort von dem wüſten Geſchrei und Gejohle Aller verſchlungen. Ein Laufen, Stürzen, Springen — mit pochendem Herzen lauſcht Egbert der Jagd auf ein armes Mädchen, die draußen vor ſich geht.

Er hat ſich der Mauer genähert und ſucht eine Pforte, einen Ausgang in's Freie, um die tollen, halbberauſchten Burſchen anzuhalten. Aber er iſt in dem Garten doch nicht bekannt genug, um die kleine Thüre in der Mauer, die hier herum ſein muß, ſo leicht zu finden, und die Dunkelheit wächſt fort und fort um ihn, über ihm.

Da iſt es ihm, als fiele etwas über die Mauer und arbeitete ſich durch das Dickicht. Sollte das Mädchen in ſeiner Angſt herübergeklettert ſein?

„Hierher!“ ruft er, um ihr ſo den Weg zu zeigen, den ſie zu ihrer Rettung einzuſchlagen hat. „Hierher!“

Draußen tobt der Lärm und die Verfolgung weiter — wie er ſich überredet, abſeits in den Wald hinein.

Die braune Chriſtel hat ſeine vorgeſtreckte Hand ergriffen.

„Beſter, gnädiger Herr“, ſtammelte ſie.

Von dem wilden Laufe und dem Sprunge von der Mauer zittert ſie noch und holt tief Athem.

„Hier ſoll Dir Niemand ein Leids anthun“, beruhigt er ſie und führt ſie nach der Bank. Setz' Dich nieder.

So dicht bei einander, bei dem erſten Schimmer des aufgehenden Mondes erkennen ſich beide. Auf dem Kirchhof hat Egbert ſie nicht bemerkt — aber die Erinnerung wird in ihm lebendig, wie er ſie an der Spitze der Knechte geſehen, die von der Rabenmühle mit der Bahre daherkamen. Ein ſeltſames, verwildertes Geſchöpf; damals, vor dem Anblicke des blutenden Bourdon war ſie entflohen. Hatten die Bauern nicht eben gerufen, daß ſie mehr von dem Morde wiſſe? Sollte er die Gelegenheit benutzen, ſie auszufragen?

Allein er hat den Gedanken kaum gefaßt, ſo verwirft auch ſchon ſein großmüthiges Herz das Unedle einer ſolchen Handlung. Uebrigens läßt ihm die Verwirrung und Beſtürzung Chriſtel's gar keine Muße, eine ernſte Frage zu ſtellen.

„Jeſus Maria!“ ſchreit ſie und will von der Bank aufſpringen und davonlaufen. Offenbar hat ſie ſich in ihrem Retter getäuſcht und einen Anderen an ſeiner Stelle erwartet.

„Bleib'!“ ruft Egbert und hält ſie am Arm. „Wie kommſt Du nur hierher, wunderliches Mädchen? Warum jagten Dich draußen die Burſchen?“

Vor der Bank iſt ſie niedergeglitten und liegt ihm zu Füßen:

„Gnade“, ſchreit ſie mit gerungenen Händen, „Gnade! Ich weiß nichts, ich bin ohne Schuld.“

„Seh' ich denn wie ein Unhold aus? Steh' auf, ich ſchlage Dich nicht.“

„Ihr ſeid der Rächer, Gott hat Euch geſendet!“ wimmert ſie ſchluchzend, jammernd, das Geſicht an ſeinen Knien verbergend.

„Die Leute hatten doch Recht“, denkt Egbert, „ſie iſt närriſch. Aber was thun, was mit ihr beginnen?“

„Steh' auf, Chriſtel. Ich bringe Dich in's Schloß, da wird ſchon Einer ſein, der Dich nach Deinem Dorfe führt.“

„Tödtet mich nicht! Da, nehmt! Nehmt! Ich darf nichts ſagen, ich kann's nicht! Laßt mich! Gott wird ſeine Leuchte vor Euch flammen laſſen!“

„Herr Egbert Heimwald!“ ſchallt es da von dem oberen Ende der düſteren Fichtenallee und ein Lichtſchein loht ihnen entgegen.

„Ich komme“, entgegnet Egbert.

Mit der Geſchwindigkeit einer wilden Katze iſt das Mädchen aufgeſprungen, blickt ſcheu und blinzelnd dem Lichtſchimmer entgegen, ſtößt einen leiſen Schrei aus und verſchwindet in dem niedrigen Tannengeſträuch, das ſich innerhalb der Mauern entlang zieht. In dem herrſchenden Halbdunkel gleicht das Ganze einem phantaſtiſchen Spuk. „Träum' ich oder wach' ich?“ will Egbert rufen; er fühlt einen harten Gegenſtand in ſeiner Hand. Ein dunkler Stein, vielleicht ein Opal, von einem Goldreifen umfaßt — es ſcheint der Knopf eines Stockes oder einer Reitpeitſche geweſen zu ſein. In einer haſtigen, ihm ſelbſt unerklärlichen Anwandlung verbirgt er das Pfand der tollen Chriſtel, als jetzt das Licht ihm in's Antlitz ſchimmert.

Ein Diener mit einem Windlicht — aber er iſt nicht allein, Vittorio Zambelli ſchreitet ihm nach.

„Endlich gefunden!“ ſagt der Ritter. „Die gnädige Gräfin Antoinette hat mich nach Ihnen ausgeſchickt, wir wollen zuſammen muſiciren.“

„Ich danke Ihnen, Herr Ritter, für Ihre Bemühung“, erwidert Egbert, betäubt von Allem, was in dieſen wenigen Minuten ſich begeben.

„Nicht doch“, meint der Ritter in ſeiner verbindlichen Weiſe und ſchaut mit ſcharfen Blicken umher — ein verlorner Mondſtrahl irrt über die Grabdenkmäler hin, ſonſt iſt nichts als Dunkel und Stille — „der Wunſch einer Dame! Welchem Cavalier wäre der nicht Befehl!

„Ich folge.“

„Und der Herr Graf hatte Recht. „Bei den Gräbern werden Sie ihn finden“, rief er mir nach. Bei den Gräbern! Halten Sie Zwieſprach mit den Todten?“

„Warum nicht? Wiſſen ſie doch mehr als wir Lebendigen.“

Nun hatten ſie ſich um einige Schritte von dem Begräbnißplatze enfernt und gingen eilig dem Schloſſe zu.

„Von Himmel und Hölle?“ fragte Zambelli nicht ohne Spott.

„Nein — ſie wiſſen auch, warum und wie ſie geſtorben ſind.“

Darauf entgegnete der Ritter nichts, ſchweigend erreichten ſie den Platz vor dem Schloſſe.

Faſt aus allen Fenſtern ſtrömte Licht. Egbert war wie geblendet.

Was iſt Wahrheit, was iſt Täuſchung in dieſem Leben? ging es ſtill durch ſeine Seele. Oder iſt Alles nur Ahnung eines Höheren? Alles nur ein Traum?

Ende des erſten Bandes.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Hirell,
die Tochter des Calviniſten.
Roman
von
John Saunders.
Verfaſſer von „Abel Drake's wife".
Aus dem Engliſchen von **A. Kretzſchmar.**
Autoriſirte Ausgabe.
3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Ein muthiges Weib.
Von
der Verfaſſerin von „John Halifax".
Aus dem Engliſchen von **Sophie Verena.**
Autoriſirte Ausgabe.
3 Bände. gr. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Hannah.
Von
der Verfaſſerin von „John Halifax".
Aus dem Engliſchen von **Sophie Verena.**
Autoriſirte Ausgabe.
2 Bände. 8. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Günther's

Bibliothek deutſcher Original-Romane.

Herausgegeben

unter

Betheiligung der erſten Schriftſteller Deutſchlands.

XXVIII. Jahrgang. 2. Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1873.

Lucifer.

Ein Roman aus der Napoleoniſchen Zeit

von

Karl Frenzel.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1873.

Erſtes Kapitel.

„Nun, darf man einmal einen Blick in die Herrlichkeit hineinwerfen, Joſeph? Iſt die Luft noch rein?“

„Belieben's nur hereinzuſpazieren, Demoiſelle Armhart! Alles rein gewaſchen, gefegt, gebürſtet, kein Erzherzog kann's beſſer haben. Wovon ſoll die Luft aber rein ſein? Stichelt die Demoiſelle auf mein Pfeifchen? Wiſſen's, der ſelige Herr Heimwald, den die Demoiſelle nicht gekannt hat —“

„Ich halte mir die Ohren zu, Joſeph, wenn Er von ſeinem alten Herrn anfängt. Singt Er mir doch ſchon genug von ſeinem jungen Herrn vor.“

„Singen? In meinem Alter ſingen? Würde ſich nicht ſchicken, Demoiſelle.“

Darüber war das junge Mädchen, der Einladung des alten Dieners folgend, der in ſeinem braunen Rock mit vergoldeten Knöpfen, ſeinen gepuderten Haaren mit dem Zopf daran, den ſchwarzen Kniehoſen und Schuhen mit blanken Schnallen einen ſtattlichen Eindruck machte, in das Zimmer, auf deſſen Schwelle er bei ihrem Nahen geſtanden, raſch hineingetreten.

„Seine Pfeife thut mir gar nichts“, ſagte ſie. „Viel ſchlimmer iſt's, wenn der Gaſt, den ſich Herr Heimwald mitgebracht hat, ſein langes Pfeifenrohr anſteckt. Da darf man wohl fragen, ob die Luft rein iſt.“

„'s iſt ein Preuße, ein Lutheriſcher. Die mögen alle ſo fürchterlich rauchen, um ſich an den Höllenrauch zu gewöhnen. Wenigſtens ſagt's der Herr ſo, 's iſt aber ein geſpaßiger Herr.“

„Weiß Er, Joſeph, die Herren bleiben lange draußen, mitten im November, in den böſen Nebeln und Sturm und Regen. Was treiben ſie dort?“

„Der junge Herr wollte ſeinem Freunde ſein Haus und Gut und den Wiener Wald zeigen. Sie werden reiten und jagen, Demoiſelle.“

„Sind ſie nicht lange genug in der Fremde geweſen? Im Herbſt ſucht jeder Vernünftige ſein Heim auf. Hier in der Stadt haben ſie Reſpekt vor Ihm, Joſeph, aber draußen im Walde! Da ſind ſie ungebunden, frei und toll. Hat Er denn gar keine Sorge, daß ihnen ein Unfall zuſtoßen könnte?“

Dieſe mütterlichen Weisheitslehren aus dem Munde eines ſo jungen Mädchens! Mit ſo ernſthaftem Geſicht vorgebracht! Der gute Alte lächelte verſchmitzt, rieb mit der rechten Hand die Oberfläche der linken und meinte:

„Sie ſind ja erwachſen und großjährig! Können doch nicht immer am Gängelband gehalten werden. War gewiß eine fürtreffliche, himmliſch gütige Frau, die Frau Angelica, die nun auch ſchon bei unſerem Herrgott und ſeinen Heiligen iſt — eine Frau, wie Sie einmal eine werden ſollen, liebe Demoiſelle! Aber recht behandelt hat ſie den jungen Herrn nicht. War auf dem beſten Wege, ein verzärteltes, empfindſames Mutterſöhnchen zu werden, immer auf Weiberwort zu hören, ohne Zorn und ohne Courage. Und was iſt ein Mann ohne Courage? In unſerer Zeit! Es iſt nicht gut, wenn Weiber einen Mann erziehen."

„Das verſteht Er nicht", entgegnete ſie mit aufgeworfenen Lippen. „Er iſt ein Hageſtolz und Weiberfeind."

„O, Demoiſelle Armhart —"

Und er verſuchte ſein gutes, runzelvolles Geſicht zu einem Ausdruck zu zwingen, der gewiſſe wärmere Empfindungen ſeines Herzens vor der Schönheit andeuten ſollte.

„Sei Er nur getroſt“, lachte ſie und ſchlug ihn mit ihrer kleinen Hand auf die Schulter, „ich hab’s nicht auf Ihn abgeſehen! Ihn zu bekehren, das wäre verlorene Liebesmüh’! Und Sein Herr wird nicht beſſer werden als Er!“

„Wollen’s hoffen“, entfuhr es dem Diener, „wollen’s hoffen! Aber — bitte tauſendmal um Entſchuldigung, habe der Demoiſelle noch keinen Stuhl angeboten.“

Und nun beeilte er ſich, einen mit dunkelrothem Wollenzeug bezogenen Polſterſeſſel mit weißlackirter Lehne herbeizuſchieben.

„Danke Ihm!“ wehrte ſie ab. „Ich will zur Mutter hinauf und wollte nur hineingucken, ob Alles hübſch in Ordnung ſei, wenn die Herren heimkommen.“

„Alles blank! Die Dielen, die Fenſterſcheiben, die Spinden.“

Während er noch weiter über dieſe häuslichen Angelegenheiten und das große Reinigungsgeſchäft um Martini plauderte, hatte ſie Hut und Tuch — ſie war von einem Ausgange nach der innern Stadt zurückgekehrt — abgelegt und ſchaute prüfend umher, ob wirklich nichts mehr zu beſſern ſei. Hier fuhr ſie mit der Hand über das Kanapee, dort gab ſie den Vorhängen der Fenſter zierlichere Falten.

So konnte jetzt der Alte ihr Geſicht nicht ſehen, als ſie fragte:

„Wie findet Er denn Seinen jungen Herrn? Merkt Er keine Veränderung an ihm nach der großen Reiſe?“

„Hm! Der gnädige Herr Graf haben ein gutes Werk gethan, daß ſie ihn endlich zum Neſte hinausgejagt. Will's die Demoiſelle beſtreiten? Der junge Herr iſt munterer und courageuſer.“

„Geh' Er doch mit ſeiner Courage! Der Herr iſt doch kein Soldat.“

„Kann aber einer werden, Demoiſelle! War der Bonaparte auch nur ein Bürgerskind und iſt Kaiſer geworden, großmächtiger Kaiſer! Und wenn's wieder Krieg gibt — ich verſichere Ihnen, Demoiſelle, ohne Courage —“

„Meinetwegen! Freilich, Sein Herr iſt unter die vornehmen Leute gegangen und übermüthig geworden. Gerade wie die Herren Offiziere von der Arcièrengarde und den Huſaren. Und der Freund, den er ſich in Prag aufgeleſen, verführt ihn noch mehr zu tollen Streichen! Das iſt ein Springinsfeld und ein Flauſenmacher!“

„Schelt' uns die Demoiſelle nur nicht gar ſo aus! Sie meinen's ja doch nicht ſo ſchlimm. Hab' ich nicht mit meinen eigenen ſechzigjährigen Augen geſehen, wie Sie ſich vor Lachen ausſchütten wollten, als der geſpaßige Herr von Spring ſeine Schwänke erzählte?“

„Er iſt eben ein Komödiant und treibt ſein Handwerk, wenn er uns zum Lachen bringt. Aber wählt man ſich einen Komödianten zum Freunde, zum beſtändigen Begleiter? Nein, Joſeph, Sein Herr iſt auf der Reiſe ein Anderer geworden, und er wird Ihm noch viel Kummer bereiten.“

Nicht umſonſt war Joſeph dreißig Jahre in dieſem Hauſe und hatte alle Wandlungen und Geſchicke der Familie Heimwald mit erlebt und in der Theilnahme ſeines treuen Herzens auch mit erlitten. Eine Ahnung, was dieſe Sorge des jungen Mädchens in Wahrheit bedeuten mochte, ſtieg in ihm auf. Denn warum ſollte der blonde Egbert gerade ihm, dem alten Joſeph, Kummer machen? Im Gegentheil, er war niemals zufriedener mit dem Jüngling geweſen. Er hatte in ſeinen jungen Tagen das Leben immer von der luſtigen Seite genommen und das Weiſeſein, wie er es nannte, für das Alter zurückgelegt, damit er dann doch auch ein ganz beſonderes Vergnügen habe. Das träumeriſche Weſen Egbert's war nicht nach ſeinem Sinn. Das Glück iſt eine Dirne, die muß man bei dem Kopf nehmen und nach Herzensluſt abküſſen, wenn man jung, reich und geſund iſt, lautete ſein Grundſatz. Und in dieſer Kunſt des Lebens hatte Egbert auf ſeiner Reiſe nicht geringe Fortſchritte gemacht.

Seine Befangenheit war einer ruhigen Sicherheit gewichen, bei der Anrede oder Frage eines Fremden erſchrak er nicht mehr. Vordem hatte er die Gewohnheit gehabt, läſtige Geſchäfte von ſich abzulehnen oder doch in die Zukunft hinauszuſchieben, jetzt ſtürzte er ſich ihnen mit einem gewiſſen kriegeriſchen Muthe entgegen, als gälte es, im Kampf mit den kleinen Leiden des Daſeins ſeine Kraft für ernſtere Schlachten zu ſtählen. Geſellſchaften, die er ſonſt gemieden, ſuchte er auf. Lebendiger und theilnehmender wendete er ſich den öffentlichen Dingen zu.

Dem alten Joſeph konnte nichts gelegener kommen als dieſe Wandlung ſeines jungen Herrn. Er ſegnete den Grafen und die Reiſe, die ſie herbeigeführt hatten. Aber als er jetzt den Stoßſeufzer Magdalenens hörte, die ihm nicht weniger als Egbert ans Herz gewachſen war, fiel ihm ein, daß ſie vielleicht gar keine Veranlaſſung hätte, ſich dieſer Wandlung zu freuen. Für ſie war Egbert's Einkehr in das bewegte Leben nur eine Verkürzung ihrer ſtillen und harmloſen Vergnügungen geweſen. Dahin waren die fröhlichen Muſikſtunden, die

Abende, die ſie bei einem anregenden Buche, in gegenſeitig anziehenden Geſprächen zugebracht.

Bis vor kurzem hatte Egbert ſeine Bekümmerniſſe und Hoffnungen, ſeine Träume und Pläne, die Schmerzen wie die Wonnen ſeiner Seele mit der Jugendfreundin getheilt. Sie erſchien ihm als das einzige Weſen, dem er ſich ganz und rückhaltlos anvertrauen könnte. In ihrem ruhigen klugen Auftreten fand er für die auf- und niederwogende Flut ſeiner Gefühle eine feſte Klippe, an der ſie verrauſchte. Mit feinem Verſtändniß folgte ſie den Gedanken, die ihm zu allen Höhen hinan und in alle Tiefen abwärts ſchwärmten, und beſänftigte ſie zugleich in ihrer heitern Milde. Seit ſeiner Rückkehr hatte ſich eine Trübung, eine Verdunkelung dieſes bisher ſo ſchönen und lichten Verhältniſſes eingeſtellt. Egbert begegnete der Freundin mit größerer Rückſicht, aber auch mit größerer Kühle. Zuweilen, auf der Stiege, im Garten, wich er ihr aus, als hätte er den Minervenblick ihrer graublauen Augen in ſein Inneres gefürchtet. Gab es ein Etwas darin, das er vor ihr verborgen hielt, verbergen mußte?

All dies, die Kränkung und die Sorge, mochte in dem Ausruf Magdalenens ausklingen und berührte empfindlich das feinhörige Ohr des alten Dieners.

Nach Kräften ſuchte er den Mißmuth des Mädchens aus ihrer Seele und von ihrer Stirn zu verſcheuchen.

„Du lieber Himmel, der Herr iſt jung, die Demoiſelle iſt jung und das Leben iſt lang. Da wird noch manch Gewitter aufſteigen, mancher Regenſchauer niedergehen. Wer möchte immer Sommerhitze haben? Müßte mich beſtens dafür bedanken. Hat man ſich draußen herumgetummelt, iſt naß geworden, vom Waſſer des Himmels und der Erde, und tritt endlich wieder in ſein Haus, dann weiß man erſt die Annehmlichkeit eines guten Feuers und eines Sorgenſtuhls zu ſchätzen. Hätten dem ſeligen Herrn Doctor nur kommen ſollen, Demoiſelle, der würde Ihnen das in herrlichen Worten auseinandergeſetzt haben. Der Sturm allein macht uns den Hafen werth, pflegte er zu ſagen, wenn er um Mitternacht im heulenden Winde zu einem Kranken gerufen wurde und die Frau ihn nicht fortlaſſen wollte. So im Sturm, liebe Demoiſelle, iſt nun der junge Herr.“

„Er hat wohl nie von Schiffen gehört, die im Sturme ſcheitern?“ fragte ſie ſchnippiſch und hatte die Thür zu dem Nebenzimmer geöffnet, um ihre Aufſicht über das Reinigungsgeſchäft, das Joſeph angeordnet hatte, fortzuſetzen.

Er zog es vor, ihr nicht zu folgen und ſo ihren Zorn in der Stille verrauchen zu laſſen.

Drüben am Kirchthurm der Saleſianerinnen hatte die Uhr die vierte Stunde verkündet. An dem kurzen trüben Novembertage dämmerte es bereits. Im Hauſe und auf der Gaſſe, die ſich abwärts nach dem baumbeſtandenen Ufer des Wienfluſſes niederzog, herrſchte tiefe, faſt ängſtliche Stille.

Magdalene, die ſich unbelauſcht glaubte, drückte ihr Geſicht an die Scheiben und die Hand auf ihr lautſchlagendes Herz. Es war ihr, als ſänke die Dämmerung draußen wie eine ſchwerlaſtende Wolke, unaufhaltſam, erdrückend, auf ihre Bruſt. Ein feuchter Tropfen hing an ihren Wimpern, aber ſie wiſchte ihn trotzig fort. Wenn ſie ſich in dieſen Gemächern umſah, war nicht Alles geblieben, wie es früher geweſen? Früher, in glücklichern Tagen!

In das fünfte Jahr hinein wohnte Magdalene mit ihren Eltern in dem obern Geſtock des grauen Hauſes, den Saleſianerinnen gegenüber. Der vielen Gärten rings umher — unweit dehnte ſich der im franzöſiſchen Stil gehaltene Garten des Belvedere, daneben der Schwarzenberg'ſche aus — und des großen Raumes wegen, der hier auf der Landſtraße die einzelnen Gebäude noch von einander trennte, hatte der alte Heimwald das von außen ſchlichte, fünffenſterige, im Innern gemächlich eingerichtete Haus gekauft. Nach ſeinem Geſchmack hatte er Hof und Garten, die beinahe wüſt lagen, ſorgſam umgeſtaltet. Nach ſeinem Tode war es der Wittwe mit ihrem einzigen Sohne und ihrer Dienerſchaft in dem weiten Hauſe einſam und unheimlich geworden. Das obere, zweite Geſtock hatte ſie geräumt und dem geheimen Secretär Armhart im Bureau des Miniſters Grafen Cobenzl auf ſeine Bitten vermiethet. Er hatte aber in ſeinem lieblichen muntern Töchterchen und in dem Grafen Wolfsegg mächtige Fürſprecher bei Frau Angelica gefunden. Ueber Erwarten gut und freundlich hatte ſich dann im gegenſeitigen Umgang das Verhältniß zwiſchen den neuen Bewohnern und der Beſitzerin des Hauſes geſtaltet.

Neben ihrem Sohn erhielt Angelica in Magdalenen eine Tochter. Die Lebensluſt und der wie nach ſeiner Sonne nach dem Bunten und Glänzenden der Welt gerichtete Sinn der Frau Armhart erheiterten und erfriſchten die ſchwermüthige Stimmung der Wittwe. Ein feines, gewandtes Benehmen, einen eigenen Humor allen Ereigniſſen gegenüber verband der geheime Secretarius mit einem Schatz von Kenntniſſen und reifer Erfahrung. Die ganze Familie bildete gleichſam einen vollaustönenden Dreiklang fröhlicher, muthiger Lebensauffaſſung, die, unbekümmert um das Zukünftige, heute zugreift und genießt. An den erhabenen Schwung Angelica's und Egbert's, die am liebſten zwiſchen Himmel und Erde ſchwebten, heftete ſich damit ein Bleigewicht, das ſie oft zu ihrem Beſten an das Geſetz der Schwere erinnerte.

Die trübe und harte Zeit im Jahre 1805, die Beſetzung der Stadt durch die Franzoſen, die ſtolze Ungebühr des frechen Siegers brachten die Bewohner des grauen Hauſes noch näher und inniger zuſammen. Gemeinſam galt es Uebel abzuwenden, Fährlichkeiten zu beſtehen. Sie hatten einen franzöſiſchen Oberſten mit ſeinen beiden Adjutanten im Quartier, verwöhnte, hochfahrende Männer, welche alles Köſtliche der Welt für die Beute ihres Schwertes erachteten. Niemals würde Angelica in ihrer Weichmüthigkeit mit ihnen zurecht gekommen ſein. Denn nicht die ehemaligen ritterlichen Franzoſen, Edelleute aus den vornehmſten Geſchlechtern, ſo unüberwindlich im Kampf, wie höflich und unterwürfig den Frauen gegenüber, welche der Blütenduft feinſter Sitte umſchwebte: rohe Kriegsmänner, in der Revolution aus den dunkelſten Tiefen emporgeworfen, die Hände mit Blut und Raub beſudelt, traten ihr entgegen. Mit dem Oberſten ſelbſt ſtellte ſich allmälig ein erträglicheres Verhältniß heraus. Ihn befriedigten eine gute Schüſſel, ein paar Flaſchen Ungarwein und die Bewunderung ſeiner Heldenthaten. An letzterer ließ es Egbert nicht fehlen. Dem Jüngling ging in dem narbenbedeckten l'Eſpinaſſe, der bei Lodi und Arcole, bei den Pyramiden und jüngſt noch an der Donau, um Ulm, geſtritten, der Begriff eines Soldaten und Haudegens auf. Mit einer Theilnahme, die er nicht zu erheucheln brauchte, horchte er den Schlachtſchilderungen des Veteranen. Welch eine Welt war das! Voll Kampf und Tod, voll Schrecken und Wunder! Der poetiſche Zauber des Krieges ergriff ihn. Spielte ſich hier vor ſeinen Augen nicht eine neue Iliade ab? Hatte der große Schiller in ſeinem „Wallenſtein" nicht ähnliche Menſchen und Vorfälle geſchildert?

Aber ſo gut wie mit dem Oberſten, wenn man aus der Noth eine Tugend machte, ließ ſich mit ſeinen Offizieren nicht leben. Am wenigſten mit Armand Loyſel, der die Rechte des Siegers auch auf die Schönheit der Frauen ausdehnen wollte. Ob er der noch immer ſchönen Mutter Magdalenens oder dem fünfzehnjährigen Mädchen eifriger und aufdringlicher nahte, wäre ſchwer zu entſcheiden geweſen. Kein Tag verlief ohne einen heftigen Streit, den er begonnen, bald mit

Egbert, bald mit dem Secretarius oder mit Joſeph, der trotz ſeines Alters mit ſolch einem windigen Franzoſen fertig zu werden ſich noch recht wohl getraute. Nur die Geſchmeidigkeit Armhart's, die Furcht vor dem ſtrengen l'Espinaſſe verhinderten einen Ausbruch, der die verhängnißvollſten Folgen hätte haben müſſen. In der letzten Stunde, als man ſchon daran dachte, Magdalene aus dem Hauſe zu flüchten, traf zum Glück der Befehl zum Abmarſch nach Mähren, auf das Feld von Auſterlitz, ein und befreite die Geängſtigten von den ungemüthlichen, ſchlimmen und boshaften Gäſten.

Durch dieſe Zufälle war aus den beiden Familien beinahe eine einzige geworden.

Vermuthlich entwarfen die beiden Frauen ſchon in aller Heimlichkeit den Plan, der die Herzen der Mütter unabläſſig zu beſchäftigen pflegt — den Plan zur Vereinigung ihrer Kinder. Aber ein Mächtigerer, an den die Menſchen nur, wenn er an ihre Thür klopft, ernſtlich denken, trat zwiſchen Hoffnung und Vollendung: der Tod. Der Liebe ihres Sohnes, der Freundſchaft ſo vieler Guten, der Verehrung der Armen ward Angelica raſch entrückt. Fortan konnte zwiſchen Egbert und Magdalenen allein das Schickſal ein unlösbares Band knüpfen oder den leichten Faden der Jugendfreundſchaft zerreißen.

So vortheilhaft und begehrenswerth den Armharts, die von dem mäßigen Beamtengehalt des Mannes und den Zinſen eiues kleinen, ſauer erworbenen Vermögens lebten, auch in jeder Hinſicht eine Verbindung ihrer Tochter mit dem reichen Egbert erſcheinen mochte, vorſichtig hielten ſie an ſich und ſelbſt der redſeligen, voreiligen Frau, der die Zunge oft wider ihren Willen mit den geheimſten Wünſchen ihres Herzens durchging, entſchlüpfte kein Wort, das eine Hoffnung angedeutet hätte. In ihrer Neigung, in der Wahl ihres zukünftigen Looſes, äußerten ſie im Kreiſe der Bekannten, ſei der Magdalene vollſtändige Freiheit gelaſſen, ſie werde ſchon das Rechte treffen.

„Und wenn ſie nun auf das Theater will?“ hieß es mit einem warnenden Hinblick auf die Gedichte des Herrn von Schiller, die ihr Egbert zu ihrem ſiebzehnten Geburtstag geſchenkt und die ſie mit Leidenſchaft auswendig gelernt hatte.

„Ja, wir werden ſie nicht daran hindern“, war die Antwort, und der geheime Secretarius, den Viele im Verdacht hatten, ein Freimaurer zu ſein, ſetzte mit einem eigenthümlichen Augenaufſchlag nach oben hinzu: „Ein höherer Wille lenkt dieſe Dinge. Es gibt wunderbare Geſchicke, in die der Menſch nicht eingreifen ſoll. Auch den Widerſtrebenden reißt der Genius mit ſich fort.“

Je unverſtändlicher das klang, um ſo mehr verſtärkte es bei Verwandten und Nachbarn die Meinung, daß die Armharts halb närriſch vor Eitelkeit über die Schönheit ihrer Tochter wären und hoch hinaus dächten, weit über den ſchlichten Egbert Heimwald hinaus, der zuletzt mit all ſeinem Geld doch nur ein Bürgersſohn ſei, bis zu den Baronen und Grafen hinauf.

Welche Pläne ſie aber auch mit Magdalenen haben mochten, ſie begünſtigten weder, noch hemmten ſie den Verkehr der beiden jungen Leute.

Nach dem Tode der Mutter ſuchte Egbert unwillkürlich in einem andern weiblichen Weſen Erſatz für ſeinen Verluſt, ein Herz, worin er die überſtrömende Fülle des ſeinen ausſchütten konnte, eine Hülfe und Stütze in den Verdrießlichkeiten und Störungen des täglichen Lebens, wie ſie ihm bisher mit Rath und That die Mutter geweſen war. Es geſchah ohne jedes Wunder, daß Magdalene die leer gelaſſene Stelle einnahm. Sie kannte die Bedürfniſſe, die Schwächen Egbert's, die Eigenheiten ſeines Hausweſens. Neben der Sanftmuth, die ſie von Angelica geerbt zu haben ſchien, beſaß ſie ein ſchnelles, kluges Auffaſſen der Welt, das ihm fehlte. Dabei war ſie, wie das ganze Haus, gewöhnt, ihn zu bewundern. Nicht von einer lauten Stimme angerufen, noch von dem Drang einer leidenſchaftlichern Woge des Gefühls aus ihrem Frieden hinweggeriſſen, hatten ſie noch niemals die Tiefe und die Wärme ihrer Empfindungen für einander zu prüfen gebraucht. Wer ſie zuſammen ſah, hielt ſie für Geſchwiſter. Auf Stunden, wo er zärtlich wie ein Liebhaber um ſie warb, folgten andere, in denen ſie im hausmütterlichen Ton mit ihm ſchalt und ſeine kleinen Unordnungen rügte. Wie hinter Nebelwolken verborgen, hatten ſie in einer glücklichren Welt gelebt, wohin die Mühſal des irdiſchen Kampfes und der Drang des Gemeinen nicht reicht. Die Reiſe hatte dieſe Schleierhülle zerriſſen, und mit den fallenden Schleiern war die Ruhe aus ihrer Bruſt und die Harmloſigkeit aus ihrem Zuſammenſein entflohen.

Noch zu keiner Friſt hatte Magdalene dieſe Aenderung herber gefühlt, ſchmerzlicher ihr nachgedacht als jetzt, wo ſie in der Dämmerung durch die lange Flucht der Zimmer ging, mit geſenktem Haupt, wie um Abſchied zu nehmen. Es war ihr lieb, daß Alles, die Bilder an den Wänden, die Porzellanvaſen auf dem Kamin, die altmodiſche künſtliche Uhr, die ſchönen Spiegel und ſo manches koſtbare Geräth, das ſie oft genug in der Hand gehabt, bis auf die Tapeten im Halbdunkel lagen. Grau in Grau entſchwand ihr dieſe

Herrlichkeit, die ihr allmälig ſo theuer und ſo vertraut geworden war, verdämmernd, immer unkenntlicher werdend, wie die Geſtalten eines Traums. Niemals würde ſie dieſe Gemächer wieder betreten, wenigſtens nie wieder mit Empfindungen, die ſie noch vor kurzem beſeelt hatten. Sie gehörte nicht hierher. Es war nicht ſchicklich, daß ein Mädchen die Wohnung eines jungen Mannes betrat.

Nicht ſchicklich, warum hatte ſie nur früher nicht daran gedacht? Was war geſchehen, daß ſich ihr die Freundſchaft zwiſchen Egbert und ihr plötzlich in einem ſo andern, grellen Lichte zeigte?

Eine Helle, die ihr ins Herz ſtach und die Augen blendete, ſtrömte auf ſie ein.

Oder war es nur eine Wirkung der Kerzen, die Joſeph in dem vordern Zimmer angezündet hatte?

Es war Zeit zum Scheiden, und ſie wendete ſich zurück. In dem Armleuchter brannten vier gelbe Wachskerzen, aber dem Diener ſchien es noch nicht hell genug zu ſein. Er ſteckte auch auf die andern Leuchter die nöthigen Kerzen.

„Will Er denn das ganze Haus erleuchten wie zum Geburtstage des Kaiſers?“ fragte ſie und lenkte gewaltſam ihre Gedanken von dem Abgrunde hinweg, der ſich ſo unvermuthet vor ihr geöffnet hatte. „Für uns beide thut's eine Kerze.“

„Nichts für ungut. Dachte nur ſo. Die Demoiſelle hat's gern, wenn Alles im Lichterglanz ſtrahlt.“

„Ja ſonſt“, entfuhr es ihr, indem ſie Tuch und Hut nahm.

Der Schmerz war ſtärker als der Wille, ihn ſtolz in ſich zu verſchließen.

Dem Alten that der Kummer des Mädchens leid. „Und mit einem Wort kannſt du ihn verjagen“, ſagte die Stimme ſeines Gewiſſens. „Warum öffneſt du den Mund nicht? Grauer Sünder, als ob du nicht ſchon viel ſchlimmere Dinge herausgelaſſen hätteſt!“

Dieſe Selbſtanklage blieb nicht ohne Wirkung. Schmunzelnd ſteckte er eine Kerze in dem Leuchter feſt.

„Licht iſt immer gut, iſt immer ein Feind der Finſterniß. Wo Licht iſt, da iſt ein Abglanz Gottes, ſagt der junge Herr, und wenn Gäſte kommen —“

„Welche Gäſte? Gibt Er Seinen Leuten eine Geſellſchaft?

Sie war aber doch erwartungsvoll, die Thürklinke in der Hand, ſtehen geblieben.

„Hat denn die Demoiſelle vergeſſen, welchen Tag wir morgen ſchreiben? Den dreizehnten November, der lieben Demoiſelle Armhart —“

„Meinen Geburtstag!“

In der Verwirrung, bei dem lauten Schlagen ihres

Herzens, der fliegenden Röthe ihres Geſichts, ſah ſie noch einmal ſo reizend aus.

„Ja freilich, das graue Haus feiert morgen Ihren Geburtstag, zum fünften Male ſchon, wertheſte Demoiſelle, und es iſt immer ein Freudenfeſt für uns alle geweſen. Die Heiligen wiſſen's, es ſind harte Zeiten. Krieg und Noth, Mord und Brand überall! Mord — denken Sie nur an die gräßliche Geſchichte von dem armen ermordeten franzöſiſchen Herrn, die uns der junge Herr erzählt hat, und in allen Zeitungen ſoll ſie ſtehen und Lieder ſollen darauf gemacht worden ſein. Ach, es ſind harte, jämmerliche Zeiten! Da muß man die wenigen Freudentage feſthalten, weiß Keiner, ob er ſie im nächſten Jahre wieder genießen wird! Und da hätte die Demoiſelle geglaubt, daß ein gewiſſer Jemand" — er blinzelte mit den Augen und zog die Lippen kraus — „am dreizehnten November nicht im grauen Hauſe ſein werde? Das reden Sie dem alten Joſeph mit all Ihrer Klugheit nicht ein."

„Er kommt!" rief Magdalene; nun glich ſie ganz einer jungen, von Morgenſonnenſtrahlen aufgeküßten Roſe.

„Gewiß kommt er! Er hat heute in der Frühe einen Zettel hereingeſchickt, daß er am Abend mit ſeinem Freunde vom Lande her einträfe, aber die Stunde könne er nicht angeben, vielleicht erſt ſpät, wenn die Demoiſelle ſchon ſchliefe, was ihm das Liebſte wäre, denn es iſt auf eine Ueberraſchung abgeſehen, und Sie könnten ihm wohl den Gefallen thun und heute vor der Zeit unter die Decke kriechen und feſt einſchlafen, ganz feſt!“

„Ja, ja“ — wollte ſie ſprechen. Indem ward die Hausglocke gezogen.

„Zu dieſer Stunde? Wer mag das ſein?“

„Doch keine Botſchaft von Egbert? Es wird ihnen doch kein Unglück zugeſtoßen ſein?“

Beide, der Diener den Armleuchter in der Hand, waren ſie auf den Corridor hinausgetreten.

„Dann rede ich ein Wort mit dem Kammerdiener des Herrn Heimwald“, ſagte eine kräftige, wohlklingende Stimme unten zu dem Hausmeiſter.

Leichten Schrittes, in einem ſchwarzen Mantel, ſtieg ein Mann die Stiege hinauf; erſt langſam, dann, als Joſeph hinunter leuchtete, ſchneller. Das junge Mädchen hatte ſich aus Neugier nicht von der Stelle gerührt.

Sie bemerkend, nahm der Fremde zum Gruß den Hut ab. Der Anblick überraſchte ihn. Schlank und zierlich, die blonden Locken um die Schultern wallend, die Hand in dem Florethandſchuh auf das Treppengeländer geſtützt, ſtand Magdalene. Hell beleuchteten die Kerzen ihr ſanft geröthetes Antlitz; das enganſchließende

Kleid mit dem Spenſer darüber ließ die feinen Formen ihrer Geſtalt deutlich hervortreten.

Als ſie den langen, tiefbohrenden Blick zweier dunklen Augen halb fragend, halb begehrlich auf ſich gerichtet ſah, ſchauerte ſie leicht zuſammen; es mochte auch eine Wirkung des Zugwindes ſein, der von der untern Hausflur heraufwehte.

„Guten Abend, Joſeph“, ſagte ſie und ſchickte ſich an, die zweite Stiege zu der Wohnung der Eltern hinanzugehen.

„Serviteur, Demoiſelle Armhart“, rief ihr der Diener nach und wendete ſich dem Fremden entgegen.

Der hatte jetzt den Corridor erreicht.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, wenn ich das gnädige Fräulein vertreibe“, begann er mit ſeiner einſchmeichelnden Stimme. „Es hat keine Noth, mein Geſchäft iſt in wenigen Minuten gethan. Ich ſuche Herrn Egbert Heimwald; wir haben uns vor einigen Wochen auf dem Schloß des Grafen Wolfsegg getroffen —“

Der Name Wolfsegg hatte für Magdalene eine zauberiſche Gewalt; es war, als ob damit ihr Schutzengel herbeigerufen worden ſei. Mitten auf der Treppe hielt ſie inne.

„Wir hatten uns gegenſeitig gelobt, die angefangene Bekanntſchaft in Wien fortzuſetzen —“

„Sieh“, dachte Magdalene, „eine neue Freundſchaft, die er dir wieder verheimlicht hat. Und mit einem Mann, von dem zu reden doch wohl der Mühe verlohnte.“

„In größerer Muße und beſſerer Herzensergründung fortzuſetzen“, ſprach der Fremde, das Geſicht zu ihr emporgewendet, weiter. „Nun bin ich der erſte, mit dem Verſprechen Ernſt zu machen, und höre zu meinen Bedauern —“

„Der Herr iſt noch am Land“, brummte Joſeph, dem der Fremde nicht zu gefallen ſchien. Oder verdroß ihn nur der lange Aufenthalt auf dem kalten Corridor? Seine mürriſche Antwort, ſein kurz angebundenes Weſen ärgerte Magdalene. Iſt das die Weiſe eines Dieners, welcher etwas auf die Ehre ſeines Herrn und ſeines Hauſes hält? Was mußte der fremde vornehme Mann von der Höflichkeit und Erziehung Egbert's denken, wenn ihm ſo begegnet ward?

Sie legte ſich ins Mittel.

„Gewiß würde Herr Heimwald Sie ſchon aufgeſucht haben“, ſagte ſie und ſtieg einige Stufen nieder, „mein Herr —“

„Ich bin der Ritter Vittorio Zambelli“, antwortete mit einer tiefen Verneigung der Angeredete.

Ein Cavalier — dieſe Entdeckung thaute auch den Alten auf und glättete ſeine Mienen.

„Bitte ſchönſtens, wollen der gnädige Herr nicht eintreten?“ drängte er.

Der Ritter wehrte ab.

„Ich begreife, mein werthes Fräulein, Herr Heimwald iſt ein vielbeſchäftigter Mann.“

„Er hat einen Freund, dem er die Stadt und die Umgegend zeigen will; ſie ſind beide auf dem Landgut des Herrn Heimwald hinter Hietzing.“

„Richtig, mir fällt es bei! Ein junger Mann — aus Preußen —“

„Herr von Spring“, ergänzte Joſeph.

Der Ritter dankte ihm mit einer leichten Bewegung der Hand.

„Ich bedauere ſehr“, ſetzte er hinzu, „Herrn Heimwald verfehlt zu haben, und bedauere doch auch wieder nicht, da ich ſtatt ſeiner wenigſtens die flüchtige Bekanntſchaft der Demoiſelle Armhart gemacht habe.“

Trotz dieſer artigen Wendung der Rede ſchien ihn die Vergeblichkeit ſeines Ganges zu verſtimmen; er ſtand zögernd.

„Freilich, ein ſo wichtiges Geſchäft —“

Ueberlegte er, wem von beiden, dem Mädchen oder dem Diener, er es anvertrauen ſollte?

Joſeph verharrte in ſeinem Schweigen; wohl hätte er den Ritter auffordern können, eine Weile zu verziehen, die Angelegenheit, um die es ſich handelte, niederzuſchreiben, aber er wußte, daß Egbert nicht gern fremde Menſchen in ſeiner Wohnung ſah. Und nun gar in ſeiner Abweſenheit einen Mann einlaſſen, der ihm, dem alten Joſeph, trotz ſeines Cavalierthums ein unbeſtimmtes dunkles Mißtrauen, beinahe ein körperliches Unbehagen einflößte; einen ſolchen Verſtoß gegen die Anordnungen ſeines jungen Herrn wollte er ohne die äußerſte Noth nicht wagen.

Was ihn ängſtigte, reizte Magdalene; das Seltſame dieſes Beſuchs, das Ungewöhnliche in der Erſcheinung und Rede Zambelli's, ſelbſt ſeine tiefſchwarze Kleidung, die ſich in gewiſſen, von einem Frauenauge ſchnell entdeckten Kleinigkeiten von dem Modiſchen unterſchied, trug das Ihrige zu dieſer Wirkung bei. So hatte er ſtatt der enganliegenden, hochhinaufgehenden Halsbinde um den aufrechtſtehenden ſchmalen Hemdkragen ein ſchwarzes Seidentuch mit geſtickten Zipfeln loſe geknüpft.

„Wenn der Herr Ritter es nicht vorlaut und aufdringlich finden —“ ſagte ſie haſtig.

„Aus Ihrem Munde!“ betonte er.

„Dann möchte ich Sie bitten, zu meinem Vater heraufzuſteigen. Er iſt der Freund des Herrn Heimwald und Sie könnten ihm Ihre Mittheilung — aber“, unterbrach ſie ſich ſelbſt, „vielleicht iſt es ein Geheimniß.“

„Keineswegs. Ich ergreife mit Vergnügen dieſen Ausweg, den Sie mir vorſchlagen, mein gnädiges Fräulein. Denn in Wahrheit, ich darf kaum hoffen, in den nächſten Tagen meinen Beſuch bei Herrn Heimwald zu erneuern. Dienſtpflicht, Staatsgeſchäfte!"

Er war ſchon an dem verwunderten, mit offenem Munde wie angedonnert daſtehenden Joſeph vorüber, auf den Stufen, an der Seite Magdalenens.

„Längſt war es mein Wunſch, mit dem geheimen Herrn Secretarius zuſammenzutreffen," plauderte er. „Eine Fundgrube politiſcher Weisheit! Ein ſo geſchätzter Staatsdiener! Keinem Mitgliede der Staatskanzlei ſagt das Gerücht ſo viel Gutes und Treffliches nach. Noch neulich — Sie hätten den Grafen Wolfsegg über Ihren Herrn Vater ſprechen hören ſollen, wertheſte Demoiſelle —"

Obgleich an ſeinem Schreibtiſch überraſcht, mitten in der Arbeit, war der geheime Secretarius doch über die Ehre eines ſo vornehmen Beſuchs, den ihm ſeine Tochter zuführte, höchlich erbaut. Der Herr Ritter Zambelli galt, wie er mit feinem Lächeln bemerkte, trotz ſeiner Jugend für einen geſcheidten Politicus, der bis in die geheimſten Tiefen der Bücher und Lehren Macchiavelli's gedrungen ſei.

Ohne Anſtand gab Vittorio ſeine Vorliebe für den großen Florentiner zu, ohne geziertes Weſen nahm er das geſpendete Lob halb an, zur andern Hälfte ſchien er es durch eine Bewegung von ſich abzulehnen.

Darüber hatte nach der alten guten Sitte Wiens Magdalene einen kleinen Imbiß aufgetragen: Backwerk und ein Fläſchchen edlen ungariſchen Weins. Still wollte ſie ſich dann wieder aus dem Gemach entfernen, aber der Ritter bat ſo höflich, ſie möge ihm das Vergnügen ihrer Gegenwart ſchenken, vielleicht werde das, was er zu ſagen habe, auch ihre Theilnahme erregen, daß ſie auf einen zuſtimmenden Wink des Vaters blieb.

Während ſie am Fenſter vor ihrem Nähtiſche, auf dem ein Licht brannte, Platz nahm und eine Handarbeit begann, nöthigte der Vater den Ritter auf das Kanapee, ſchenkte die kleinen feinen Spitzgläſer voll und tickte, das ſeine hochhebend, an das Vittorio's:

„Auf Ihr Wohlergehen, mein Herr Ritter!“

Ebenſo verbindlich war die Erwiderung Zambelli's. Die Spannung, die ihn ſeit ſeinem Eintritt in das Haus beherrſcht hatte, entwich vor der behaglichen Stimmung, die ihn umfing. Ein mäßig großes Zimmer mit bürgerlich ſchmuckloſer Einrichtung, die aber hier und dort einen gewiſſen Wohlſtand verrieth. An der ſaubern weißen Decke auf dem runden Tiſch, an dem geſtickten Schlummerkiſſen, den blank geſcheuerten

Dielen offenbarte ſich das Walten einer Hausfrau. Die Ordnung der Papiere auf dem Schreibtiſch, die Regelmäßigkeit, mit der die Bücher auf dem Bücherbret in Reih' und Glied geſtellt, die Actenſtücke in die einzelnen Fächer des Regals geſchoben waren, ſprach für den peinlichen Ordnungsſinn des Geheimſecretärs.

Vittorio betrachtete ihn eine Weile aufmerkſam: ein kleiner beweglicher Mann mit grauen emporſtehenden Haaren, blaß von Geſichtsfarbe, mit klugen durchgearbeiteten Zügen, einem verſchlagenen Ausdruck, der um den Mund leiſe zuckte, wenn er lächelte. Aus der Art, wie er das Glas leerte, den Wein gleichſam mit der Zunge ſchmeckte, ſchloß der Ritter: er iſt ein Kenner, und wer den Wein kennt, der kennt wohl auch noch mehr.

„Daß wir uns doch ſo oft von unſerer Ungeduld hinreißen laſſen", begann Vittorio. „Ich ſchäme mich, Sie in Ihrer Arbeit und zugleich in Ihrer Häuslichkeit, ſozuſagen in Ihrem Tusculum aufgeſtört zu haben! Unten auf der Stiege erſchien mir der Vorfall, den ich Herrn Heimwald zu berichten hatte, ſo wichtig, ſo erzählenswerth, und jetzt ſchrumpft er zu einer leeren Neuigkeit zuſammen. So wahr iſt es, daß nur unſere Stimmung den Dingen ihr Maß, ihre Form und

Farbe gibt! Und was iſt wechſelvoller, grundloſer und unberechenbarer als unſere Stimmung?“

Armhart hatte eine goldene Doſe hervorgezogen und ließ ſie durch die Finger ſchnellen. Dabei ſah er den Ritter mit einem raſchen, ſchlau fragenden Blicke an. In der nächſten Sekunde hielt er ihm die Doſe entgegen.

„Iſt's gefällig?“

„Danke verbindlichſt, Herr Secretarius. Aber das iſt ja ein kleines Meiſterſtück!“

„Ein Geſchenk der gnädigſten kaiſerlichen Majeſtät. Ihr eigenes allerhöchſtes Bildniß in Email darauf“, ſagte der Geheime mit Stolz, die Doſe hinüberreichend.

Prüfend betrachtete ſie Vittorio.

„Ganz herrlich und von trefflicher Arbeit. Und wohlverdient, ſetze ich hinzu, ohne zu wiſſen, bei welch beſonderer Gelegenheit Ihnen die Gnade unſeres Kaiſers zu Theil ward.“

„Wegen der Verhandlungen zu Luneville. Ich war dort mit meinem gnädigen Chef, dem Herrn Grafen Ludwig Cobenzl —“

„In Luneville! Da iſt hoffentlich eine Frage nicht unbeſcheiden, ob Sie damals — der vertraute und ergebene Freund des Grafen Wolfsegg —“

„Zu viel Ehre! Sein Diener, ſein ergebener Diener“, ſagte der Secretär, ſeine Doſe, die nun ihren Dienſt gethan hatte, wieder einſteckend.

„Ob Sie damals jenen Jean Bourdon geſehen, deſſen Ermordung —“

„Ob ich ihn geſehen? Gewiß! Ich war tief erſchüttert, als ich von Herrn Heimwald die gräßliche Geſchichte vernahm. Ein ſo wackerer Mann! Wir ſind uns damals in der alten lothringiſchen Stadt unſeres Kaiſerhauſes begegnet. Meine Hochachtung — was will die ſagen! Aber Bourdon beſaß die Hochachtung der beſten und edelſten Männer!“

„So verringert ſich in etwas meine Schuld, daß ich Sie aufhalte und beunruhige. Ich ſpreche nicht von dem Schickſal eines Fremden, eines Gleichgültigen zu Ihnen. Sie kennen die wichtige Rolle, die Herr Heimwald in dieſem geheimnißvollen Drama zu ſpielen durch den Zufall oder die Vorſehung berufen war. Wir alle waren des Glaubens, gedungene Meuchelmörder im franzöſiſchen Solde hätten den unglücklichen Mann getödtet, ganz wie man es in alten italieniſchen Geſchichten lieſt, daß ſich die Fürſten durch den Dolch der Bravis ihrer Gegner entledigt.“

„Nun, nun? Ein neuer Incidenzpunkt?“

Der Geheime fuhr von ſeinem Stuhle auf, und

Magdalene hatte ihr Nähzeug in den Schoß ſinken laſſen.

„Ein Vorfall, der alle dieſe Vermuthungen umwirft. Bei einem übelberüchtigten Bauer aus der Umgegend Gmundens iſt die Börſe des Ermordeten gefunden worden. Wie ſo oft verrieth ſich auch diesmal der Mörder ſelbſt. In der Trunkenheit zeigte er den Zechenden einen Napoleonsd'or. Das erweckte Verdacht, man durchſuchte ſeine Hütte, unter Reiſig und Lumpen verſteckt fand man die rothſeidene Börſe Bourdon's mit Goldſtücken angefüllt."

„Welche Fügung Gottes!" rief Armhart.

Magdalene hatte ſich ganz zu dem Erzähler umgewendet.

Vittorio gefiel der Ton des Geheimen nicht, er hörte einen leiſen Zweifel heraus; oder war es nur ſein argwöhniſches Gemüth, das bei den Andern ſein eigenes Mißtrauen vorausſetzte?

„Natürlich", fuhr er fort, „hat der Verbrecher hartnäckig geleugnet; er will die Börſe an einem Ort, der weit entfernt von dem Schauplatz der Unthat liegt, gefunden haben. Es iſt beinahe lächerlich, ſolche Lügen nachzuſprechen. Eine rothſeidene geldſchwere Börſe auf freiem Felde!"

„So machen es alle. Glauben, ſie könnten die hochlöbliche Obrigkeit betrügen. Sitzt doch feſt — der Uebelthäter?“

„Feſt in Linz in Gewahrſam, obwohl der Freiherr von Puchheim, ſein Gutsherr, ſehr eifrig für ihn eintrat und vorſtellte, daß der Mann wirr im Kopfe ſei und nicht für zurechnungsfähig gelten könnte.“

„Ei, ei, ein verwickelter Criminalfall! Da wird der Herr Heimwald vor Gericht als Zeuge erſcheinen müſſen.“

„Ich kam eben, um unter andern Geſchichten ihm auch dieſe merkwürdige Wendung des Abenteuers mitzutheilen.“

„Das wird er ſich nicht haben träumen laſſen, daß ſeine Gutthat an dem armen Bourdon ſolche Belohnung finden würde. Es iſt für Niemand, und für den Unſchuldigen ſchon gar nicht, angenehm, mit der Juſtiz zu thun zu haben. Die Verbrecher kennen die Dame und wiſſen, daß ſie wie jedes Frauenzimmer ihre ſchwache Seite hat. Wird übrigens eine erfreuliche Nachricht für den franzöſiſchen Herrn Geſandten geweſen ſein. Hatte dieſer Mord doch die ſchlimmſten Gerüchte hervorgerufen, die boshafteſten Zungen hier in Wien entfeſſelt.“

„In der That? Ein ſo unbedeutendes Ereigniß! Ich ſehe davon ab, daß Jean Bourdon Ihr Freund“ — er legte den eigenthümlichſten Ton ſeiner Stimme auf dies Wort — „der Vertraute des Grafen Wolfsegg.“

„Nur in Geſchäftsangelegenheiten“, beeilte ſich der Secretarius einzufallen, „ganz und gar in Geſchäften, wegen der lothringiſchen Güter der Gondrevilles.“

„Haben ſie noch Beſitzungen in Frankreich? Ich dachte, dieſelben wären alle längſt als Nationalgüter verkauft worden.“

„Und vielleicht gekauft mit öſterreichiſchen Ducaten“, ſchmunzelte Armhart. „Mein Herr Ritter Zambelli, in Revolutionszeiten! Was iſt da mein, was iſt dein? Iſt es Eigenthum, iſt es Diebſtahl? Man kann Kronen rauben, Schlöſſer kaufen — Alles im Wirbelwind, der die Erde noch einmal ſo raſch als ſonſt dahinreißt und Menſchen, Häuſer und Reiche kopfüber ſtürzen läßt. Aber endlich, ſagt ſich der Weiſe, ermüdet auch der ſchnellfüßige Achilles, auch die gewaltigſte Bewegung läßt nach — einmal, Herr Ritter, wie herrlich auch der Tag war, wird's Abend —“

„Und dann beſinnt ſich die Welt auf ſich ſelbſt, und gemeſſen kehren die Dinge zu der alten Ordnung zurück.“

„Nicht alle! Behüt' es Gott! Einige ſind darüber ins Nichts gefallen.“

„Aber bis dahin —“

„Richtig! Bis dahin muß es den Herrn der Welt verdrießen, wenn man — wie ſagten Sie doch?

— in einem ſo unbedeutenden Vorfall, wie es die Ermordung eines Reiſenden auf der Landſtraße iſt, ſeine Hand erkennen will.“

„Hat das Gerücht ſich ſo hoch hinauf verſtiegen? Ach, mein werther Herr Secretarius, wie blind und abergläubiſch, wie verſtockt in ihren Vorurtheilen ſind doch die Menſchen!“

„Ja, ja, die Philoſophie kann noch ein Jahrhundert aufräumen und wird immer noch für ihren Beſen zu kehren finden. Hatten wegen des Geredes in den Zeitungen eine böſe Stunde auf der Hofkanzlei. Waren der Herr General Andréoſſy in ungnädigſter Laune. Hoffentlich ſchlägt die Aufklärung, die nun gegeben werden kann, Alles nieder — kein politiſcher, ein einfacher Raubmord. Noch dazu von einem Irrſinnigen ausgeführt. Es ſteckt Schnee in der Luft, und unter der Schneedecke wird Manches begraben. Wie nahm denn der Herr Graf Wolfsegg die Entdeckung auf?“

Dabei ſchenkte er die Gläſer wieder voll, wie Vittorio dachte, um ſich nicht in die Augen blicken zu laſſen.

„Der Herr Graf Wolfsegg“, lächelte er, „hat ein undurchdringliches Geſicht und, wie es in der Ode des Horaz heißt, dreifaches Erz um die Bruſt. Sie werden das beſſer kennen, aus langjähriger Bekanntſchaft.

Der Graf iſt ein vollendeter Diplomat und ein ausgezeichneter Schachſpieler. Wer auf dem Schachbret Sieger bleibt, hat auch auf andere Siege Ausſicht. Schade, daß er ſich aus dem Staatsdienſt zurückgezogen.“

„Seine großen Güter“, wendete Armhart ein. „Und dann, es iſt kein Geheimniß, mit dem Freiherrn von Thugut und dem Grafen Cobenzl konnte er ſich nicht zuſammenſpannen laſſen. Dem einen war er zu voreilig und zu freiſinnig, der andere war ihm zu weichmüthig und zu undeutſch!“

„Er lebt ſich nun ſelbſt in heiterer Muße, in frei gewählter Beſchäftigung. Die Demoiſelle ſieht ihn öfters?“

Er hatte ſich zu Magdalenen hinübergeneigt.

„Der Graf gibt uns zuweilen die Ehre ſeines Beſuchs“, antwortete ſie erröthend.

„Ein leutſeliger Herr, ohne allen Stolz, der treue Dienſte nicht vergißt, wie es leider Fürſten nur zu oft thun ſollen!“

„Nun, nun!“ meinte der Geheime und drehte die Daumen um einander.

Vittorio ſtutzte; hatte er mit ſeinem Gemeinplatz, den er abſichtslos, nur um etwas zu ſagen, hingeworfen, einen wunden Fleck berührt? Gedanke fügte ſich ihm raſch zum Gedanken. Was hatte der Graf in dieſem Hauſe ſo angelegentlich zu ſuchen? Woher ſeine Freundſchaft für den blonden Egbert, ſeine Beziehungen zu den Armharts? Richtig, noch vor kurzem hatte Antoinette mit einer gewiſſen Bitterkeit auf die Gänge des Oheims nach dem Rennweg zu den Saleſianerinnen angeſpielt, die Marquiſe gar ſich zu dem Ausdruck „bürgerliche Liaiſons“ hinreißen laſſen. Er hatte dieſe Aeußerungen damals auf die Höflichkeit und Gunſt gedeutet, die Wolfsegg den beiden jungen Männern erwieſen, und auf die Verſtimmung der ariſtokratiſchen Damen darüber. Lag ihnen jedoch eine ernſtere Thatſache zu Grunde? Gab es hier eine geheime Verbindung, die der Familie mißfällig war, deren Kenntniß man in einer guten Stunde gegen den Grafen ausbeuten konnte?

Wie lange war Vittorio ſchon auf der Fährte nach einer ſolchen Kunde! Bot ſie ſich ihm hier unerwartet dar?

Sein Wirth hatte ihm Zeit gelaſſen, dieſe Gedankenkette zu ſchließen. Er hatte ſein Glas ausgetrunken und einen flüchtigen, von dem Ritter nicht unbemerkten Blick nach ſeiner Tochter gerichtet. Magdalene ſchien wieder ganz mit ihrer Arbeit beſchäftigt zu ſein und der Unterhaltung keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Von der Höhe, auf die ſie Vittorio wegen der Fremdartigkeit ſeines Weſens erhoben hatte, war er herabgeſtiegen; wie klug Alles ſein mochte, was er ſagte, ſie hatte mehr erwartet, einen angenehmen Schauer, eine phantaſtiſche Geſchichte. Dazu drängte ſich ein geliebteres Bild in das Gemach und warf ſeinen Schatten zwiſchen ſie und den Fremden. Mit jeder verrinnenden Minute kam Egbert näher; mein Egbert, flüſterte ihr Herz. Schärfer horchte ihr Ohr in die Dunkelheit der Gaſſe hinaus, nach dem fernen Rollen eines Wagens, als nach dem politiſchen Discurſe hin, den die Männer führten. Sie gönnte ihrem Vater einmal das ſeltene Vergnügen, innerhalb „ſeiner vier Pfähle“, frei von dem Zwang und Staub der kaiſerlichen Kanzleiſtube, ſeine Meinung über den Weltlauf an den rechten Mann zu bringen. Das fühlte ſie als Tochter eines „Geheimen“, der unter Thugut und Cobenzl Depeſchen geſchrieben und geleſen in gar mancherlei Sprachen und Chiffern, heraus, daß in dem Ritter etwas Diplomatiſches ſtecke.

„Nun“, wiederholte Armhart, „eine Hand wäſcht die andere. Ein gutes Sprichwort. Ich, meine Frau und die Magdalene, wir ſind dem Herrn Grafen ſehr obligirt. Iſt zu uns immer Huld und Gnade geweſen, beſonders ſeit die Leni ſo groß und ſo hübſch geworden.“

„Warum ſchiebt er nur ſeine Tochter in den Vordergrund?“ fragte ſich Zambelli. „Will er mir ein Liebesabenteuer vorſpiegeln? Der Graf in ſeinen Jahren, der ſich in der Vorſtadt ein Liebchen hält? Und dies Mädchen?“

Er beobachtete ſie von der Seite; vornüber, auf ihr Nähzeug geneigt, ſaß ſie im Halbdunkel, nur die eine Seite ihres Geſichts war heller beleuchtet, ihr blondes Haar glänzte. Wie ein goldiger Schimmer umflog es zuweilen ihr Haupt. In allen ihren Bewegungen kamen mit der Schönheit ihrer Formen der Adel ihrer Seele, eine ſüße Anmuth, die ſie verklärte, ohne daß ſie es ahnte, unwillkürlich und anſpruchslos zum Ausdruck.

„Sieht eine Sirene ſo aus?“ ſann Vittorio und ſagte laut:

„Irre ich nicht, Herr Secretarius, ſo hörte ich den Grafen erzählen, daß Sie aus ſeinem Dienſt in den des Staates übergegangen ſind.“

„Richtig, in einen höhern, in keinen beſſern. Aus der Villa des Mäcenas in die Schreibſtube des Tiberius.“

„Das iſt ein gutes Wort. Der Freiherr von Thugut ſoll mehr als einen Zug von Tiberius gehabt haben.“

„War ein verſchlagener, durchgreifender Mann, ein geſchickter Miniſter, dem es nie an Auskunftsmitteln fehlte und der vor keinem zurückſcheute. Einen Despoten haben ſie ihn geſcholten. Die Heiligen wiſſen's, iſt der Bonaparte kein Despot? Ich kam 1793 ins Amt auf die Fürſprache des Herrn Grafen, die Leni lernte eben plappern, hauptſächlich wegen meiner Kenntniß des Franzöſiſchen."

„Der Herr waren in Frankreich?"

„Mit dem Grafen, zwei Jahre und länger in Paris, vom Herbſt 1789 bis in den März 1792, tolle Jahre! Die Jugend behauptet zwar, es könne gar nicht toller in der Welt zugehen als heutzutage, aber das iſt ein Irrthum, ſage ich, ein Irrthum. Wenn plötzlich fünfundzwanzig Millionen Menſchen anfangen, ſtatt auf den Füßen, auf den Köpfen herumzuſpazieren, das iſt ein Schauſpiel!"

„Ich glaub' es Ihnen gern. Dieſer Beginn einer neuen Weltepoche, dies Morgenroth muß berauſchend auf die Zeitgenoſſen gewirkt haben; entzündet doch jetzt noch ſein letzter ſchwacher Abglanz alle Herzen mit wunderbaren Flammen."

„Ça ira!" rief der Geheime und trank das dritte Glas. „Und es rumorte nicht allein in dem großen Hauſe, das wir Staat nennen, es polterte und lärmte in allen Schlöſſern, in allen Hütten. Bruder, Schweſter: damit fielen Menſchen, die ſich nie vorher geſehen hatten, auf offener Straße ſich in die Arme. Alle waren Bürger und Bürgerinnen. Des ewigen Friedens, der Freiheit und der Verbrüderung goldenes Zeitalter dämmerte auf. Viele Wandlungen macht der Menſch im Leben durch — muß ſie durchmachen, weil der Hunger den Papagei ſprechen lehrt. Aber das Gedächtniß jener Tage wird ſich aus der Seele Keines verlieren, der ſie erlebt hat, in welche Geſtalt ihn auch die Götter bannen mögen. In ſeinem Herzen zittert das citoyen nach, und wenn er ein hübſches Frauenzimmer ſieht, fühlt er ſich gedrungen, ihr den Arm anzubieten: citoyenne!"

Zambelli lächelte, drückte über den Tiſch hin verſtändnißinnig dem Secretarius, deſſen kleine Augen liſtig und lüſtern funkelten, die Hand und blickte verſtohlen nach dem Fenſter hin. Der Stuhl ſtand noch dort, aber er war leer. Lautlos hatte Magdalene das Gemach verlaſſen. Freilich, er war ganz Auge und Ohr für den Alten geweſen, den der Wein zum Plauderer machte. War in dieſem Wein Wahrheit oder ein ſinnberückender Rauſch? Dies Mädchen, das ſo wunderſam durch dieſe halben Enthüllungen, halben Verſchleierungen hinglitt, liebte es der Graf? Anfangs war es dem Ritter unmöglich erſchienen, jetzt ſchwankte er ſchon. Aehnliche Beiſpiele fielen ihm manche ein.

„Die franzöſiſchen Soldaten thun ja das Ihre, dieſe Erinnerungen und ihre ſchöne Sprache nicht bei uns ausſterben zu laſſen“, ſagte er. „Vor vier Jahren zu dieſer Zeit waren ſie in Wien —“

„Und im nächſten Jahre“, wisperte Armhart, „um dieſe Zeit haben wir ſie wieder in Wien? Hm, iſt's nicht Ihre Ueberzeugung?“

„Ich bin kein Freund der Politik des Grafen Stadion“, entgegnete Zambelli ausweichend. „Man ſollte mit dem Kaiſer Napoleon um jeden Preis Frieden und Freundſchaft halten. Er iſt das Genie des Jahrhunderts und wird den Bau einer neuen Welt vollenden. Bei meiner tiefſten Hochachtung vor dem Grafen Stadion —“

„Ja, Hochachtung, Bewunderung!“ rief der Geheime mit ſchwimmenden Augen. „Er iſt mein erlauchter Chef, einer aus der ehemaligen reichsfreien Ritterſchaft, deren ſich Gott und Napoleon endlich in Gnaden erbarmt haben!“

„Mir ſcheint es nicht der höchſten Klugheit zu entſprechen, eine einzelne Nationalität, wie die deutſche, gegen das Weltreich des franzöſiſchen Kaiſers in den Kampf zu führen. Aus allen europäiſchen

Völkern ſoll ein Volk werden. Ein neuer Karl der Große —"

„Cäſar und ſein Glück!" ſchenkte Armhart den Reſt der Flaſche ein. „Cäſar und ſeine Genoſſen in der Nähe und in der Ferne! Gar manches Lebensſchiff ſegelt hier in Wien mit dem Winde von Paris."

„Es iſt ja ſtadtkundig, daß die Pläne und Rüſtungen unſerer Regierung dem Kaiſer Napoleon mitgetheilt werden. Die neugebackenen Majeſtäten von Baiern und Würtemberg haben ihre Späher hier."

„Sollen aber ſchlecht bezahlt werden. Verrathen rechts, verrathen links. Wiſſen hier genau, wie's bei den beiden Kartenkönigen ausſieht", ſchmunzelte Armhart.

Es war etwas in dem Manne, das Vittorio verführte.

„Vielleicht bezahlt der Meiſter beſſer", flüſterte er.

In demſelben Augenblick aber bereute er auch ſchon die vorſchnelle Aeußerung. Der Andere hatte den Ausdruck ſeines Geſichts verändert, flüchtig und doch genügend, um Vittorio zu beunruhigen. Was bedeutete dies Aufleuchten?

„Wird hier Komödie geſpielt, und biſt du ſeit einer halben Stunde der Gefoppte?"

„Er lebt nur einmal und wir auch", meinte Armhart und betrachtete tiefſinnig die leere Flaſche. „Ausgegoſſen wird Alles — er gießt jetzt den Wein der Revolution über Europa aus, den Wein und die Hefen. Iſt eine einzige Frage, wie lange bleibt der Kellermeiſter nüchtern? Denn ſteigt auch ihm der Weindunſt zu Kopfe, ſo ſpringen die Fäſſer, es brechen — Horch, ein Wagen! Was iſt das für ein Angſtgeſchrei?“

„Der Wagen hält.“

Vittorio war aufgeſtanden und hatte Hut und Mantel ergriffen, froh, in ſchicklicher Weiſe ein Geſpräch abbrechen zu können, das für ihn immer unheimlicher wurde.

„Sie bekommen Beſuch, Herr Secretarius. Ich rette mich.“

„Nicht doch! Es werden die jungen Leute ſein, Herr Heimwald, den Sie aufſuchen wollten, und Herr Spring. Werden tüchtig erfroren ſein und der Stärkung bedürfen. Wenn ich bitten darf, Herr Ritter, bleiben wir zuſammen, alle vier — ein gemüthlicher Abend. Der Wein iſt da, aber ob wir morgen noch da ſein werden? Pulvis et umbra sumus. Staub und Schatten!“

Nichts konnte Vittorio in ſeiner Stimmung ungelegener kommen als dieſe Einladung. Schon die

Ausſicht, Egbert begrüßen zu müſſen, war ihm verdrießlich; es hatte ſich eben Alles anders geſtaltet, als er bei ſeinem Eintritt in das Haus es vorausgeſehen. Der Zufall hatte ſeinen ganzen Plan verrückt und andere Vorſätze, andere Abſichten in ihm reifen laſſen. Ihm war die Laune verdorben, zu ſeinem Ausgangspunkt zurückzukehren.

Indeſſen wuchs das Geſchrei und Gelärme im Hauſe. Die Dienerſchaft lief die Treppen auf und nieder. Auch in einem der Nebenzimmer ward es laut.

„Was gibt es? Ein Unglück! Doch nicht Herr Heimwald?“

„Meine Frau“, lispelte der Geheime, als wäre es ein großes Geheimniß, dem Ritter zu.

„Auch die noch!“ dachte Zambelli. „Das iſt zu viel.“

Mit einigem Ungeſtüm entriß er ſich den Händedrücken und Verſicherungen, welch eine hohe Ehre es ihm geweſen, beinahe der Umarmung des Geheimen. Schon hatte er die Thür geöffnet, als Armhart die Hand auf ſeine Schulter legte und ihm zuflüſterte:

„Wie viel zahlt der Meiſter für die nächſte Frühjahrscampagne, vorausgeſetzt, daß er heil und geſund aus der ſpaniſchen Hölle herauskommt?“

„Vielleicht ertrinkt er im Styx“, erwiderte Vittorio außer ſich — er war der feſten Ueberzeugung, daß der Andere ſein Spiel mit ihm treibe — „und die Welt hat das Nachſehen.“

Er eilte die Treppe hinunter, in der Hoffnung, mit einer raſchen Wendung an der Thür Egbert’s unbemerkt vorüberzuſtürmen. Sein Unſtern wollte es, daß die Thür nicht nur weit geöffnet war, ſondern daß auf dem Vorraum unter den Mägden und Dienern Egbert, Befehle ertheilend, ſtand.

„Lauf’ zum Doctor“, ſagte er zu dem Hausmeiſter, „er ſoll ungeſäumt —“

Indem ſtieß Vittorio in ſeinen Mantel eingehüllt auf ihn.

„Ich bin’s“, ſprach der Welſche, mit raſcher Geiſtesgegenwart den Mantel vom Geſicht nehmend und dem ſtutzenden Egbert die Rechte entgegenſtreckend. „Sie entſinnen ſich noch —“

„Gewiß! Herr Ritter Zambelli! In meinem Hauſe!“

„Und wollte zu Ihnen. Ich habe oben bei dem Herrn Geheimſecretär eine Weile geſeſſen.“

„Mich erwartend? Zu viel Güte! Ein Geſchäft, in dem ich Ihnen dienen könnte —“

„Nicht doch! Am wenigſten in dieſer Friſt. Sie treffen von einer Reiſe ein, überdies erfüllt ein Unglücksruf das Haus; ich will nicht hoffen, daß Ihnen ſelbſt oder Ihrem Freunde —"

„Nein und ja, wie man es nehmen will. Wir haben eine Bettlerin überfahren."

„Die Arme! Iſt ſie gefährlich verwundet?"

„Sie liegt betäubt da. Zum Glück war es dicht vor unſerm Hauſe, wo der Unfall geſchah. Wir konnten ſie hineintragen, dort drinnen iſt ſie gebettet. Die Demoiſelle Armhart verſucht, ſie wieder ins Leben zurückzurufen. Aber muß mir das jetzt erſt einfallen!"

Er ſah aus, als geſchähe ihm eine Offenbarung.

„Welch ein Zuſammentreffen! Sie müſſen die Verunglückte gleichfalls kennen — von Gmunden, vom Schloſſe des Grafen her. Die braune Chriſtel!"

Vittorio empfand ein jähes Zucken des Herzens. „Es iſt gut, daß er in dieſer Dunkelheit deine Geſichtszüge nicht unterſcheiden kann", ermuthigte er ſich im Stillen.

„Das geſtörte Mädchen? Die Waldläuferin?" fragte er ungläubig und ſeine Stimme zum mindeſten zitterte nicht. „Wie käme die nach Wien? Wär's möglich! Daß Sie nur keine Aehnlichkeit täuſcht!"

„Schauen Sie ſelbſt."

Egbert zog ihn in das Zimmer, unwiderſtehlich, wie einer, der unter der Gewalt einer ſtärkern, ihm unbewußten Macht handelt.

Auf dem Kanapee lag die braune Chriſtel im zerriſſenen braunen Rock, mit herabhängenden Strümpfen, in zertretenen Schuhen. Auf ihr Geſicht fiel der Glanz vieler Kerzen. Wohl war ſie's, nicht der leiſeſte Zweifel blieb dem Ritter, wenn er überhaupt je einen gehegt hatte. Vor ihr knieend war Magdalene beſchäftigt, ihr das Blut abzuwaſchen, das aus einer Stirnwunde floß. Sonſt glich das Mädchen mit ihrer ſchlaff herabhängenden Hand, ihren geſchloſſenen Augen einer Lebloſen.

„Hab' ich mich getäuſcht?“ fragte Egbert halblaut, auf der Schwelle ſtehend, Vittorio.

Der ſchüttelte den Kopf.

„Wie geſchah's?“

„Ein dichter Nebel hüllt draußen Alles ein. Der Kutſcher fuhr in wilder Haſt die Gaſſe daher; trifft ihn ein Vorwurf oder hat die Unglückliche das Rollen des Wagens überhört? Plötzlich erſchreckt uns ein herzzerreißender Schrei. Wir ſpringen heraus und heben ſie vom Pflaſter auf. Sie muß mitten auf der Gaſſe geſtanden haben.“

„Im Anſchauen der Fenſter dieſes Hauſes verloren“, ging es durch Vittorio's Seele.

„Merkwürdig!“ ſagte er.

„Und liegt nun regungslos da“, vollendete Egbert. „Ich halte die Verletzungen, die ſie an Kopf und Schulter davongetragen, nicht für gefährlich, aber wer iſt in ſolchen Fällen des Ausgangs ſicher?“

Er war mit Vittorio an das Kanapee getreten. Als Magdalene die Nähe des Fremden fühlte, fuhr ſie ſcheu aus ihrer Stellung empor.

„Darf ich Ihr Werk der Barmherzigkeit fortſetzen?“ fragte Vittorio.

Schweigend ließ ihn Magdalene walten. Mit der Hand zog er ein paar Striche durch die Luft, kreuzweiſe über Kopf und Bruſt der Betäubten. Auf die Stirnwunde preßte er ein naſſes Tuch, legte dann ſeine Rechte auf die Herzgrube Chriſtel's und ſchien, tief zu ihr hinabgeneigt, ihre Athemzüge zu belauſchen. Oder flüſterte er ihr ein Wort zu, das den Zauberbann der Ohnmächtigen löſte? Seine Bewegungen, ſeine geheimnißvolle Weiſe übten, gleichviel, ob ſie auf einer höhern Erkenntniß beruhten oder die Kunſtgriffe eines gewitzten Gauklers waren, eine feſſelnde Wirkung auf die Anweſenden. Ein Unſichtbares ſchien durch das Gemach zu fluten.

„Sollte er ein Magnetiſeur ſein?“ flüſterte Egbert dem Freunde zu, der mit Verbandzeug im Arm aus dem nächſten Zimmer trat.

Indem rief Magdalene:

„Sie ſchlägt die Augen auf!

Die braune Chriſtel richtete ſich in die Höhe, fuhr mit der Hand nach der Stirn — Vittorio's Augen wurzelten gleichſam in den ihren. Magdalene war es, als lispelte das fremde Mädchen: „Du biſt's!“ Aber mit einer ſchnellen Wendung hatte ſie Vittorio von dem Kanapee zurückgedrängt, und ſie wich gern, ihr flößte der Wunderthäter Furcht ein.

Chriſtel war wieder zurückgeſunken, der Ritter hielt noch eine Weile ſeine Hand auf ihrem Herzen, als wolle er es erwärmen. Darauf wiederholte er ſeine Züge und Striche, grüßte Magdalene und näherte ſich Egbert.

„Sie können ohne Sorge ſein, Herr Heimwald, es iſt nichts. Verbinden Sie ihr die Wunden und Schrammen, ſie wird einen langen Schlaf thun und geſund daraus erwachen.“

„Sie haben ſie magnetiſirt?“

Vittorio wich aus.

„Ich habe in Mailand einen berühmten Arzt dieſe Manipulationen mit Erfolg anwenden ſehen.“

„Ich danke Ihnen für die Hülfe, die Sie uns geleiſtet, Herr Ritter.“

„Nichts als Menſchenpflicht! Die Arme thut mir doppelt leid. Ihr Vater iſt gefänglich eingezogen.“

„Ihr Vater? Weswegen?“

„Ein anderes Mal erzähle ich es Ihnen. Aber es wäre gut bei ihrem aufgeregten Zuſtande, wenn ſie nichts davon erführe.“

„Verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde ſie behüten.“

„Sie wollen ſich der Bettlerin annehmen?“

„Sie iſt und wird in meinem Hauſe bleiben. Ich verſpreche es Ihnen, Herr Ritter! Das arme Ding! Sie ſoll nicht zur Landſtreicherin werden.“

Eine Einwendung ſchwebte Vittorio auf den Lippen, aber er unterdrückte ſie. Welches Recht hatte er, eine edle That durch ſeine Bedenken zu hindern?

„Gute Nacht!“ ſagte er, ſich in ſeinen Mantel hüllend.

Es fror ihn, trotz der Wärme im Gemach.

„Was haben Sie?“ forſchte Egbert, der ihn die Treppe hinunterbegleitete.

„Ein Bild glitt mir vorüber. Wenn ſie nun von den Rädern Ihres Wagens zermalmt worden wäre?“

„Ich danke dem Himmel, daß er es glücklicher gefügt.“

„Und zuletzt geht doch der Wagen des Imperators über uns alle dahin! Gute Nacht!“

Zweites Kapitel.

Durch das graue Haus ging noch ein geſpenſtiſcher Hauch, abergläubiſch ziſchelte ſich die Dienerſchaft in die Ohren von dem Magier, der ſie eben verlaſſen. Selbſt Egbert und Hugo hatten ihr Erſtaunen, ihre Betroffenheit noch nicht ganz überwunden.

Draußen in der öden Gaſſe ſchritt indeſſen der Zauberer dahin, unſtät, unruhig, unzufrieden mit ſich ſelbſt, in dem wallenden Nebel, nach dem Glacis der innern Stadt zu. Sein Weg lief beinahe im Dunkeln, nur ſelten fiel von einer matt brennenden Oellampe ein fahler Schein in die Straße. Von einem Gefühl des Triumphes über den Erfolg ſeiner Kunſt war nichts in Vittorio's Seele. Eher ſchien die Furcht ſeinen Fuß zu beflügeln, als fühle er den Athem einer verfolgenden Furie im Nacken, als ängſtigten ihn die Geſtalten, die ſich jetzt aus dem Nebel zuſammenballten, jetzt wieder formlos darin zerfloſſen. An der Schwarzenbergiſchen Gartenmauer entlang, über die kleine Brücke des Wienfluſſes; erſt jenſeits hielt er in ſeinem haſtigen Laufe inne.

Die Gedanken, die ſich ihm mehr und mehr ordneten, hemmten ſeine Eile.

Hatte er vorhin, ohne ſich Rechenſchaft abzulegen, unter dem Einfluß guter oder böſer Mächte gehandelt? War es klug, das Mädchen in dem Hauſe eines Mannes zu laſſen, den er haßte, wegen ſeines Geſichts, von dem erſten Eindruck her, aus unerklärlicher, aber deſto heftigerer Abneigung haſſen mußte? Und hatten ſich zu dieſer Empfindung nicht ſchwerwiegende Gründe gefügt, die dieſe ſtille Feindſchaft früher oder ſpäter zu einem Kampf auf Tod und Leben machen würden? In deſſen Obhut war fortan die braune Chriſtel.

Wenn Nachgedanken eine raſche That aufheben könnten, wie gern hätte Vittorio das Mädchen Egbert wieder entriſſen! Aber, ſagte er ſich ſelbſt zur Entſchuldigung, was hätteſt du thun ſollen? Sie mit dir führen? Es wäre nicht ohne Aufſehen möglich geweſen; welchen Verdacht hätte es erweckt! Wohl war ich der Magnet, der ſie aus ihrem Walde hierher zog, allein

Niemand weiß darum und ſie wird ſich hüten, ihr Geheimniß zu bekennen. Ihr Geheimniß — wer hieß ſie mich lieben? That ich das Geringſte dazu? Eine Bettlerin, eine Tolle, die mir nachläuft, ſich wie eine Klette oder eine Schlange an mich ſchmiegt — wäre ſie todt! Ich habe ihr nichts Beſſeres zu wünſchen.

Und wohin hätte ich ſie führen ſollen? Seit ich wieder in Wien bin, umſchleichen mich die Späher Stadion's. Ahnen ſie meinen geheimen Verkehr mit den Franzoſen? Welche frechen Worte wagte der Geheimſchreiber zu mir! Sagte er mir nicht offen ins Antlitz: Du biſt ein Verbündeter Andréoſſy's, ein Diener Napoleon's?

Bah, ſie prahlen mit ihrer Vaterlandsliebe und ſtellen ſich ſtolz und breit vor den Spiegel, um ihre eigene Uneigennützigkeit zu bewundern, und ſind doch nichts als Creaturen Englands. Sie nehmen engliſches Gold, ich franzöſiſches — ich glaube, Vortheil und Ehre ſind auf meiner Seite. Was ſchiert mich ihr Kaiſer Franz? Was iſt mir ihr Oeſterreich, ihr deutſches Vaterland? Ich bin ein Italiener, der große Napoleon iſt mein Landsmann, der Befreier Italiens. Er iſt ein Halbgott, ſie ſind Pygmäen unter ſeinen Füßen. Aber ſie durchſchauen mein Spiel, bis zu dieſem Armhart iſt eine Kunde davon gedrungen.

Hätte ich mich mit der Dirne umherſchleppen ſollen? Sie hätte erſt recht die Spione an meine Ferſen geheftet. Wenn man ſie als Landſtreicherin verhaftet, mein Einfluß wäre nicht hinreichend geweſen, ſie aus dem Gefängniſſe zu befreien. Befragt, ernſthaft unter Drohungen befragt, was würde ſie geantwortet, in welche Schlingen durch ihre Unerfahrenheit ſich verſtrickt haben! Sich ſelbſt — das ginge noch; ſo oder ſo, dem Verderben wird ſie doch nicht entrinnen! Aber mich ſelbſt —

Das war ein Gedanke, den er nicht ausdenken mochte.

Nein, ſein Dämon hatte ihn gut berathen. In Egbert's Hauſe war ſie am unſchädlichſten. Bei dem Apotheker iſt das Gift am ſicherſten bewahrt. In die Wohnung eines angeſehenen, reichen, unbeſcholtenen Bürgers dringt die Polizei nicht, noch ſtört ſie ſeine Geheimniſſe auf. Gegen Egbert aber, ſelbſt gegen den Grafen Wolfsegg wird die Chriſtel auf ihrer Hut ſein, vor ihnen wird ſie ſich nicht verrathen. Und bin ich denn nicht da? Zu jeder Stunde werde ich ihr ein Zeichen geben, ihren Willen lenken können. Sie werden ſich nicht getrauen, das Mädchen ganz meiner Macht zu entziehen. Es iſt etwas in mir, was ſie fürchten. Leicht würde der Kampf mit mir nicht ſein. Ich habe auch in ihre Karten geſehen und weiß, daß falſche darunter ſind.

Was ſucht Wolfsegg in dem bürgerlichen Hauſe? Nicht Heimwald, den Armharts gelten ſeine Beſuche. Dieſe Leute leben über ihre Verhältniſſe. Wo hab' ich doch gehört, daß der Geheime in einem Hinterzimmer der „Kugel“ Pharo ſpiele? Die Tochter hat eine gute Erziehung erhalten und geht in ſchönen Kleidern einher. Woher? Von den Einkünften des Amtes? Von den Sporteln, die nebenher fallen, von gelegentlichene goldenen Handdrücken? Nein, die Hauptquelle iſt diß Schatulle Wolfsegg's. Aber warum, warum? Die Worte des Alten ſpielten um eine Liebesgeſchichte. Aber welcher Vater geſtände ein ſolches Verhältni ſeiner Tochter ein, ſo cyniſch ein? Wie konnt' ich nur einen Augenblick mich in einem ſo groben Netze fangen laſſen!

Antoinette und die Marquiſe vermuthen etwas Aehnliches. Gewiß, der Alte ſtreut das Gerücht aus — falſche Lichter, um uns von dem Wege zur Wahrheit fortzulocken. Wo iſt die Wahrheit? Forſcht der Graf bei dem Geheimen nach den Abſichten und Plänen der Miniſter? Es wäre verlorene Mühe, da er alle Staatsgeheimniſſe aus Philipp Stadion's eigenem Munde hören kann. Sind ſie doch ein Herz und eine

Seele, beide ſich mit denſelben Entwürfen zum Sturz Napoleon's tragend. Und in dieſen Entwürfen, welche Rolle kann ein Schreiber ſpielen? Ein Copiſt, nichts mehr! Nein, der Staat, die Politik zieht den Grafen nicht dorthin.

Ein häusliches, ein Familiengeheimniß? Um das die eigene Schweſter nicht weiß, nicht wiſſen ſoll! Iſt es jung, iſt es alt? Gras iſt noch nicht darüber gewachſen, ſonſt hätte der Graf die Verbindung fallen laſſen. Da ſchläft etwas — wer es zu erwecken vermöchte! Dem Namenloſen einen Namen zu geben! In Paris waren beide zuſammen, im Jahre 1790, glaub' ich, ſagte Armhart. Und ſcheinen toll und luſtig dort gelebt zu haben. Unter den Jakobinern. Das Ça ira fiel dem alten trunkenen Schwätzer ein. Ça ira auf ſolchen Lippen! Ja, dort liegt's! In jenem Jahr, in Paris iſt die Verbindung geſchloſſen worden, eine feſte, unzertrennliche, zwiſchen Wolfsegg und Armhart. Aus dem Herrn und dem Diener ſind zwei Verbündete geworden. Vielleicht Mitſchuldige. Treibt mich doch Alles nach jener Stadt; der Ehrgeiz, die Hoffnung, nein, die Gewißheit, unter den Augen, in der Nähe des Kaiſers mein Glück zu machen; jetzt noch die Ausſicht, meine Rache befriedigen zu können. Oho, bedenke es wohl! Den Grafen verderben, würde dir das die Hand und das Herz Antoinettens gewinnen helfen?

So grübelnd war Vittorio durch das Kärntnerthor geſchritten und befand ſich nun in dem Gewühl, dem ſtürmiſchen Hin- und Hertreiben der innern Stadt, in den engen Gaſſen, wo er bei der Dunkelheit, in dem Nebelgewoge, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Außenwelt richten mußte, um hier einem Wagen, dort einem eilig Daherſtürmenden auszuweichen. Die erleuchteten Fenſter dieſes und jenes Hauſes, deſſen Bewohner er kannte, das Geraſſel der Räder, die unaufhörlich fortzurollen ſchienen, das Geſumme der an einander vorübergehenden, ſich drängenden, an den Ueber- nnd Durchgängen der Straßen zum Graben und nach dem Stephansthurm hin ſich ſtauenden Menſchen lenkten ſeine Gedanken gewaltſam von der Betrachtung ſeines Innern ab. Das Labyrinth des Lebens war ſo unerforſchlich wie das ſeiner eigenen Seele. In beiden herrſchte eine finſtere unheimliche Gewalt: draußen der Zufall, drinnen die Luſt am Böſen.

In der Biſchofsſtadt Trient, wo welſches und deutſches Weſen ſich noch berühren, ſteht ſtattlich und düſter der Palaſt der Zambelli. Seit hundertund dreißig Jahren war das Haus im Beſitz des Geſchlechts, das viele Güter in der Umgegend, bis tief in das

Lombardiſche hinein, die ſeinen nannte. Aber ſo glänzend der Palaſt ausſah — er iſt im Stil Palladio's, der dem nahen Vicenza das unvergängliche Gepräge ſeines Geiſtes und ſeiner Kunſt aufgedrückt hat, in der Spät-Renaiſſance von Georg Fugger erbaut worden — bei den Nachbarn hatte er einen böſen Ruf. Die wollten wiſſen, daß Dämonen darin hauſten, und wer in der erſten Vollmondnacht daran vorübergehen mußte, betete ein Vaterunſer und ſchlug ein Kreuz. Bei dem Volke von Trient hieß das Haus der Teufelspalaſt. Dieſen ſchlimmen Namen verdankte es dem Großvater Vittorio's, der ſeinerzeit für einen Geiſterbeſchwörer und Alchymiſten gegolten. Ob er den Teufel in Wahrheit citirt, das wußten ſeine Erben nicht, aber deſto ſicherer, daß er auf ſeinem geheimnißvollen Feuerherd ſein und ihr Vermögen in Rauch hatte aufſteigen laſſen.

Schon Vittorio's Vater hatte mit unſaglichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Heirath mit einem reichen deutſchen Fräulein aus dem Meraner Thal half anfangs den ärgſten Bedrängniſſen ab, aber eine große, von Jahr zu Jahr wachſende Familie brachte neue Verlegenheiten. Im öſterreichiſchen Staatsdienſt wurden einige der Söhne verſorgt; dem älteſten ſollten die tiefverſchuldeten Güter und mit ihnen die Ausſtattung zweier Schweſtern zufallen; einer widmete ſich dem geiſtlichen Stande. So war gleichſam die Theilung der Erde ſchon vollzogen, als Vittorio geboren wurde. Auf den Rath eines entfernten Verwandten, der in dieſem Falle ſeine Verwendung und ſeine Hülfe anbot, beſchloß man, den Jüngling in den Malteſerorden treten zu laſſen. Um den Orden ſterben zu ſehen, kam Vittorio nach Malta.

Wenige Monate nach ſeiner Ankunft erſchien Napoleon Bonaparte auf ſeinem abenteuerlichen Zuge nach Egypten mit der franzöſiſchen Flotte vor der Inſel und zwang den letzten Großmeiſter Hompeſch zur Abdankung, zur Uebergabe der ſtarken, von Osmanenſchaaren ſo oft und immer vergeblich umſtürmten Feſtung. Die Ritter zerſtreuten ſich, die meiſten betrachteten ihr Gelübde für gelöſt. Vittorio war noch nicht einmal feierlich in den Orden aufgenommen worden.

Arm, ohne Stellung, wie er ausgezogen, kehrte er heim. Auch nicht die unbedeutendſte Gelegenheit, ſein Schwert zu ziehen, hatte der junge Ritter gefunden. Er trat in die öſterreichiſche Armee; ſchien doch das Waffenhandwerk das einzige, das ihm eine Ausſicht bot. Aber das Lächeln des Glücks blieb aus. An einem untergeordneten Platze, in traurigen Garniſonen an der türkiſchen Grenze, in Siebenbürgen lebte er hin. Ein- und ein andermal kam er vor den Feind, in Scharmützeln und Gefechten, wo keine Ehre noch Auszeichnung zu erwerben war. Die Kameraden liebten ihn nicht; er war ihnen zu fein und höfiſch, der Oberſt verwünſchte ſeine boshafte Zunge. Damals hatte Vittorio noch nicht Mäßigung, Geſchmeidigkeit und Verſtellung gelernt; ſein heißes Blut riß ihn zu unbeſonnenen Reden und leidenſchaftlichen Thaten hin. Es gab Liebeshändel, Spielſchulden, Zweikämpfe.

In dem wüſten Garniſonsleben, unter halb barbariſchen Stämmen, verwilderte ſein Sinn; mit ſeiner Verachtung der Menſchen ſtieg ſeine Bewunderung der Gewalt. In dieſem elenden Leben war Alles ſchal, nichtig, hohl, bis auf den Reichthum und die Macht. Der Reiche kauft nicht nur jeden Genuß, er vermag auch die unendliche gähnende Langeweile durch einen beſtändigen Wechſel des Genuſſes zu erheitern; er erwirbt nicht das Glück, aber doch die Möglichkeit, es auf allen Wegen zu ſuchen. Und wie der Reiche über die Güter der Erde verfügt, ſo der Mächtige über die Meinung der Menſchen. Er trotzt ihrem Haſſe, er ſtraft ihre Keckheit. Aus der irdiſchen Bedürftigkeit, dem Staub und dem Jammer erhebt er ſich als Halbgott, wie in der Sage Hercules, wie in der Wirklichkeit Napoleon. Aber nicht jeder Oberlieutenant, der in einem weltverſchollenen Flecken über Machiavelli's

„Fürſten“ brütet und im Geiſte jedes Moralgeſetz mit Füßen tritt — als wäre dies die nothwendige Vorſtufe zum zukünftigen Tyrannen — wird darum ein ſiegreicher Feldherr, erſter Conſul, Imperator.

Nach dem Presburger Frieden ſchied Vittorio aus dem öſterreichiſchen Heere — aus einer Armee, ſagte er verächtlich, in der noch immer, trotz aller empfangenen Demüthigungen, Unfähigkeit und adeliger Geburtsſtolz ſich um die Herrſchaft ſtreiten und keine Stelle für wahres Verdienſt iſt. Er ging zur rechten Zeit, behaupteten dagegen die Feinde des Ritters, um einer ſchmählichen Entlaſſung zuvorzukommen.

Eine Weile tauchte Vittorio in der namenloſen Menge unter. Plötzlich erſchien er am Hofe des Vicekönigs von Italien in Mailand, angeblich, um einen Proceß ſeiner Familie wegen ihrer lombardiſchen Güter zu beſchleunigen. In jenen Kreiſen, die zur Hälfte aus neuen Menſchen, aus Emporkömmlingen der Revolution und des Feldlagers beſtanden, machte der junge Mann mehr Glück als bei den öſterreichiſchen und ungariſchen Magnaten. Hier billigte und theilte Jeder ſeine Anſichten. Den Frauen gefiel ſeine Schönheit, die Melancholie ſeines Weſens; die Männer lobten an ihm die raſche, vorurtheilsloſe, zugreifende Weiſe des Handelns.

Die ſeltſamen Geſchichten, die er ihnen aus den Grenzlanden, aus der Moldau, Walachei und Serbien, von den ewigen Kämpfen zwiſchen Chriſten und Türken, aus Zigeunerdörfern und ungariſchen Adelsſchlöſſern, von Hexen und Vampyren erzählte, reizten ihre Neugierde um ſo ſtärker, weil ſie glaubten, daß der nächſte Feldzug ihres Kaiſers ſie in dieſe Gegenden, vielleicht nach Konſtantinopel führen würde.

Nach einigen Monaten kehrte er in die Hauptſtadt Oeſterreichs zurück. Einen Grund, warum er Mailand verlaſſen, warum er keine Stelle im Hofdienſt Eugen's geſucht, gab er nicht an.

„Ich bin ein Weltwanderer“, antwortete er denen, die ihn heftiger mit Fragen beſtürmten, „mich befriedigt keine Ehre, mich feſſelt kein Ort. Was iſt Glück, was iſt Ruhe? Ich weiß es nicht. Hin und her treibt es mich, ohne Wahl und ohne Luſt. Ach, nicht hinter dem Reiter ſitzt die ſchwarze Sorge, in und mit mir ziehen Verdruß, Entnüchterung, Ekel!“

Zwar brachten dieſe Reden dem Ritter zumeiſt nur ein ſpöttiſches Lächeln oder den Vorwurf geckenhafter Uebertreibung ein, aber allmälig halfen ſie um ihn einen eigenen Dunſtkreis verbreiten. In der Luft der Zeit lag eine tiefe Verſtimmung, eine ſchmerzliche Enttäuſchung.

Wie die Anhänger der alten Ordnungen ſich durch den Fall und die Entthronung der berühmteſten Fürſtenhäuſer, die Unterdrückung der deutſchen Reichsritterſchaft, den Umſturz der weltlichen Macht der Kirche in ihren heiligſten Gefühlen verletzt, in allen Hoffnungen grauſam enttäuſcht ſahen, ſo auch die Schwärmer für Freiheit und Gleichheit, die Bewunderer der Revolution. Sie hatten, als Bonaparte ſich zum Dictator und Kaiſer aufſchwang, einen neuen Hof, einen neuen Adel um ſich ſchuf, denſelben Himmelsſturz erlebt, wie die Herren und Damen der frühern Herrlichkeit. Johanna Roland war der Königin Marie Antoinette, der Jakobinerclub den Geſellſchaften von Trianon nachgeſtürzt. Dieſer allgemeinen Dumpfheit und trägen Verſtimmung, da ein Daſein, das kein Morgen zu haben ſchien, werthlos und zwecklos war, der Weltverzweiflung lieh Vittorio einen Ausdruck. Außer den Urſachen, die mehr oder minder Jeden beunruhigten und quälten, nagten an ihm Armuth und Ehrgeiz.

Wer ihn vor Jahren gekannt und das Ehemals mit dem Heute verglich, hätte wohl ſeine Stellung in der Geſellſchaft und den raſchen Lauf ſeines Glückes beneidet. Denn Vittorio Zambelli war in den vornehmſten Häuſern zu finden. Niemand konnte ſagen, wie er eigentlich dorthin gekommen. Man hatte ihn hier und da geſehen und ſich verpflichtet gefühlt, ihn auch in ſeinen Kreis zu ziehen. Das ſtand in der Meinung dieſer erleſenen und auserwählten Geſellſchaft feſt, daß er zuerſt in den Salons des ruſſiſchen und franzöſiſchen Geſandten eine Rolle geſpielt.

Männer, die, wie der Graf Wolfsegg, ein langes Gedächtniß hatten, entſannen ſich, ihm hier begegnet, hier durch die Wirthe ſelbſt auf ihn aufmerkſam gemacht worden zu ſein. Aber die Herkunft aus dieſen Kreiſen heftete ihm zugleich einen unvertilgbaren Makel an. Er hat ſich an Rußland verkauft und arbeitet ihm die Pläne zur Eroberung des türkiſchen Reiches aus, ſagten die Einen; nein, behaupteten die Anderen, der Kaiſer Napoleon beſoldet ihn, um über die Rüſtungen Oeſterreichs, über die Veränderungen in unſerem Heere, über das Gehen und Kommen der preußiſchen und deutſchen Tugendbündler genaue Berichte zu erhalten, beſſere, als ſie ihm ſein Geſandter verſchaffen könnte. Vielleicht, und mit dieſem Wort ſchloſſen die Witzbolde den Streit, da beide Kaiſer jetzt gute Freunde ſind und dieſelben Pläne verfolgen, halten ſie ſich ihn wie eine gemeinſchaftliche Geliebte, für den einzelnen iſt er zu theuer.

Längſt bewegte ſich Vittorio in der Geſellſchaft als gleichberechtigtes Mitglied, man fragte nicht mehr, woher er gekommen, allein der Vorwurf blieb. Es wäre ebenſo vergebliche Mühe geweſen, eine beſtimmte, greifbare Thatſache für eine ſolche Beſchuldigung anzuführen, als denjenigen zu bezeichnen, der ſie zuerſt ausgeſprochen. Vittorio war nun einmal in Aller Augen ein gefährlicher Mann, ein Abenteurer, ein Spion. Nur ſchadeten der Zweifel und die Furcht, mit denen er betrachtet wurde, ſeinem Anſehen bei den Wenigſten; in einer Epoche voll ſo jähen und gewaltigen Wechſels waren die ſtillen Tugenden der Entſagung, der Ehrlichkeit in der Geltung geſunken, Muth und Liſt, jede Art kriegeriſcher Tüchtigkeit geſtiegen. Der war des Preiſes würdig, der erobern konnte, gleichviel ob Kronen oder Marſchallsſtäbe, Geld oder Frauen.

So reichlich floſſen dem Ritter die Geldmittel nun freilich nicht, wie ſie ihm das Gerücht zuſchrieb. Aber er verſtand es, den Schein des Reichthums um ſich zu verbreiten. Es wurmte ihn, daß der Graf und Andere um ſeine mißlichen Umſtände wußten. In ihrer Gegenwart konnte er dann wohl mit einem gewiſſen Stolz den Bettlermantel zur Schau tragen. Zuweilen, inmitten des Glanzes und der Fülle, die ihn auf ihren Schlöſſern umgaben, überkam ihn das bittere Gefühl des Neides und ſchärfte ſeine Zunge, daß er in Zorn und Weltverachtung es dem Timon gleichthat. Für diejenigen indeſſen, die ſeinen Verhältniſſen nicht auf den Grund ſahen, liebte er es, die Maske des Verſchwenders vorzunehmen. Er ging in den feinſten Kleidern und hielt ſich prächtige Pferde. Wo er in der Oeffentlichkeit auftrat, pflegte er die Gulden nicht ängſtlich zu zählen.

Woher ſeine Einkünfte kamen? Ob Frankreich und Rußland die Koſten dieſes bald glänzenden, bald dunklen Lebens beſtritten, ob ein hohes und meiſt glückliches Spiel die Leere ſeiner Börſe wieder anfüllte: das blieb Vittorio's Geheimniß.

Durch Wagen und Menſchen, durch das Gewirr der kleinen Gaſſen, die vom Stephansdome nach dem Graben führten, hatte ſich der Ritter hindurchgearbeitet und raſtete, den Mantel dicht um ſich geſchlagen, vor der wunderlichen Dreifaltigkeitsſäule, die der Kaiſer Leopold I. zur Erinnerung an die Befreiung Wiens von der Peſt hat aufrichten laſſen: ein figurenreiches, wildbewegtes Sculpturwerk im Barockſtil.

Von den beiden Springbrunnen, die rechts und links von der Säule ſich erhoben, war in dem Nebelgrau nichts zu gewahren. Die in langen Zwiſchenräumen aufgeſtellten Laternen vermochten mit ihren Oellampen kaum auf die Entfernung weniger Schritte die Dunkelheit zu erhellen. Von den Fackeln der Diener, die auf den Trittbretern der Hofcarroſſen und der herrſchaftlichen Wagen ſtanden, fiel im Vorüberfahren ein glührother Schein über alle Gegenſtände.

„Irr' ich mich?“ ſagte, als von vier Pferden gezogen, eben eine ſtattliche Carroſſe hart an der Säule vorübergeſauſt war, ein Mann, der zu Zambelli getreten. „Aus Malta?“

Es mochte ein Erkennungszeichen ſein.

„Sie ſind's, Anacharſis?“

„In leibhaftiger Geſtalt. Ich ſuchte Sie in Ihrer Wohnung auf.“

„Das war nicht vorſichtig. Wenn man Sie erkannt hätte, einen Secretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft —“

Die Unterredung ward halblaut in franzöſiſcher Sprache geführt, und als ſei dies der Vorſicht noch nicht genug, verließen ſie ihren Standort, wo ſie den Vorübergehenden hätten auffallen können, und ſchlenderten langſam den Graben entlang, dem Kohlmarkt zu.

„Sie ſind zu ängſtlich. Man hat uns in Geſellſchaft oft zuſammen geſehen. Bah, wenn es ſich noch wie in dem großen und ſchrecklichen Jahre 1793 um den Kopf handelte! Aber was hätten Sie zu verlieren?“

„Was mir gerade ſo lieb und werth iſt, wie Ihnen Ihr Kopf, Anacharſis“, erwiderte Vittorio.

Sein Begleiter zuckte die Achſeln.

„Es lebe der Tod! Ihr habt noch keine Revolution durchgemacht; Ihr ſingt noch Opernarien, wo wir nur ein Lied kennen, die Marſeillaiſe.“

„Zur Sache, beſter Freund!“ mahnte der Ritter. Ihm war die rohe Weiſe des alten Jakobiners unangenehm, aber er konnte die geheime rechte Hand Andréoſſy's nicht von ſich ſtoßen. „Sonſt bleiben wir in der Revolution ſtecken und kommen niemals zum Kaiſerreich. Uebrigens haben Sie ja der Politik abgeſchworen.“

„Die Dirne paßt nur für die jungen Leute. Ich bin in Ihrem Umgange vor der Zeit alt und grau geworden. Auch iſt Alles, was jetzt geſchieht, eitel Firlefanz im Vergleich zu unſern Thaten. Geld, Wein, Weiber: das iſt die letzte Weisheit. Aber Sie, Herr Ritter, haben noch gute Beine, Sie können der Politik nachlaufen.“

„Wenigſtens laufe ich nun ſchon zehn Minuten vergebens mit ihr.“

„Sie ſollen meine Neuigkeiten wiſſen. Es ſind vortreffliche für Sie! Heute Nachmittag iſt ein Kurier bei Andréoſſy angelangt aus Paris mit Depeſchen vom Kaiſer. Der muß jetzt ſchon in Spanien ſein. In der Michaeler Hofkirche können ſie ein De profundis anſtimmen, mit den Spaniern iſt es aus. Der kleine Corporal wird nur ſeinen grauen Hut zu ſchwenken brauchen — eins, zwei, drei — und die Kerls ſammt ihren Mönchen und Heiligenbildern fliegen auf wie die Sperlinge.“

„Sie wollten von mir reden, Anacharſis“, drängte Vittorio, der mit allgemeinen politiſchen Auseinanderſetzungen an dieſem Abend ſchon überreichlich geſättigt war.

„Von Ihnen, jawohl! Ihre Berichte ſind angekommen, geleſen, gebilligt worden. Talleyrand iſt entzückt von Ihrem Scharfblick —“

„Und ſo weiter! Talleyrand!“ In dem Ton klang die Enttäuſchung wieder.

Anacharſis lachte: ein breites Geſicht mit buſchigen Augenbrauen, großem Mund und ſinnlichen Lippen, das jetzt den Ausdruck einer gewiſſen verſchmitzten Gutmüthigkeit annahm.

„Sie ſind nicht zufrieden? Wär's auch nicht! Denn Sie haben ſich in der bewußten Angelegenheit nicht ſchlecht bewährt.“

Durch welche Pfützen muß doch der Ehrgeizige! Und darf nicht mit den Wimpern zucken! Dieſes Lob aus dem Munde eines ſolchen Plebejers, die Beſchützerrolle, die er ſich anmaßte! Es kochte in Vittorio's

Herzen, und doch ſchloſſen ſich ſeine Lippen feſt zuſammen, ſeine Haltung blieb dieſelbe höfliche, geſchmeidige.

„Der Kaiſer“, fuhr der ehemalige Jakobiner fort, „iſt ganz meiner Anſicht über Ihre Talente. Er hat einige Worte über Sie in die Mittheilungen der Depeſche einfließen laſſen, ſehr ſchmeichelhafte Worte; Andréoſſy ſelbſt will ſie Ihnen berichten und Ihnen zugleich einen Brillantring überreichen, ein Geſchenk des Corporals. Das Beſte ſpar' ich zuletzt auf: er will Sie ſehen, Sie kennen lernen.“

„Der Kaiſer — mich?“

„Thaut das Eis? Das iſt doch eine Nachricht, die zu überbringen ſich lohnt. Er wird Gefallen an Ihnen finden, das italieniſche Blut wird ſich nicht verleugnen. Wie lange noch und der Ritter Zambelli —“

„Still doch! Keinen Namen!“

„Meinetwegen, ohne Namen! Sie werden noch Graf, Herzog — was weiß ich! Wir Alten vom Stamme 1793 verſchmähen das Geflunker, wir bleiben in unſern Holzſchuhen.“

„Weil ihr zu plump ſeid, andere zu tragen“, dachte Vittorio. Laut ſagte er:

„Sie ſollten Ariſtides heißen, Ariſtides der Uneigennützige.“

„Keinen Spott, junger Herr! Ihr ſeid die Trunkenen, wir die Ernüchterten. Für Euch hat der Kaiſer ſeine Ehren, Titel, Marſchallsſtäbe und Kreuze, für uns ſeine Goldſtücke. Uneigennützigkeit, Mäßigkeit, Gerechtigkeit, die Tugenden ſind mit Robespierre geſtorben. Das Geld und die Weiber —“

„Er will mich ſehen“, kam Vittorio wieder auf das große Wort zurück. „Wo, wann, wie kann ich zu ihm?“

„Nicht heute, nicht morgen! Das Hemd iſt ihm näher als der Rock. Das Hemd iſt jetzt Spanien, der Rock Oeſterreich. Aber ſie brauen dort oben in der Burg Krieg, und was der Rock iſt, wird das Hemd werden. Dann hat Ihre Stunde geſchlagen, Verehrteſter. Dann auf nach Paris!“

„Werden ſie mich ziehen laſſen?“

„Die Herren Oeſterreicher? Kaum. Sie müſſen ihnen einen Streich ſpielen und ſich gemächlich aus den ſchwarzgelben Kreiſen entfernen.“

„Und einer guten Aufnahme in St.-Cloud wäre ich ſicher?“

„Sie können es aus Andréoſſy's Munde noch einmal vernehmen, wenn Ihnen meine Bürgſchaft nicht genügt.“

„Ein Mißverſtändniß, Anacharſis! Keinen Augenblick zweifle ich an Ihrer Freundſchaft und Wahrheit. Aber der Herr hat ſeine Launen. Stößt er mich zurück, ſo bin ich in Paris und in Wien unmöglich.“

„Ja, als wir gegen die Tuilerien vorrückten, damals, am zehnten Auguſt 1792, ein wunderbarer Tag“ — als wolle er dem Gedächtniß dieſes Tages ſeine Reverenz bezeigen, griff er an ſeinen Hut — „wußten wir auch nicht, ob wir ſie ſtürmen oder todt davor liegen bleiben würden. Welche Bedenklichkeiten!“

„Jeder hat ſeine Art.“

Vittorio ſtand ſtill. Es war am Eingang der Herrengaſſe.

„Sie haben dorthin Geſchäfte?“

„Ja!“

„Ich ſtöre nicht länger. Auf Wiederſehen, junger Freund! Von heute ab in drei Tagen in dem rothen Zimmer der „Kugel“?“

„Wenn es Ihnen angenehm iſt, Anacharſis.“

„Und mit einem Mémoire? Es drängen ſich viele Engländer und Preußen ſeit einigen Tagen an den Grafen Stadion; die Kaiſerin, das Schwein Kutſchera und der Eſel Baldacci bearbeiten den guten Mann dort —“

Er zeigte nach den Fenſtern der Burg.

„Es wäre uns lieb, Näheres zu erfahren.“

„Ich werde mein Möglichſtes thun, dem Kaiſer zu dienen.“

„Erſt uns, dann ihm. Leben Sie wohl, Chevalier! Halt, das hatt' ich vergeſſen.“

Und er langte einen ſchmalen Papierſtreifen hervor.

„Aus der Polizeipräfectur. Die Perſonalien des Herrn Benjamin Bourdon. Ich empfehle ſie Ihnen zur Prüfung. Haha, der Bonhomme Jean Bourdon! Nun lacht er nicht mehr.“

Im Nebel war er verſchwunden.

„Der Aufdringliche, der freche Plebejer!“ grollte es in Vittorio. Er ſchüttelte ſich wie einer, den der Widerwille zu übermannen droht, aber zugleich fühlte er ſich wie von einer mächtigen Kraft in die Höhe gehoben. Der Kaiſer hatte über ihn geſchrieben; wiegt das kleinſte Lob eines ſolchen Mannes nicht den Zuruf einer halben Welt auf? Selbſt wenn Anacharſis übertrieb, um von ſeiner Wichtigkeit eine größere Vorſtellung zu erwecken, die Thatſache blieb. Ein neuer Schritt vorwärts auf der Bahn des Glückes war gethan.

„Sie ſollen nicht immer ſo vornehm abweiſend auf mich herabſehen, dieſe Wolfseggs. Es wird nicht immer der Wahnſinn eines Thoren ſein, wenn Vittorio Zambelli um Antoinette wirbt. Jetzt verachten ſie mich; kehre ich im Gefolge Napoleon's zurück —“

Er unterbrach die Stimme, die in ſeinem Innern ſo redete. Wie er dahin gekommen, wußte er nicht, aber er ſtand vor dem wohlbekannten Hauſe des Grafen Wolfsegg, gegenüber der Pfarrkirche der Schotten, da, wo die Herrengaſſe in die Freiung mündet. Eine Laterne brannte vor dem Portal. Bei ihrem Licht las Vittorio den Zettel, den Anacharſis ihm vorhin übergeben. Der Inhalt rief einen Gedanken in ihm wach, der, ſeit er Heimwald verlaſſen, auf dem Grund ſeiner Seele geſchlummert und nur von andern, ſtärkern ſo lange zurückgehalten worden war. Das Papier ſorgfältig verbergend, ſchritt er durch das Portal. Die Diener ſchienen nicht ganz einig, was ſie auf ſeine Frage: ob er den Herrn Grafen Wolfsegg oder den Marquis von Gondreville ſprechen könne? antworten ſollten. Der Ritter machte ihrer Verlegenheit ſchnell ein Ende: oder ob er es wagen dürfe, noch bei den Damen einzutreten?

Die Damen waren zu Hauſe und bereit, ihn zu empfangen.

Wenigſtens eine: Antoinette. Vittorio ſegnete im Stillen ſeinen Stern.

„Die Männer“, dachte er, „ſitzen in einem Hinterzimmer mit Ruffo und Pozzo di Borgo, mit Bathurſt und Raſumowsky zuſammen und ſtürzen auf dem Pa=

pier den Kaiſer; die Mutter will ſich nicht im Hauskleide überraſchen laſſen. Eine kurze Weile mit ihr allein. Kurz? Wiegen dieſe Augenblicke, die ſo voll, ſo erfüllt und durchgeiſtigt ſind, nicht die leeren Stunden auf, die eine nach der andern träge aus dem unerſchöpflichen Born der Ewigkeit rinnend unſer Leben und ſeine Qual ausmachen?"

Zwiſchen Antoinette und Vittorio waltete eine geheime, uneingeſtandene Sympathie. Dieſelbe Unzufriedenheit mit den Verhältniſſen, die ſie umgaben, ein ehrgeiziges Streben, eine innere Ungenügſamkeit hatten beide einander genähert. Durch die Dichtung der Zeit, durch alle höher begabten Geiſter und tiefer empfindenden Herzen ging der romantiſche Bruch zwiſchen Wirklichkeit und Ideal. Da ſie oft im geſellſchaftlichen Treiben zuſammentrafen und in Rede und Widerrede ſich berührten, ahnten ſie bald die geheime Wahlverwandtſchaft ihrer Seelen. Von ihrer Seite kam der Zauber der Schönheit, von ſeiner der phantaſtiſche Schein hinzu, der ihn zugleich verſchleierte und verklärte. Eine Beziehung zwiſchen ihnen, ein Band war ſchon geknüpft, ehe ſich Antoinette deſſen bewußt geworden.

Der Aufenthalt auf dem Schloſſe am See mit all den gefährlichen Reizen ländlicher Vergnügungen, des Sichzuſammenfindens im Walde und Garten, des

Gedankenaustauſches bei lieblichen oder ſchrecklichen Naturſchauſpielen wurde ſo gleichſam nur der letzte Einſchlag des Gewebes. Arglos hatte Wolfsegg ſelbſt dazu beigetragen, die Fäden dichter in einander zu weben; ein leichtes Spiel der Galanterie ſollte den Ritter feſſeln und ſeine Aufmerkſamkeit von den politiſchen Verhandlungen und Ränken abziehen, die rings um ihn her geſponnen wurden. Nach dem Grundſatz, daß im Kriege jedes Mittel erlaubt ſei, hatte der Graf die Anmuth und den Geiſt ſeiner Nichte als Hülfstruppen verwendet. Er war überzeugt, daß Antoinette zu viel Klugheit und Adelsſtolz beſäße, um ſich je in einer unedlen und thörichten Leidenſchaft für einen ruhmloſen Abenteurer zu verlieren.

Wenn es ſich in dieſem Verhältniß nur um die Liebe Antoinettens gehandelt, ſo mochte die Rechnung ſtimmen; aber ſie war ohne Vittorio gemacht worden.

Einmal der jungen Gräfin ſo nahe, fing der Ritter an, ſie mit andern Augen zu betrachten als früher, mit Augen, die ſchon wärmer ſprachen, heißer begehrten, je mehr ſie den Einfluß bemerkten, den ſie auf die Phantaſie Antoinettens gewannen.

Langſam, aber gewiß würde ſie ſeinem magnetiſchen Einfluß unterliegen: in dieſem Sinne richtete Vittorio ſein Betragen ein.

Mit der Ueberlegenheit ſeines Verſtandes, der Macht ſeiner Einbildungskraft verband ſich die Ritterlichkeit ſeines Auftretens, die Feinheit ſeiner Rede und die Kunſt, noch tiefer und bedeutſamer zu erſcheinen, als er war. Ihn dauernd feſtzuhalten, in das Innerſte ſeines Weſens zu dringen, mußte unwillkürlich den Witz und den Stolz eines geiſtvollen Mädchens reizen.

In einem kleinen Zimmer ſaßen ſie ſich gegenüber, ſie auf dem Kanapee, er auf einem Seſſel mit runder durchbrochener Rückenlehne. Eine behaglich milde Wärme, mit einem feinen Wohlgeruch gemiſcht, durchzog das Gemach. Die hellen Bezüge der Seſſel, des Sophas, die Vorhänge, die dicht geſchloſſen die Fenſter verbargen, das an den Geräthen vorherrſchende Weiß und Gold erhöhten das Lichte und Freundliche des erſten Eindrucks, den Vittorio empfand, als er aus dem feuchten kalten Nebel der Straße hier eintrat. In ihrem weißen Wollenkleid, das lang und glatt niederfloß, mit der kurzen Taille, den engen Aermeln und der blauen Schärpe, paßte Antoinette harmoniſch in den Rahmen dieſer Umgebung. Alles von einer gewiſſen prächtigen und doch ſtilvollen Einfachheit, welche die Antike nachzuahmen ſucht und dabei unmerklich in eine künſtliche Steifheit verfällt. Man hat die Buntheit, das Geſpreizte und Ueberladene der Rococotracht aufgegeben und ein idealiſches Gewand umgethan und iſt dennoch nicht zur ſchönen und freien Natur zurückgekehrt.

Die erſten Begrüßungen, Erkundigungen, Fragen und Antworten waren ausgetauſcht.

„Wo komme ich her, Gnädigſte?“ ſagte dann Vittorio. „Sie lachen mich aus? Als ob ich wichtig thun wollte! Nein, ich vermuthe nur, daß Ihnen die Antwort nicht unerfreulich ſein wird. Ich habe nämlich unſern neuen gemeinſchaftlichen Freund, Herrn Egbert Heimwald, aufgeſucht.“

„Heimwald!“ entgegnete ſie gedehnt.

Der Tiſch, auf dem der Armleuchter mit den drei Wachskerzen ſtand, war ſeitwärts aufgeſtellt und ſie ſaß im Schatten. Er konnte den Ausdruck ihres Geſichts nicht genau unterſcheiden.

„Mein Oheim“, fuhr ſie fort, da er eine weitere Aeußerung von ihr zu erwarten ſchien, „hat ihn, wie ich glaube, ſchon vermißt.“

„Vielleicht ich auch! Wer vermag ſich über die Bewegungen ſeines Herzens, über die geheimnißvoll wirkenden Kräfte des gegenſeitigen Anziehens und Abſtoßens Rechenſchaft zu geben! Die beiden jungen Männer mit ihrer friſchen Natürlichkeit haben es uns allen angethan. Es war doch, als kämen ſie aus einer andern, beſſern Welt.“

„Beſſern?“

„Mißfällt Ihnen das Wort? Die Kreiſe, in denen ſich Heimwald bewegt, ſind enger gezogen und liegen tiefer im Thal als die unſerigen. Dafür wohnt es ſich dort, nnter ſchattigen Bäumen, an Wieſengründen friedlicher als auf den ſteilen und kahlen Höhen der vornehmen Geſellſchaft. Die Wünſche ſind beſcheidener, das Gemüth ruhiger. Hat man nun gar, wie unſer Freund, ein gutes Loos aus der Schickſalsurne gezogen —“

„Ein Loos mit einem Hauſe in Wien, mit einem Landgut draußen, nicht wahr?“ lachte ſie, wie es Vittorio dünkte, nicht ohne Zwang.

„Spotten Sie nur, Gnädigſte! Ich verhehle es nicht, daß mir der Reichthum in jedem Stande als Grundlage eines ſchönen Daſeins gilt. Nur mit ihm läßt ſich das Leben vollkommen geſtalten und die Freiheit bewahren — die Freiheit der Geſinnung.“

„Strebt der Reiche nicht über ſeine Schranke hinaus wie der Arme? Und wenn er aus der Höhe, in die er ſich aufſchwingen wollte, zurückgeſchleudert wird, empfindet er den Fall weniger hart als ein Anderer?“

„Doch! Der Reichthum iſt ein weiches Polſterbett.“

„Der Ritter Zambelli, der einen Wiener Bürger und Hauseigenthümer beneidet!“

„Beneidet, Gnädigſte, iſt nicht der richtige Ausdruck. Ich bin nun einmal, was ich geworden, und könnte ſchwerlich in eine idylliſche Beſchränktheit zurück. Aber ich möchte als Egbert Heimwald geboren ſein. Wir ſind die Geſchöpfe der Umſtände, der Erziehung, der erſten Eindrücke. Mein Erbtheil ſind Armuth, Ehrgeiz, Unruhe; ſeines ein ſicherer Beſitz, ein umfriedetes Leben.“

„Und das Alles haben Sie bei einem kurzen Beſuche entdeckt?“

„Noch beſſer, ich habe Herrn Heimwald gar nicht zu Hauſe getroffen. Erſt als ich mich entfernen wollte, kam er vom Lande herein, mit ſeinem Freunde, dem luſtigen Schauſpieler. Er hat ſeinem Gaſte noch vor dem Eintritt der ſchlimmen Jahreszeit die Umgegend Wiens gezeigt. Das mag ihm auch als Entſchuldigung bei dem Grafen dienen.“

„Ich werde es dem Oheim mittheilen. In ſeiner Abweſenheit alſo —“

„Konnte ich ungeſtört das Haus anſchauen und meine Betrachtungen anſtellen, die, wie ich aus Ihrem Lächeln ſchließe, eine wunderlich ſentimentaliſche Färbung angenommen haben müſſen. Möglich, daß der Gegenſatz dieſes Lebens und des meinigen ſo ſtark war, daß er die Schwingungen meiner Seele aus Dur in Moll umwandelte; möglich, daß Alles ſich auf meine Führerin zurückführen läßt.“

„Führerin? Hat Herr Heimwald eine Verwandte bei ſich?“

„Ich weiß nicht, ob er mit der Familie Armhart — ach, da fällt mir ein, daß die Frau Marquiſe von den Armharts in meiner Gegenwart geredet.“

„Sie haben die Demoiſelle Armhart geſehen?“

Das geſtickte Kiſſen, auf dem Antoinettens Fuß in ſeinem zierlichen Schuh geruht, wurde heftig zurückgeſtoßen. Die Bewegung verrieth wider ihren Willen ihre innere Aufregung dem beobachtenden Vittorio.

„Ein ſchönes Mädchen, eine ſchlanke Geſtalt, mittelgroß, mit blonden Haaren und graublauen Augen, etwas Herbes und römiſch Strenges im Ausdruck.“

„Sahen Sie ihr ſo tief ins Geſicht?“ ſpottete Antoinette und ſpielte mit den Enden ihres blauen Shawls, den ſie maleriſch über die Schultern geworfen. „Und ihr Geiſt entſpricht gewiß ihrer Schönheit?“

„Es wäre Anmaßung oder Eitelkeit meinerſeits, nach einem ſo flüchtigen Geſpräch über den Verſtand und die Bildung der Demoiſelle Armhart urtheilen zu wollen, nach einem Geſpräch, gnädige Gräfin, das ſich nur um Aeußerlichkeiten und Alltägliches drehte.“

Und nun erzählte er, wie er in das Haus bei den Saleſianerinnen gekommen und Magdalene gefunden.

„Ihre Antworten waren voll Witz und Anmuth, und der Eindruck, den ich von ihr empfangen, wie ich ihn vorhin geſchildert, ein ſentimentaliſcher, wie in den Heldengedichten, wenn die irrenden Ritter fern von Königshöfen und Kaiſerſchlöſſern zu einem Hirtenmädchen kommen.“

Die Anſpielung, die in ſeinen Worten liegen ſollte, überhörte Antoinette; ihre Gedanken waren auf einen andern Punkt gerichtet.

„Ich möchte ſie ſehen“, ſagte ſie halblaut und zu ihm gewendet, indem ihr Tuch halb von ihrer Schulter zurückglitt, „dies Meerwunder oder dies Naturkind ſehen.“

„Um ein Mädchen wie tauſend andere aus dieſem Stande zu finden! Es iſt nichts Sonderbares an ihr, nichts, was die Aufmerkſamkeit der Gräfin Antoinette verdiente.“

„Und doch ſpricht der Ritter Zambelli, der ein größeres Stück Welt kennt und die erkannte tiefer verachtet als ich, mit ſolcher Begeiſterung von ihr!“

„Eiferſüchtig?“ fragte ſich Vittorio. Er war nicht

Geck genug, um dies Gefühl der Gräfin auf ſich zu beziehen. „Eiferſüchtig, weil Graf Wolfsegg — “

„Es war ja nicht die Erſcheinung dieſes Mädchens allein, Gnädigſte, die meine Gedanken aus dem Wirbel der Weltbewegung in die Stille der Idylle entrückte. Sie half nur das Bild vollenden. Und daß eine Art Zauber um jenes Haus ſchwebt, beweiſt ein beſſerer, erfahrenerer Mann, der von ſeinen Stimmungen nicht ſo abhängig iſt wie ich — Ihr Oheim, der Herr Graf.“

„Mein Oheim! Ja ſo.“

Sie erkünſtelte eine Gelaſſenheit, die ſie längſt verloren.

„Er ſucht den jungen Heimwald öfters auf, wohl auch die Armharts. Der Mann war eine Zeit lang ſein Secretär. Wurde von ihm geſprochen?“

In Vittorio's Herzen regte ſich das Mitleid. „Warum ängſtigſt und quälſt du dies ſchöne Geſchöpf?“ Aber die Selbſtſucht ſiegte. „Du mußt wiſſen, was hier vorgeht, was hinter der Bühne, die ſo glänzend und heiter ſich aufbaut, tragiſch ſich abſpielt.“

„Von dem Herrn Grafen? Es war nicht meine Schuld, daß die Rede auf ihn kam. Der Herr Secretarius erzählte von ihm, noch ganz Bewunderung und Dankbarkeit.“

„Der Graf hat ihm ſein einträgliches Amt verſchafft — der treuen Dienſte wegen —“

Sie zog ihren Shawl wieder höher und feſter.

„Ohne Zweifel!“

Eine bedenkliche Pauſe trat ein. Ihr Blick ruhte auf ihm, forſchend, prüfend, ob er etwas verſchweige, ob ſie ſich weiter vorwagen dürfe. In ſeinem bronzenen Geſicht, das, von einem ſchrägen Lichtſtrahl getroffen, in der dunklen Umrahmung ſeiner ſchwarzen, leicht gekräuſelten Haare noch ernſter und düſterer ausſah als im Schein des Tages, rührte ſich nichts. Eine gleichmäßige Ruhe war über ſeine edlen Züge ausgebreitet. Die Wimpern hielt er tiefer und dichter über die Augen geſenkt, als müſſe er ſo das Feuer derſelben behüten oder ſeine Nachbarin vor dem böſen Blick bewahren.

„Ihre Schilderung hat meine Neugier auf das höchſte geſpannt“, ſagte endlich Antoinette, „und wenn ich eine Thorheit begehe, tragen Sie die Mitſchuld.“

„Mit Ihnen? O, laſſen Sie mich die ganze Laſt übernehmen!“

„Die Demoiſelle Armhart —“

„Sie beſchämen mich, Gnädigſte! Was iſt mir dies Mädchen? In Ihrer Gegenwart —“

„In meiner Gegenwart?“ unterbrach ſie ihn ſtolz.

„Stellen Sie Vergleiche zwiſchen mir und einer Hirtin aus Arkadien — ſo ſagten Sie ja wohl vorhin? — an?“

Vittorio ſchlug die Wimpern auf und ließ einen ſeiner eigenthümlichen, düſtern und bannenden Blicke über ſie hingleiten. Dann erhob er ſich beinahe geräuſchlos, wie ein Schatten.

„Schweigend oder redend reize ich Ihren Unwillen, meine gnädige Gräfin, ein Mißverſtändniß drängt das andere. Vergeben Sie mir und laſſen Sie mich dieſe peinliche Stunde in der Zukunft nicht entgelten.“

„Ich bitte Sie, Herr Ritter. Wo ſind wir hingerathen? Ich bin böſe auf mich ſelbſt. Was hat uns nur in dieſe Verwirrung geſtürzt?“

„Ein Schatten. Wir haben Vorempfindungen von Ereigniſſen, die erſt in einer ſpäten Zukunft eintreffen; der Schatten, den ſie vor ſich herwerfen, beunruhigt uns. Es iſt nicht wahr, daß wir in der Körperlichkeit ganz befangen ſind und aus ihren Banden nicht heraus können; es gibt Fühlfäden unſerer Seele mit dem Unendlichen, in die unſichtbare Welt. Ihre Erregung, Gnädigſte —“

„Sie erſchrecken mich mit Ihrer Feierlichkeit! Meine Erregung wäre das Vorgefühl, daß mir von jenem“ — Mädchen, wollte ſie ſagen, aber ſie verbeſſerte ſich raſch — „von jenem Hauſe Unheil drohe?“

„Ob Heil, ob Unheil, das vermag Ihnen allein die innere Stimme zu offenbaren. Ich glaube nur, daß zwiſchen Ihnen und jenem Hauſe eine geheime, von Ihnen noch nicht gekannte Verbindung beſteht, die ſich früher oder ſpäter geltend machen wird.“

„Verhängnißvoll! Und wenn ich nun mit einem kühnen Griffe in die dunkle Zukunft hineingriffe?“

„Daran würde ich die tapfere Tochter der Wolfsegg erkennen.“

„Ich werde meinen Oheim bitten, uns einmal die Demoiſelle Armhart zuzuführen. Wenn er ſie ſeines Umgangs würdigt, kann er mir es nicht übel deuten, daß ich ſie kennen lernen will. Ja, das will ich! Widerſteht er, ſinne ich auf andere Mittel und Wege, meinen Zweck zu erreichen. Durch Sie, durch Herrn Heimwald. Ich bin in der Laune, mein Schickſal herauszufordern.“

„Ihr Schickſal? Das iſt nicht Ihr Ernſt. Wie können Sie Ihr Schickſal in dieſen Kreiſen ſuchen? Sie ſtammen von einem andern Stern.“

„Unſere Geſpräche am Traunſee!“

„Freilich; da wir beide müßig liegen, welch beſſere Beſchäftigung fänden wir, als Träumen nachzuhängen! Das Leben iſt ſchal, wenn man es an den unendlichen Möglichkeiten mißt, welche ſich der Phantaſie aufdrängen.

Das iſt ein Troſt für diejenigen, welche Vorurtheil oder Mißgeſchick zur Unthätigkeit verdammen, ſie flüchten aus der Wirklichkeit in das ſchönere Land der Träume. Ich ſtelle Sie mir oft als Fürſtin, als Kaiſerin vor.“

„Um mich als armes Edelfräulein in der Wirklichkeit wiederzufinden.“

„„Was war Joſephine vor zehn Jahren? Was Napoleon's Schweſtern?“

„Es hängt eben vom Boden, von Wind und Sonnenſchein ab, wie hoch die Bäume wachſen. Sie prieſen ja das Glück der Beſchränktheit. Wenn ich es damit verſuchte? Der Oheim predigt mir eindringlich genug dieſelbe Lehre. Und zuletzt? Was vermag ein Weib? Es muß ſich fügen und lernt es allmälig auch.“

„Bis der Wille das Muß zerbricht. Ich höre es nicht gern, daß große Frauen klein von ſich ſprechen. Sie ſind in ſo vielen Dingen begabter als die Männer.“

„Nur nicht auf dem Schlachtfeld. Und hier zu ſtehen, zu ſiegen, das iſt die Hauptaufgabe der Zeit geworden.“

„Wie lange noch? Bändigt der Kaiſer Napoleon jetzt die ſpaniſche Empörung, wer wird ihm widerſtehen?“

„Und von uns erwarten oder fürchten Sie nichts? Wir treten nicht in Ihre Berechnungen?“

„Oeſterreich wird immer die zweite Macht des europäiſchen Feſtlandes ſein. Warum ſich damit nicht begnügen? Der Herr Graf, der Miniſter Stadion, unſere erlauchte Kaiſerin, alle haſſen Napoleon und Frankreich. Aber wenn ſie nur in ihren Buſen greifen wollten; nicht den Kaiſer, den Sohn der Hölle, den Emporkömmling der Revolution haſſen ſie in Napoleon. Sie möchten zerſtören, was unzerſtörbar geworden iſt: die Gleichheit der Menſchen vor dem Geſetz, das Recht eines Jeden, nach der höchſten Würde zu ſtreben. Das iſt der Schluß der Revolution; ſie hat alle Bahnen, das ganze weite Kampffeld der Welt für jedes Talent frei gemacht. Hierin allein liegt der Grund der franzöſiſchen Siege. Erſt dieſer Tage habe ich wieder ein merkwürdiges Beiſpiel von der Freiheit, die man in Frankreich dem Genie gewährt, von der Vorurtheilsloſigkeit, mit der man es aus der Dunkelheit hervorzieht, von den Ehren, mit denen man es belohnt, geleſen.“

„Geleſen?“

„In einem ältern Blatt des Moniteur, aus dem Monat October. An ſich iſt es nur eine Thatſache unter tauſend ähnlichen; mir fiel ſie des Gegenſtandes und des Mannes wegen, um den es ſich handelt, beſonders auf. Aber Sie wiſſen vermuthlich ſchon — die Geſchichte des jungen Arztes Benjamin Bourdon.“

„Benjamin Bourdon?“

Antoinette war in der höchſten Spannung.

„Erzählen Sie doch! Benjamin, unſeres armen Bourdon einziger Sohn!“

„Der Name war es denn auch, der zuerſt mein Auge feſthielt. Seit dem Begräbniß in Gmunden will mir der Name Bourdon nicht mehr aus dem Ohre. Alſo der Sohn jenes Unglücklichen! Die Geſchichte iſt kurz. Im Moniteur hieß es: Benjamin Bourdon, aus Lothringen, der Sohn eines Bauers — und jetzt Leibarzt der Kaiſerin Joſephine, Offizier der Ehrenlegion.“

„Der Leibarzt der Kaiſerin? Davon hat Jean Bourdon nie zu uns geſprochen, und er liebte ihn doch ſo ſehr, er war ſo ſtolz auf ihn!“

„Bemerken Sie, welche Narren des Schickſals wir ſind! Am Tage, wo wir Jean Bourdon zur Erde beſtatteten, ſteht die Ernennung ſeines Sohnes im Moniteur. Der noch junge Mann iſt Regimentsarzt geweſen und hat ſich bei Eylau, während des furchtbaren Winterfeldzuges in Preußen ausgezeichnet. Gründe, die nicht näher angegeben werden — ich vermuthe, Abneigung gegen das Syſtem des Kaiſers — haben ihn zur Aufgabe ſeiner Stellung beſtimmt. Still und eingezogen lebt er in Paris, aber ſein Ruf als ausgezeichneter Magnetiſeur —“

„Was ſagen Sie!“

Antoinette konnte ihr Staunen, das ſowohl der Nachricht wie der Weiſe des Erzählers galt, nicht mehr unterdrücken.

„Sie glauben nicht an dieſe von Mesmer entdeckte Kraft? O, wenn ſie nur, von erfahrenen und trefflichen Männern angewendet, in allen Feinheiten ihrer Wirkung erſt erkannt ſein wird; ein Wunder wird ſich vollziehen, ein Umſchwung in der Heilwiſſenſchaft, in unſerer Kenntniß der Seele und des Körpers! Benjamin Bourdon führt durch Anwendung des Magnetismus einige glückliche Kuren aus, die das Gerücht zu Wunderkuren ausſchmückt. Eine beſonders, mit der in Paris ſehr bekannten und gefeierten Sängerin Athenaïs Dechamps, erregt ungemeines Aufſehen. Kurz, als die Kaiſerin infolge einer Erkältung mehrere Tage lang von den heftigſten Kopfſchmerzen und einem unabläſſigen Nervenleiden gequält wird, alle Mittel der Aerzte nichts dagegen verſchlagen, läßt ſie Bourdon zu ſich rufen. Der Kaiſer Napoleon redet in ſeiner barſchen Weiſe von Weiberthorheiten, Charlatanen, aber läßt Bourdon machen. In zwei Tagen iſt die Kaiſerin wohlauf und geſund. Der Retter wird fürſtlich belohnt. Bei uns klingt es wie ein Märchen. Ein ehemaliger Regimentsarzt mit einem noch nicht geprüften Heilverfahren ſich an der erlauchten Perſon der Kaiſerin verſuchend!“

„So iſt alſo der Sohn Jean Bourdon's eine wichtige Perſon am Hofe Napoleon's geworden!“ ſagte ſie nachſinnend. „Freilich, wer das dem ſchwächlichen, verwachſenen Knaben prophezeit!“

„Ich bin als ein Anhänger des Kaiſers übel berufen“, erwiderte Vittorio darauf, „aber kann man vor ſolchen Beiſpielen ſtumpfſinnig die Augen verſchließen? Nicht erkennen, daß hier ein Mittelpunkt iſt, zu dem früher oder ſpäter alle ſtrebenden, alle hoffnungsreichen Geiſter ſich hingezogen fühlen müſſen?“

„Und für mich träumen Sie in jener Sphäre ebenfalls einen Platz?“

„Gehören die Gondreville nicht zu den älteſten und erſten Familien des franzöſiſchen Hofes? Ich ſpreche nicht von den Männern; ſie mögen ihre Gründe haben, dem Könige treu und dem Kaiſer fern zu bleiben. Allein die Frauen, müſſen ſie Haß und Feindſchaft mit ihren Brüdern und Vätern theilen?“

„Wollen Sie mich zu einer Palaſtdame Joſephinens anwerben?“

Vittorio lächelte nicht ohne Bitterkeit.

„Ich? Ein Träumer, dem Schönbrunn ſo fremd iſt wie St.-Cloud! Ich begehre nicht nach dem Glanz der Höfe. Mir ſchwebt ein anderes Ideal vor. Jeder hat eine Gottheit, ſchade nur, daß die Gottheit ſich oft ſo gar nicht um ihren Verehrer kümmert."

Antoinette ſchaute zur Erde. Die Luft im Gemache kam ihr plötzlich ſo beängſtigend vor. Oder war es nur die Erregung des wunderlichen, ſprunghaften Geſprächs, die ihr das Blut ſtärker zu den Schläfen trieb?

Der Ritter ſtand eine Weile ſchweigend, die Arme auf der Bruſt gekreuzt.

Darüber erhob ſie ihr Antlitz und blickte ihn an.

Er ließ die Arme niedergleiten und ſenkte das Haupt.

„Das iſt das Traurigſte, wenn unſere Gottheit nicht einmal unſere Sprache, unſer Gebet verſteht. Gute Nacht, Gnädigſte!"

„Sie ſprechen in Räthſeln. Iſt dies Alles, was Sie mir ſagen wollen, ſagen können?"

„Ein Wort weiter, welche Strafe wartete mein! Oder würden Sie in Ihrer Umgebung einen Verwegenen dulden?"

Nun riß ihn doch, ohne daß er es merkte, die Leidenſchaft über alle Dämme kluger Ueberlegung hinweg.

„Und bei alledem, Antoinette, wenn Sie die glühende Verehrung meines Herzens annehmen, wenn Sie mir die Stelle bezeichnen wollten, auf der es eine

Möglichkeit für mich gäbe, Ihre Liebe zu erkämpfen, und wäre es nach Jahren der Ausdauer, nach Prüfungen ohne Zahl, blindlings würde ich Ihrem Winke folgen! Sie allein ſollten das Wahrzeichen in der Schlacht des Lebens für mich ſein. Aber können Sie dies Wort nicht ſprechen, dann iſt es beſſer, wir ſcheiden. Noch ſchwankt der Nachen am ſichern Ufer — ein Stoß, und er treibt auf dem Ocean dem Untergang entgegen. Ich lege meine Seele in Ihre Hand.“

„Um Gotteswillen! Wollen Sie mir Ihr Schickſal aufbürden?“

Es war etwas in der Heftigkeit Vittorio's, das Antoinette entſetzte. Und indem nun im Vorzimmer Stimmen laut wurden, vergrößerte die Sorge, mit dem Ritter allein getroffen zu werden, nach einer ſolchen Unterhaltung, die Verlegenheit und den Schreck des Fräuleins. Bis in die Niſche des Gemachs war ſie zurückgewichen und hatte den ſchönen Arm wie zur Abwehr gegen einen unſichtbaren Feind erhoben.

Denn Vittorio rührte ſich nicht; er ſtand aufrecht hinter ſeinem Seſſel, die Rechte zitternd auf die Rücklehne desſelben geſtützt.

„Und ich habe nichts zu hoffen?“ fragte er tonlos.

Entgegnete Antoinette: „Nichts!“ oder entfuhr ihr nur ein unverſtändlicher Laut? Aber der Ausdruck ihrer Züge ſagte Alles. Die Thür war geöffnet worden; auf der Schwelle erſchien Graf Wolfsegg. Mit der Bewegung hingebendſter Zärtlichkeit, in der ſich zugleich eine Empfindung der Erlöſung, der Befreiung von einem geſpenſtiſchen Alpdruck auszuſprechen ſchien, eilte ſie ihm entgegen.

„Ah!“ murmelte Vittorio. „Sie liebt ihren Oheim.“

Als er ſich, jetzt ganz wieder der gewandte Höfling, nach dem Grafen umwendete, reichte ihm dieſer ſchon die Hand.

„Guten Abend, Herr Ritter, guten Abend! Das iſt ſchön von Ihnen, daß Sie ſo lange ausgeharrt haben. Ich danke Dir, Antoinette, daß Du unſern Gaſt feſtgehalten.“

Drittes Kapitel.

Mit allen Ehren, die ihm gebührten, in gemüthlicher Feſtfreude war Magdalenens neunzehnter Geburtstag gefeiert worden. Auch nicht eine Wolke hatte ihn getrübt. Die Eltern hatten eine kleine Geſellſchaft von Verwandten und Freundinnen eingeladen; ein Ball der Jugend beſchloß das Feſt. Mit einer an ihm ungewohnten Liebenswürdigkeit hatte Egbert ſich an allen Spielen und Tänzen betheiligt und abwechſelnd mit Hugo an Magdalenens kleinem Klavier eine Françaiſe, eine Ecoſſaiſe geſpielt. Den heiterſten Eindruck brachte Herr „von“ Spring hervor. Die Mühe, die er ſich gab, im ſchönſten Wiener Dialekt zu ſprechen, erregte ebenſo viel Vergnügen wie ſein norddeutſches, drollig-phantaſtiſches Weſen das Staunen dieſer guten und einfachen

Menſchen, die ihn für einen ganz beſonders tiefen Geiſt zu halten ſchienen.

Magdalene wußte ihre Doppelrolle als Königin des Feſtes und ſorgende Wirthin aufs beſte durchzuführen. Neidlos ſtellte ſie überall bald dieſe, bald jene ihrer Geſpielinnen in den Vordergrund. Von ihrer Fröhlichkeit und Güte ging ein Strom von Licht und Wärme aus.

Selten in dieſen letzten Wochen hatte ſie ſich ſo glücklich gefühlt. Es war ihr, als hätte die trübe Herbſtſonne dieſes Tages trotz alledem ein wunderbares Quellen und Blühen in ihr erweckt. Nicht die reichen und zierlichen Geſchenke des Freundes, nicht die zärtliche Freundſchaft, mit der er ſie am Morgen begrüßt hatte, am innigſten rührte und freute ſie die Harmloſigkeit, in der er ſich der Geſellſchaft hingab, das Behagen, das er in ihr fand. Wenn ſich zuweilen ihre Blicke begegneten und lächelnd, als fürchteten ſie, ertappt zu werden, ſich wieder von einander abwendeten, waren es die Blicke zweier Glücklichen. Vielleicht hatte der alte Joſeph doch Recht: Egbert hatte einen Schritt aus der jugendlichen Traumwelt zur ernſten Männlichkeit gethan, aber ſein Herz war unverfälſcht, war daſſelbe geblieben.

Von der garſtigen Politik, von Geſchäften war an dieſem Tage nicht geſprochen worden. Selbſt der Graf Wolfsegg hatte ſo entſchieden.

„Dieſe Stunde gehört der Leni“, hatte er geſagt, als ihm Egbert den Vorfall mit der braunen Chriſtel und den Beſuch des Ritters ausführlicher mittheilen wollte.

Auch Hugo Spring, der noch immer an der Pforte des Burgtheaters auf Einlaß wartete, war auf einen andern Tag beſchieden worden.

„Aber“, hatte der Graf beim Abſchiede zu den beiden jungen Männern geäußert, „ich erwarte Sie demnächſt in meinem Hauſe zu einer kleinen Abendgeſellſchaft. Da ſtelle ich Sie den zukünftigen Lenkern Ihrer Geſchicke, dem Fürſten Lobkowitz oder dem oberſten Kämmerer Ferdinand Palffy, vor, lieber Herr Spring. Nur nicht unwirſch und ungeduldig werden!“

In ſeiner Weiſe hatte er dem ungeduldigen Brandenburger ein Beiſpiel dieſer Tugend gegeben, indem er die breite und nichtige Geſchwätzigkeit der Frau Armhart gelaſſen ertrug.

Die konnte ſich an den prächtigen Stoffen und der ſchönen Schnur weißer Perlen, die der Graf „ſeinem Liebling“ als Feſtgabe überreichte, gar nicht ſatt ſehen. Hinauf und hinab, wie ein Mühlrad, plauderte ſie von der Herrlichkeit, wie vortrefflich die Leni darin erſcheinen würde, wie ihr Alles ſo ſchmuck und artig zu Geſicht ſtände, wie ein Fürſtenkind ſchaue ſie aus. Darüber hatten Egbert und der geheime Secretarius gelacht, Magdalene war roth geworden und aus dem Zimmer geflohen. Nur der Graf hatte die Stirn gerunzelt: man ſolle dem Kinde mit ſolchen Worten nicht Sinn und Gemüth verwirren. Ein ganzes Leben würde zuweilen durch ſolche Vorſtellungen, mit denen man, ohne jede böſe Abſicht, wie zum Spiel die jugendliche Phantaſie nähre, vergiftet und verdorben.

Im Uebrigen war Wolfsegg zu allen von herzgewinnender Liebenswürdigkeit geweſen — „nicht ganz", wie Hugo's Ironie bemerkte, „ohne Ceremonie, ſelbſt in dem Kuſſe, den er auf Magdalenens Stirn drückte, aber durchaus wie ein vornehmer Herr, ein grand seigneur — die franzöſiſche Sprache drückt's beſſer aus als die deutſche".

Nach dem Feſttage kam ein ſaurer Tag. Es galt wieder in Ordnung zu bringen, was Spiel und Tanz untereinander geworfen. Dabei wurde nun auch der Chriſtel gedacht, die man während des vergangenen Tages beinahe vergeſſen. Die Kur Zambelli's hatte ſich bewährt. Nach einem langen ununterbrochenen Schlaf war das Mädchen geſund erwacht; ein wenig wüſt und verworren im Kopf, mit Wunden und Schrammen, aber ohne jede bedenklichere Verletzung und, was nach Joſeph das Beſte war, mit einem tüchtigen Hunger.

Nach Egbert's Weiſung mußte ſie noch den Tag über im Bette bleiben, wie wenig ſie auch an ein ſolches weiches Lager gewöhnt war. Mit Magdalenen und Frau Armhart hatte er ſchon das Uebereinkommen getroffen, Chriſtel im Hauſe zu behalten. Die Frauen ſollten verſuchen, ob das Mädchen in den vielen häuslichen Geſchäften zu verwenden, zu belehren und zu erziehen ſei.

„Mich jammert der Unglücklichen, liebe Demoiſelle Armhart", ſagte er zu Magdalene; „ſie iſt mutter- und nun auch vaterlos. Wir thun ein gutes Werk, wenn wir uns der Verlaſſenen annehmen. Ihrer Freundlichkeit, Ihrer weichen und ſanften Hand wird es gelingen, den Wildling zu zähmen."

Wie er ſelbſt in der Schlucht der Aurach, bei der Rabenmühle und dann im Schloß des Grafen in der Abenddämmerung mit dem Mädchen zuſammengetroffen, erzählte er und erweckte in dem gefühlvollen Herzen Magdalenens eine raſche Theilnahme für die Arme. Von jenem Knopf — es war in goldener Faſſung ein Opal, in dem ein Adler, offenbar nach einem antiken Vorbilde, eingeſchnitten war — den ihm damals die braune Chriſtel gegeben, erwähnte er nichts.

Ein Vorgefühl hielt ihn ab, nicht Geheimthuerei. Es ſchien ihm, als müſſe dieſer an ſich nicht eben werthvolle Knopf eine dunkle Beziehung zu Ereigniſſen haben, die in Chriſtel's Leben eingegriffen. War er berechtigt, vorzeitig und ohne Noth von einem ſolchen Zeichen oder Pfande Gebrauch zu machen? Nicht beſtimmt legte er ſich dieſe Frage vor, noch entſchied er ſie beſtimmt. Sie beſtärkte ihn nur in ſeiner erſten Regung, ein unverbrüchliches Schweigen über den Opal mit dem Jupitersadler zu bewahren.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft ſtellte er ein Verhör mit ihr an. Trotz ſeiner Bitte, daran Theil nehmen zu dürfen, ward Hugo ausgeſchloſſen. Egbert wollte das Mädchen nicht einſchüchtern, er wünſchte, daß ſie ein rechtes Vertrauen zu ihm faſſe. Wie ſie nach Wien gekommen? Ob ſie Verwandte oder Beſchützer in der großen Stadt habe? Was ſie zu thun beabſichtige? Sie ſolle ihm in allen Dingen die Wahrheit ſagen.

Chriſtel küßte ihm demüthig die Hand und gab beſſer und klarer, als er gehofft hatte, auf ſeine Fragen Beſcheid. Sie habe es bei ihrem Vater nicht länger aushalten können, er ſei immer unwirſcher und die Noth größer geworden; der Pfarrer habe ſie wegen ihres Nichtsthuns geſcholten, ſie läge dem alten Manne zur Laſt, ſie ſolle in Wels oder Linz einen Dienſt ſuchen. Ihr aber habe etwas ins Ohr gerufen: Geh' nach Wien! Da habe ſie ſich aufgemacht und ſei glücklich, mit Hülfe guter und barmherziger Menſchen, angekommen.

Sie zeigte auch einen Brief von einem Verwalter ihres Gutsherrn, des Barons von Puchheim, vor, der ſie ſeinem Vetter, dem Caſtellan im Harrach'ſchen Palaſt, empfahl. Bei dem habe ſie einen Unterſchlupf für die erſten Tage zu finden gehofft.

Dies Alles legte ſich einfach und natürlich zuſammen; ſchwieriger war es aufzuklären, wie ſie gerade hierher zu den Saleſianerinnen gerathen, während doch das Harrach'ſche Haus im entgegengeſetzten Theil der Stadt gelegen. Hierüber wußte auch Chriſtel keine Auskunft, wenigſtens keine, die einen ſtrengern Unterſuchungsrichter, als Egbert einer war, befriedigt hätte. Und während der gerade auf dieſen Punkt ſchärfer beſtanden, warf ſich Egbert in ſeiner Gutmüthigkeit bald vor, das arme Mädchen mit ſeinen thörichten Fragen zu ängſtigen.

„Welch ein Aufheben!“ ſagte er ſich. „Sie iſt eben fremd in Wien und hat ſich verlaufen. In der ſtillen einſamen Gaſſe hier, an den Gartenmauern entlang ſchleicht ſich ein furchtſames verlorenes Kind; da fällt ihr ein hellerleuchtetes Haus ins Auge, freudig erzitternd bleibt ſie ſtehen; iſt das ein Wunder?“

Das Verhör war ſchnell beendigt, die braune Chriſtel als neue Genoſſin in das Giebelhaus aufgenommen. Wenn es in ihrer Seele, wie Egbert eine Weile wegen ihres ſcheuen und unſtäten Weſens gefürchtet hatte, einen dunklen Naturtrieb gegeben, der ſich dagegen geſträubt, ſo hatte ihn Magdalene leicht bezwungen. Anfänglich wagte das Mädchen aus der Fremde, wie Hugo die Chriſtel nannte, auf ein Gedicht Schiller's anſpielend, das Magdalene gern recitirte, gar nicht, die ſtädtiſchen Kleider, die ihre neue Herrin ihr anbot, anzuziehen. Nicht mit Worten, nur mit ſtrahlenden Blicken dankte ſie. Die angeborne Luſt des Weibes, ſich zu ſchmücken und gefällig zu erſcheinen, that dann das Ihrige. In einigen Tagen hatte ſich die braune Chriſtel unter Magdalenens Obhut und Erziehung ſchon den Gewohnheiten der Andern genähert.

„Entwildert“, lachte Hugo. „So entſtellt die Civiliſation das Kunſtwerk der reinen Natur!“

Dabei beobachtete er wie das ganze übrige Haus die Fortſchritte Chriſtel's mit größter Neugier.

Sie war anſtellig und unterwürfig und vollführte pünktlich und geſchickt, was ihr aufgetragen. Zuweilen verſank ſie in ein dumpfes brütendes Schweigen und ſtarrte wie abweſend ins Leere. Erſt allmälig fand ſie ſich, daraus erweckt, in die Wirklichkeit und in ihre Umgebung zurück. Sie ſprach wenig, faſt nur mit Magdalenen oder Egbert und immer im Flüſterton.

Still und immer eilig glitt ſie durch das Haus; ſie erſchrak, wenn ihr einer nachging oder ſie unerwartet anredete.

Hugo wollte daraus auf eine gewiſſe Hinterhaltigkeit ihres Charakters ſchließen; Egbert vertheidigte ſeinen Schützling; bei den vielen mächtigen Eindrücken, die hier auf ſie einſtürmten, bedürfe ihre Seele dieſes Rückzugs in ſich ſelbſt; ſo ſchließe Jeder, dem plötzlich beim Erwachen aus dem Schlafe die Lichtflut der Morgenſonne entgegenſtrahle, die Augen wieder.

Der Brief des Puchheim'ſchen Verwalters war beſtellt und richtig befunden worden. Dem Caſtellan konnte nichts Wünſchenswertheres geſchehen, als daß er durch Egbert der Sorge für die Dirne enthoben ward. Aus vollem Herzen gab er ſeine Einwilligung zu Allem, was man ohne ihn über ſie beſchloſſen. Er kam ſelbſt, um Herrn Heimwald für ſeine Menſchenfreundlichkeit zu danken; bekannt war ihm die Chriſtel nicht.

An demſelben Tage erſchien der Ritter.

Er entſchuldigte ſein längeres Ausbleiben mit un=

aufſchiebbaren Geſchäften, mit ſeiner feſten Ueberzeugung, daß bei ſo vorzüglicher Pflege auch nicht die geringſte Gefahr für die Verunglückte mehr vorhanden geweſen ſei.

Chriſtel zu ſehen, ſogar ohne Zeugen mit ihr zu ſprechen, konnte ihm nicht gut verweigert werden.

„Der Arzt iſt wie ein Beichtiger“, ſagte Egbert zu ihm, „er hat ſeine Geheimniſſe mit dem Kranken, man raubt ihm die Hälfte ſeiner Kunſt und Kraft, wenn man ſeinen Verkehr mit demſelben beeinträchtigt.“

Vittorio traf das Mädchen im Garten. Es war eine ſonnige Stunde unter den entlaubten Bäumen.

Als ſie ihn erblickte, ſchauerte ſie zuſammen und legte ihre Hand auf das Herz, als empfände ſie dort einen ſchmerzhaften Stich.

Aber ihr Geſicht drückte kein Leiden aus, ein Freudenſchimmer lag darauf. Ihre magere, dürftige Geſtalt ſchien aufzublühen.

„Biſt Du allein, Chriſtel?“ fragte er, ſcharf umherſchauend.

Sie nickte.

„Die Leute ſind dort“ — mit dem Finger zeigte ſie nach dem am Ende des Gartens gelegenen kleinen Luſthauſe —„ ſie tragen Stühle und Tiſche heraus und ich helfe ihnen.“

„Gefällt es Dir im Hauſe?“

„Ja.“

„Und Du wirſt bleiben? Nicht davonlaufen?“

„Herr, wie Ihr es mir befehlt.“

„Ich habe Dir nichts zu befehlen. Bin ich Dein Bruder? Thu’, was Du magſt. Warum biſt Du nicht in Moos geblieben?“

Sie fuhr von ihm zurück und ſah ihn mit einem Blicke an, der deutlicher, als ihre Lippen es gekonnt, zu ihm ſagte: Du weißt ja, daß ich nicht bleiben durfte.

„Du biſt mir hierher gefolgt?“

Ein tieferes Roth entzündete ſich auf ihren Wangen, ſie lächelte, aber ſie ſchwieg.

„Armes Ding!“

Er legte ſeine Rechte auf ihren Kopf.

„Ich ſollte Dich ſchelten, denn Du biſt ungehorſam geweſen.“

„Zürnt mir nicht. Ich kann nur leben, wo Ihr lebt.“

„Thorheit! Eine kurze Weile noch — und ich werde verſchwunden ſein. Weithin, wo Du mich nicht ſehen, mich nicht erreichen kannſt.“

„O! dann muß ich ſterben.“

„Das wirſt Du nicht. Ich will’s nicht!“

Eine Minute lang hielt er ſie unverwandt unter dem Zauber ſeines Willens und ſeiner Augen. Iſt die Ausgießung der eigenen ſeeliſchen Kraft in die eines Andern möglich? Wenigſtens konnte Chriſtel dem Andrang ſeines ſtärkern Willens keinen Widerſtand entgegenſetzen. Sie athmete nur tief und ſchwer, als würde eine Laſt auf ſie gewälzt.

„Ich kehre wieder“, fuhr Vittorio fort. „Mit dem Frühling, wie die Sonne. Bis dahin harre in dieſem Hauſe aus, treu und gehorſam.“

„Ich muß wohl gehorchen“, erwiderte ſie mit dem Ausdruck der Entſagung, mit ſchwimmenden Augen.

„Getroſt! Auch der Lohn wird nicht ausbleiben. Herr Egbert und das Fräulein —“

„Sie ſind gut und freundlich zu mir, wie die Heiligen zu den armen Sündern.“

„Aber Du wirſt auch zu ihnen ſchweigen, ſchweigen wie das Grab.“

„Beſchwört mich nicht! Ich thu's!“ bat ſie ängſtlich.

„Hat er Dich danach gefragt?“

Er machte Zeichen, die ſie zu verſtehen ſchien, in die Luft.

Chriſtel zitterte an allen Gliedern und drohte in Ohnmacht zu ſinken.

„Nein, nein! Aber redet auch Ihr nicht davon, lieber Herr!“

Vittorio unterſtützte ſie; ſo ruhte ſie einen Augenblick an ſeiner Bruſt. Mit der Hand fuhr er leiſe ſtreichelnd über ihr Haar her und hin.

„Leb' wohl! Ich ſehe Dich wieder.“

Als er ſie losließ, beugte ſie ſich nieder, um ſeine Hand zu küſſen.

„Halt“, ſagte er und dämpfte ſeine Stimme noch mehr, „noch eins. Du kennſt den Grafen Wolfsegg?“

„Ich kenne ihn.“

„Er kommt oft in das Haus. Gib Acht auf ihn, auch, wie er mit dem Fräulein Magdalene verkehrt. Vergiß nichts!“

Während er ſich darauf eiligen Schrittes, ohne ſich umzublicken, aus dem Garten entfernte, ſtand ſie wie feſtgewurzelt an derſelben Stelle und ſtarrte ihm nach. In dem lichten Sonnenſchein, durch den er hinſchritt, zeichnete ſich ſeine Geſtalt und der Schatten, den ſie warf, um ſo eigenthümlicher ab.

In dem Hauſe begegnete er Magdalenen.

„Wie finden Sie unſere Kranke?“ konnte ſie ſich nicht enthalten, ihn zu fragen.

Er beſtätigte die Beſſerung und ſprach ſeine Ueberzeugung aus, daß ſich allmälig auch das Scheue und

Verworrene aus Chriſtel's Gemüth verlieren würde. Bei der Betäubung, in der er ſie getroffen, ſei es nothwendig geweſen, ſtarke Mittel anzuwenden.

„Ich hab's wohl gemerkt, Demoiſelle Armhart, Sie erſchraken vor mir, aber es geſchah Alles ohne Zauberei. Was wunderbar daran iſt, das iſt nur das allgemeine Lebensräthſel und Weltgeheimniß. Denn wodurch leben wir als durch ein Unſichtbares?"

Darüber kamen Egbert und Hugo hinzu, und in einem gleichgültigen Geſpräch, in dem er mit großer Geſchicklichkeit den Andern das Wort ließ, ſuchte Vittorio den Eindruck des Ungewöhnlichen, den er bei ſeinem erſten Auftreten im Giebelhauſe ausgeübt, nach Kräften herabzuſtimmen. Er gab ſich Mühe, klein zu erſcheinen, wie einer, der weder eines Verdachts noch einer Feindſchaft werth iſt.

Das verſchwenderiſche Lob, das er der Muſik und der Darſtellung einer neuen Oper Cimaroſa's ſpendete, beſtimmte die Freunde, das Kärntnerthor-Theater an dieſem Abend zu beſuchen und in den entzückenden Klängen des „Matrimonio segreto" zu ſchwelgen.

Auch nach der Vorſtellung ſchien ſich das goldene Netz dieſer ſchmeichleriſchen Melodien weit und weiter um ſie auszuſpannen. Sie hatten keine Luſt, ſchon nach Hauſe zurückzukehren, und ſchwärmten in den Straßen umher. Es war eine klare Herbſtnacht, ohne Regen und ohne Wind. Funkelnd ſtanden die Sterne am Himmel. In ſeiner ſchwärmeriſchen Weiſe redete der blonde Egbert von dem Sphärentanz und der Harmonie der ewigen Geſtirne, die um die Sonne kreiſen, und erklärte die irdiſche Muſik, die ſie eben vernommen, für einen Nachklang jener himmliſchen und unendlichen. Sich hierein verſenken, in dies Meer von Melodien ſich tauchen, nicht mit dem Ohre allein, ſondern mit der Seele die tönenden Wellen ſchlürfen, darum nur verlohne es ſich zu leben.

Die Gaſſen waren von Fußgängern und Fahrenden erfüllt. Um die Springbrunnen am Graben ſtanden plaudernde, lachende Gruppen. Aus den Schenken tönte die Geige des Zigeuners oder die Quartettmuſik ſogenannter Prager Muſikanten. Eine heitere, fröhliche Klangwelle rauſchte über Wien dahin. Wenn er die Luſtigkeit und bunte Fülle dieſes Lebens und Treibens, voll fremdartiger Laute, wo das italieniſche Wort dem magyariſchen begegnete, in dem es von merkwürdigen Trachten und reichen Soldatenuniformen wimmelte, mit dem Ernſt und der Dürftigkeit ſeiner märkiſchen Heimat verglich, konnte ſich Hugo nicht erwehren, in einen lauten Jubelruf auszubrechen.

„Ja, das iſt prächtig! Hier weiß man doch, wozu man geboren wird, Egbert, und wahrſcheinlich auch, warum man ſtirbt!“

Mitten durch das Gewühl ſchritten Frauen und Mädchen dahin, die einen ſtattlich aufgeputzt, von einem Diener zum Schutz begleitet, die andern langſamer wandelnd, mit kecken herausfordernden Blicken, die meiſten ſchön und lieblich und alle, wenigſtens dem Anſcheine nach, demſelben Strom folgend, von demſelben Drange nach Genuß und Vergnügen getrieben. Mit Anmuth und gefälligem Sinn gepaart, gewann der Leichtſinn ſchneller die Herzen. Hier wehte eine mildere Luft als über den Seen und Kiefernhaiden Brandenburgs. Auch das Eis des kategoriſchen Imperativs hätte ſie geſchmolzen. Es war, als mahnte jede Zither, jede Geige, jede Harfe daran, ſich der Stunde zu freuen und die Flaſchen zu leeren, ehe ſie in Scherben gehen. Um dies herrliche, buntſchillernde, tanzübermüthige Wien, dieſe einzige Kaiſerſtadt, ſchwamm ein Etwas, ſchimmernd, duftig, einſchmeichelnd: Sybaris, ſagte wie aus dem Schlaf aufſchreckend das Gewiſſen des ehemaligen Hallenſer Studenten, Sybaris!

Schmiedeten hinter dieſem farbenreichen Bilde fröhlichſten Genuſſes die Cyklopen dem Donnerer die Blitze zu ſeiner Zerſtörung?

„War das nicht unſer Geheimer?“ zeigte Hugo, den Freund am Arme feſthaltend, auf einen vorübereilenden Mann, der im dunklen Mantel, mit tief in die Stirn gedrücktem Hut an den Häuſern entlang ſchlich.

Es war am Eingang der ſchmalen Gaſſe, die vom Graben nach St.-Peter abbiegt.

„Armhart? Was ſollte der auf den Straßen ſuchen? Zu dieſer Stunde?“

„Vielleicht ſeine verlorene Ruhe. Sieh nur, der Mann will nicht geſehen ſein und gäbe was darum, wenn er keinen Schatten hätte.“

„Er gleicht dem Secretär. Aber was willſt Du mit Deinen Worten andeuten?“

„Du haſt den Mann ſeit Deiner Rückkehr nicht verändert gefunden? War er immer ſo haſtig, abſpringend, ausweichend in ſeinen Reden?“

„Das nicht. Er mag jetzt überarbeitet ſein; niemals, klagt er, ſei ſo viel geſchrieben worden in der Hof- und Staatskanzlei, als unter dem Grafen Philipp Stadion. Das wird nicht ohne Wirkung auf ihn bleiben, er iſt nicht mehr der Jüngſte. Dir gefällt meine Erklärung nicht?“

„Haſt Du etwas dawider, wenn wir dem Schatten folgen?“

„Nicht das Geringſte. Da ſteht er ſtill unter der Laterne. Er ſpäht vorſichtig umher, ehe er in das Haus eintritt. Du haſt Recht, es iſt Armhart.“

„Und das Haus?“

„Ein Wirthshaus. Sieh nur die goldene Kugel über der Thür.“

„Um ſo beſſer. Da kann es nicht auffallen, wenn wir auch wie der Geheime eine Flaſche ausſtechen.“

Die Hoffnung indeſſen, die ſie beide im Stillen hegen mochten, Armhart zu begegnen, wurde getäuſcht. Weder in dem langen Saal im Erdgeſchoß, wo die „gemeinen“ Leute zechten, noch oben, wo in einzelnen Zimmern die Gäſte aus den „beſſern“ Ständen Platz gefunden hatten, war eine Spur von dem Secretarius zu entdecken. Der blonde Egbert erwies ſich als ſchlechter Führer, er kannte die Räumlichkeiten nicht und wollte doch auch den Aufwärter nicht fragen, ob es außer den offenen Gemächern noch verſchloſſene, für beſtimmte Geſellſchaften vorbehaltene gäbe.

„Warten wir nur“, tröſtete Hugo. „Die Maus verkriecht ſich, aber ſie ſteckt immer wieder neugierig den Kopf aus dem Loch. Du kennſt ſchon den Tiefſinn der Redensart: Mir ſchwant.“

An einem Tiſch, auf dem in einem Zinnleuchter eine Kerze brannte, ließen ſie ſich nieder. Wein und Gläſer brachte ſchweigend ein alter Aufwärter.

Gegen den Lärm, der von unten heraufſchallte, ging es oben ſittig und bürgerlich ernſthaft zu. Zu zweien, zu vieren, in größerer Anzahl ſaßen ſie um die hölzernen weißgeſtrichenen Tiſche. Nur die Wenigſten rauchten eine Pfeife. Hier ward lebhafter, dort leiſer mit zuſammengeſteckten Köpfen geſprochen. Jezuweilen klang wohl lauter, als es ſein ſollte, ein politiſches Wort: Bonaparte und Spanien, Deutſchland und Kaiſer Franz; aber im nächſten Augenblick ſank das Geſpräch wieder zum Geflüſter hinab.

Trotz der Milizen, die man ſeit dem Frühling dieſes Jahres in Inneröſterreich einzurichten und einzuüben begann, trotz der freiern Bewegung, die der Graf Stadion den Geiſtern geſtattete, beherrſchte die Furcht vor den allgegenwärtigen und leider auch allmächtigen Polizeiſpionen nach wie vor die Bürger Wiens. Sie waren bereit, das Letzte für das geliebte Vaterland zu opfern, aber am freudigſten hätten ſie es ſtumm gethan. Es gab nicht viele unter ihnen, welche den Muth und die Fähigkeit hatten, zu ſagen, was ſie empfanden. Auch ſtörte ihnen das Denken und Sorgen in die Zukunft den behaglichen Genuß der Gegenwart.

Die Meiſten mochten Stammgäſte der „Kugel“ ſein. Sie warfen auf die beiden jungen Männer, die zum erſten Mal ihr Heiligthum betraten, einen fragenden, beinahe vorwurfsvollen Blick: Was wollt ihr eigentlich hier? Die ſaubere Kleidung, das höfliche Weſen der neuen Gäſte beruhigte dann wieder; das wohlwollende Gemurmel ſchien zu ſagen: Es ſind anſtändiger Leute Kinder. Doch ſchwebte noch ein Hauch des Verdachts über ihnen, bis einer, ſchärfer hinüberſehend, Egbert erkannte und den Namen Heimwald ſeinen Tiſchgenoſſen zuraunte. Ein „Ah!“ ein breites, zuſtimmendes „So, ſo!“ drückte jetzt die allgemeine Zufriedenheit aus.

Die Freunde waren viel zu ausſchließlich mit ihren Gedanken beſchäftigt, um der Geſellſchaft große Aufmerkſamkeit zu widmen oder darauf zu achten, daß ſie der Gegenſtand der Neugierde derſelben geworden ſeien.

„Nun möge Dir der Wein die Zunge löſen“, ſagte Egbert, „denn bisher biſt Du mir noch ein Buch mit dreifachem Siegel geblieben.“

„Entſinnſt Du Dich noch der berühmten Stiefel und meiner Prophezeiung?“

„Sie haben uns eine Einladung zu dem Grafen eingebracht.“

„Zu Grafen, Fürſten, Diplomaten, zu Deiner Göttin! Du darfſt meine Sehergabe alſo nicht verachten. Wofür hältſt Du dies Haus? Für das Wirthshaus zur Kugel, antworteſt Du. Natürlich, Du haſt die Kant'ſche Philoſophie nicht ſtudirt, Dir genügt die Erſcheinung, Du legſt Dir nicht die Frage vor: was iſt das Ding an ſich? Aber wir aus dem Norden ſind kritiſche Köpfe, ohne rechte Genußfähigkeit. Wir ſinnen nun ſchon ein Menſchenalter über Sein und Nichtſein, über das Ich im Univerſum —"

„Und über das Ding, das für Andere ein gewöhnliches Wirthshaus beim Peter iſt, an ſich aber —"

Indem Hugo ſich über den Tiſch neigte, um mit dem Freunde die Gläſer zuſammenklingen zu laſſen, konnte er ihm zuraunen:

„Ein Spielhaus, eine Pharobank iſt's."

Der Blonde machte ein ungläubiges Geſicht.

„Wo nimmſt Du nur alle dieſe Flauſen und Märchen her? Alles aus Shakſpeare?"

„Der Spieler wartet noch ſeines Dichters. Für einen Iffland iſt dieſe Leidenſchaft zu groß. Gewürfelt ward immer, ſchon an dem Kreuz auf Golgatha. Aber erſt in unſern Tagen iſt der echte Dämon des Spiels erwacht. Wehe dem, den er packt! Auch wenn es nur ein Geheimer iſt."

„Wenn es Dein Ernſt iſt — Du erſchreckſt mich!“

„Irgendwo hinter dieſer bürgerlich ehrwürdigen Außenſeite gibt es hier ein Allerheiligſtes, einen rothen oder blauen Saal, in dem die Glücksgöttin auf rollender Kugel thront. Denn hinein in dieſe Höhle des Löwen iſt unſer Mann gegangen, und nicht, wie wir uns überzeugt haben, um einen Schoppen gegen oder über den Durſt zu trinken.“

„Er kann Geſchäfte haben.“

„Freilich, die er den Uneingeweihten verbergen will. Eleuſiniſche Myſterien! Du lebſt ſo träumeriſch in den Tag hinein, Blonder, pflegſt Schwerverwundete auf der Landſtraße, nimmſt Bettlerinnen auf, träumſt von Göttinnen und ſchönern Sternen, biſt Jedem hülfreich, ſchlägſt meiſterlich die Klinge, mindeſtens ebenſo gut wie Laertes, aber Dir fehlt wie dem Staate Oeſterreich die Kritik der reinen Vernunft. Die Dinge muß man nüchtern, ohne Brille und ohne Neigung anſchauen, dann dringt man in ihr Inneres. Ich bin jetzt ein Künſtler in den Ferien und ſecire Charaktere, um ſie nachher deſto täuſchender und lebenswahrer darzuſtellen. Dein Geheimer hat mir bei dem erſten Blick eine beſondere Theilnahme eingeflößt.“

„Ich ſage es Dir noch einmal: ein muſterhafter, fleißiger Beamter, den all ſeine Vorgeſetzten rühmen und mit Auszeichnungen bedacht haben, den der Graf Wolfsegg ſeines Umgangs würdigt —“

„Seh' ich mit meinen Augen ſo gut wie Du mit Deinen. Bis heute iſt der Wagen im alten Geleiſe gefahren und das Rad nicht gebrochen. Aber den Mann ängſtigt eine fieberhafte Unruhe und Ungeduld. Mit kleinen Summen hat er angefangen zu ſpielen; Niemand gibt dem Teufel bei der erſten Begegnung die ganze Hand, man verſucht's mit dem kleinen Finger. Einmal gewinnt er, darauf Verluſt, der Einſatz wird größer, und nun rollt's abwärts wie die Lawine. Hat er eine Kaſſe unter ſich?“

„Nein.“

„Dann wird er Schulden gemacht haben, die er nicht bezahlen kann. Um aus dem Abgrund ſich herauszureißen —“

„Sollte er immer weiter, immer höher ſpielen? Bedenke doch, ein Wort zu mir, zu dem Grafen würde genügen, ihn aus ſolchen Verlegenheiten zu befreien.“

„Du würdeſt Dir die Forderung freilich nicht zweimal ſagen laſſen. Haſt Du doch Dein Geld nur für Andere. Aber es ſind nicht Alle ſo unverſchämte Borger wie ich. Der Geheime hat Ehrgefühl.“

„Und darum, aus mißverſtandenem Ehrgefühl ſollte er ſich, ſeine Familie, ſollte er Magdalene in Elend und Schande ſtürzen?“

„Du vergißt, daß er von einem Dämon beſeſſen iſt. Soll er Dir Beſſerung verſprechen, die er doch nicht durchführen kann?“

Egbert ſtützte den Kopf in die Hand. Wenn ihm auch die Vermuthungen des Freundes über die Wirklichkeit hinauszugehen ſchienen, ganz konnte ſich ein ſo ruhiger und ſcharfer Beobachter wie Hugo nicht getäuſcht haben. Nun malte ihm die Phantaſie, die Sorge für Magdalene die traurigſten Bilder vor.

„Morgen“, ſagte er endlich, „werde ich mit ihm reden. Er ſoll mir nicht ausweichen. Dies iſt ja kein verzweifelter Fall, noch iſt kein Unrecht geſchehen, das nicht wieder gutgemacht werden könnte. Auch Entdeckung braucht er nicht zu fürchten.“

„Der weiße Ritter, der ſich zum Kampf gegen den ſchwarzen rüſtet! Laß uns hoffen, daß es noch nicht zu ſpät iſt. Es wäre ein Leid, wenn die ſchönen, frommen und klugen Augen Magdalenens durch Thränen und kummervoll durchwachte Nächte Schaden nehmen ſollten.“

„Das wird nicht geſchehen“, betheuerte Egbert, „ſolange —“

„Die Planeten um die Sonne kreiſen, wenn wir's lyriſch nehmen, oder in Proſa: ſolange der blonde Egbert noch einen Gulden hat. Aber an Deiner Stelle fürchtete ich eins: daß ſie zuerſt um mich Thränen vergöſſen, dieſe Augen."

„Gebe ich Magdalenen Urſache zum Kummer, zur Klage?"

„Haſt Du nie darüber nachgedacht, was morgen geſchehen kann? Glaubſt Du, daß Du, daß Ihr beide immer ſo ohne Wunſch und Sorge ſtill neben einander hingehen werdet? Ah, jetzt dämmert etwas in Dir auf, eine Röthe breitet ſich über Dein Geſicht, zum Glück iſt es nur die Morgenröthe des Sündenfalls, nicht das Abendroth. Was das Frauenherz an ſich iſt und in ſich birgt, das gehört wiederum zu jenen Fragen, vor denen die reine Vernunft den Hut zieht: Habe die Ehre! und ſich eilig aus dem Staube macht. In dieſem beſondern Falle aber ſagt die praktiſche Vernunft, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach ſich das Mädchen in den jungen Mann verliebt hat."

„Du ärgerſt mich mit ſolchem Scherz."

„Wenn es ein Scherz iſt, wie kann's Dich ärgern? Und hat ſie nicht Recht? Wäre ich ein Frauenzimmer, ich theilte ihren Geſchmack. Und warum? Werde nicht ſchamroth! Dich getraute ſich jedes Mädchen am ſeidenen Fädchen zu führen. Dieſer Punkt iſt in den Büchern, welche Philoſophen und Dichter über die Ehe geſchrieben haben, noch nicht genügend erörtert worden. Ich eifere nicht gegen die Liebe, aber bei jeder Heirath handelt es ſich für die Braut ebenſo wohl um die Liebe ihres zukünftigen Mannes wie um die Herrſchaft in ihrem zukünftigen Hauſe. Die Liebe iſt ein Papiergulden, das Regiment im Hauſe ein Silbergulden. Meine Freundſchaft ſtimmt nun in ihrem Endurtheil, was Dich betrifft, mit Magdalenens Anſicht überein; nach beiden Richtungen, in Schein und Geld, biſt Du ein wünſchenswerther Gatte. Aber zum Heirathen ſind zwei nöthig, und Du? Wohin ſteht des Herrn Sinn? Haſt Du dieſe Frage noch niemals als Wolke auf Magdalenens Stirn gefunden?"

„Ich bin nicht eitel genug, ſie dort zu ſuchen."

„Das iſt es nicht, nur Dein Herz hat keine Empfindung dafür. Da Du nicht liebſt, was geht's Dich an, daß ſie Dich liebt?"

„Magdalene — mich? Wie einen Bruder, einen beſten Freund."

„Auf ſo wohlfeile Weiſe möchte ſich Mancher loskaufen, der einen großen Brand entzündet hat. Dir ſchwebt ein anderes Bild vor der Seele."

„Nichts von der Gräfin! An dieſem Orte! Ich bitte Dich", ſagte Egbert aufbrauſend und ſtieß das Glas ſo hart auf den Tiſch, daß es in Scherben zerſplitterte.

„Bravo! Wie der große Bonaparte die Porzellantaſſe des guten Grafen Cobenzl zerſchlug, klingklang! Zu Udine, als wir noch den republikaniſchen Kalender hatten!"

Das ſagte, während ringsum Alle aufſchauten und jedes Geſpräch an den andern Tiſchen verſtummte, in ſchlechtem, gebrochenem Deutſch mit überlauter Stimme ein Mann, der ſeinen Hut mit der franzöſiſchen Cocarde daran hin und her ſchwenkend auf die Freunde zutrat. Woher er gekommen, hätten ſie nicht ſagen können, ob durch den Haupteingang von außen, ob aus den innern Zimmern her.

„Ich ſehe da noch einen leeren Stuhl. Iſt's erlaubt?" fragte er und fiel ſchwerfällig, ohne die Antwort abzuwarten, darauf.

Ein rothes, weinſeliges Geſicht, auf dem die Jahre und die Revolution ihr Gepräge gedrückt. Borſtenartig ſtanden die grauen Haare empor, die Spur eines Säbelhiebes lief noch in rother Narbe quer über die Stirn. Ueber tiefliegenden grauen Augen wölbten ſich buſchige Brauen. Sinnlich, kräftig ſprachen Mund und Kinn von heftigen Begierden und ihrer rückſichtsloſen Befriedigung. In dem Knopfloch ſeines lang herabgehenden grauen Rockes ſchimmerte das rothe Band der Ehrenlegion. Darunter trug er eine langſchößige Weſte von rothem, ein wenig verſchoſſenem Sammt; die goldene Uhrkette mit dem Petſchaft ſah aus der einen Taſche hervor. Hoch hinauf, ganz à la Robespierre, hatte er um den Hals ein weißes Tuch mit rothgeſäumten Zipfeln geſchlungen.

„Johann, bon garçon“, rief er dem Aufwärter zu, „vom beſten Tokayer!“

„Und doch ſcheint er des Guten ſchon zu viel zu haben“, flüſterte Hugo dem Freunde zu.

An dem Tiſch ihnen gegenüber ging indeſſen der Name des Franzoſen in die Runde: Monſieur Anacharſis Lepic, erſter Secretär der franzöſiſchen Geſandtſchaft, ſeit dem Presburger Frieden in Wien, ein Mann vieler Abenteuer — und vieler Schurkenſtreiche, mochte der eine und der andere in dem Saale hinzuſetzen.

Aber ſowohl das, was die Meiſten von Monſieur Lepic wußten, wie das, was ihm Einige noch obendrein mit freigebiger Phantaſie andichteten, erhöhte bei ihnen nur die Spannung, wie dieſer Auftritt ſich entwickeln würde.

In ſeiner Scheu vor jedem Auffälligen würde ſich Egbert, wenn er ſeiner Neigung hätte folgen können, mit kurzem Gruß gegen den aufdringlichen Gaſt ſchweigend entfernt haben. Allein er mußte fürchten, durch ſein Aufſtehen erſt recht die Blicke Aller auf ſich zu ziehen und einen Streit mit dem Franzoſen herbeizuführen. Monſieur Lepic ſah wie einer aus, der in dieſer Bewegung Egbert's eine Verletzung ſeiner perſönlichen Würde gefunden. Nicht nur hatte er der Flaſche ſchon über Gebühr zugeſprochen, er ſchien im innerſten Heiligthum dieſes Hauſes einen Fußtritt von der Göttin Fortuna erhalten zu haben.

Im Uebrigen behandelten ihn die Aufwärter wie einen hochanſehnlichen Gaſt und befriedigten eilig ſeine Wünſche.

„Auf Ihr Wohl, meine Herren, auf Ihr Wohl!“ erhob Monſieur Lepic ſein Glas.

Er war in der redſeligen Stimmung des erſten leichten Rauſches.

Die Jünglinge dankten.

„Eine ſchöne Stadt, Ihr Wien! Sie können ſtolz darauf ſein, hier iſt Alles, was das Herz begehrt, Wein und Muſik, Geld und ſchöne Weiber. Erſt Paris, dann Wien! Das iſt wahr, Anacharſis Lepic ſagt es Ihnen. Und es würde noch viel herrlicher ſein, wenn Sie einmal eine Revolution machten. Eine Revolution iſt eine Blutverjüngung.“

„Ich dachte bisher, ſie wäre ein Aderlaß", entgegnete Hugo.

„Aderlaß?" blinzelte Anacharſis. „Sehr gut! Haben Sie Marat geleſen? Der Kaiſer liebt dieſe Erinnerungen nicht. Natürlich, die Revolution köpfte, er kartäſchte. Beides auf einmal wäre zu viel. Warum haben Sie hier noch keine Revolution gemacht?"

„Vermuthlich, weil wir keine brauchen", erwiderte Egbert.

Ihn reizte die hochmüthige Frechheit des Franzoſen, die ſich unter der angenommenen Gutmüthigkeit doch nur ſchlecht verbarg.

„Wo Adel, Geiſtlichkeit und andere Herren in Ueberzahl vorhanden ſind, iſt eine Revolution immer von nöthen. Liberté, égalité — ſchöne, erhabene Gottheiten! Und du, ſtrahlende Göttin der Vernunft, mit der phrygiſchen Mütze! Nichts für ungut, meine Herren! Alte Erinnerungen —"

Er that einen tüchtigen Zug, lachte und ſagte:

„Kindern geziemt nicht, was Männern gut ſteht. Sie ſind eine kleine Nation, wir ſind la grande nation."

„Die Kleinen wachſen, die Großen ſterben ab; es iſt ein Naturgeſetz, der Wald kann es Sie lehren", antwortete Egbert.

„Frankreich ſtirbt nicht“, entgegnete ſtolz Anacharſis und richtete ſich ſtraffer empor. „Es iſt die Sonne der Welt.“

„Und Napoleon der Wagenlenker“, warf Hugo ein. „Aber Phaëton's tragiſche Geſchichte leſen bei uns die Kinder in den Schulen.“

„Darum bleibt ſie auch in den Schulen. Holla, meine Herren Deutſchen! Glauben Sie, der Kaiſer ſeien blind? Aveugle? Wir wiſſen genau, daß Sie ſich wieder zum Kriege rüſten. Es ſeien da vielerlei Köche, die das Feſtmahl bereiten wollen. Aber Sie irren ſich, es wird nicht geben un bacchanal des dieux, ſondern ein repas pour des corbeaux — Rabenfraß! Ihr Deutſchland iſt nur dazu da, um von uns geplündert zu werden. Und die Weiber, ſie laſſen ſich gern plündern!“

„Unſere beiderſeitigen Völker leben in Frieden“, ſagte Egbert, ſeine Erregung zur Ruhe zwingend; „wir haben dem Kaiſer Napoleon oder, wenn Sie lieber wollen, der großen Nation keine Urſache zu ſolchen Reden, wie die Ihrigen es ſind, gegeben. Weder Sie noch ich haben das große Wort für unſere Regierungen zu führen. Das ſteht nach meiner Ueberzeugung nur den beiden Kaiſern und denen zu, die ſie damit beauftragen. Auch ſcheint es mir gegen die angeborene Höflichkeit der großen Nation zu ſtreiten, daß eins ihrer Mitglieder, der als Gaſt in unſerer Stadt verweilt, ſich Aeußerungen erlaubt, die eine Strafe verdienten, wenn wir nicht das Gaſtrecht ehrten."

„Eine Herausforderung!"

Anacharſis wollte ſich vor Lachen ausſchütten.

„Ich, Anacharſis Lepic, zubenannt Coupe-Tête, aus Nantes — ja ſo, die Herren haben kitzliche Ohren, Ariſtokratenohren! Aber Sie gefallen mir, junger Mann, ich liebe die Braven. Wie lange noch, und wir ſind alle ein Volk von Brüdern, unter dem großen Napoleon. Und Sie nehmen mir's übel, daß ich ſchon wieder Blutgeruch wittere? Wer in der Vendée mitgefochten und ſolch ein Denkzeichen auf der Stirn trägt" — damit zeigte er auf ſeine Narbe — „der hat eine feine Witterung."

Und die plumpe Naſe aufwerfend, mit den funkelnden Augen, glich er durchaus einem Bluthund.

„Pulver und Blut!"

Er ſchwenkte ſein Glas, daß die Weintropfen vom Rande herabtröpfelten.

„Was iſt's denn auch Beſonderes? Iſt das Leben etwas Anderes als ein beſtändiger Kampf? Le verre à la main, vive la guerre! Ihr ſeid zu bedauern, Ihr habt zu viele Verräther unter Euch."

Dieſe Aeußerung hielt Egbert trotz ſeines Widerwillens gegen den Trunkenen auf ſeinem Stuhle feſt. Es erweckte in ihm eine plötzliche merkwürdige Gedankenverbindung. Anacharſis kam aus dem Spielzimmer, von der Pharobank, an der vielleicht Armhart eben ſeinen letzten Gulden verſpielt, an der er, um weiter ſpielen zu können, die Geheimniſſe des Staates verkaufte! War es Wahrheit? War es eine tolle Ausgeburt ſeiner Phantaſie? Um keinen Preis durfte er das Geſpräch abbrechen; der Franzoſe ſchien im Zuge, Alles auszuplaudern.

„Verrathen! Das ſind Beſchuldigungen, welche die Verzweiflung den Beſiegten ausſtoßen läßt“, meinte er.

„Mit Verlaub, junger Herr! Hatte Napoleon nicht ſchon am Abend vor Auſterlitz den ruſſiſchen Schlachtplan auf ſeinem Tiſche? Es gibt keinen großen Staatsmann, der nicht ein wenig Spitzbube und Betrüger wäre, und keinen ſiegreichen Feldherrn ohne Spione. Paßt auf, drinnen verhandeln ſie. Warum trinken Sie nicht?“

„Ich ſchenke unſere Gläſer voll, mein Herr Anacharſis Lepic“, rief Egbert.

Eine gewaltige Aufregung riß ihn fort.

„Auf die Freundſchaft und den Frieden zwiſchen Frankreich und Oeſterreich!“

„Ich hab' nichts dagegen“, trank Anacharſis ſein Glas leer. „Ich lebe gern in Wien, ich habe die ſchwere deutſche Sprache gelernt — ſehr gut gelernt. Mir ſchmeckt der Wein — und wenn ſie mich heute ausgeplündert —“

„Ausgeplündert? Iſt dies eine Diebshöhle?“

„Dieſer Zambelli hatte ſeinen Tag und ſeinen falſcheſten Blick. Spielen Sie nie, junger Mann! A la guerre comme à la guerre! Wenn Ihr Graf Stadion wüßte, was ich weiß.“

So waren denn die ſchlimmſten Erwartungen Egbert's in Erfüllung gegangen. Er war aufgeſprungen. Und wär' es durch eine Schaar von Feinden, er wollte ſich den Weg zu dem Spielſaal bahnen und einen Verſuch wagen, Magdalenens Vater vor Schmach und Verderben zu bewahren.

„Hat Sie eine Tarantel geſtochen?“ ſchrie der Franzoſe. „Oho, klingt auch bei Ihnen der Name Zambelli wieder? Ein liſtiger Gauner, aber er wird's weit bringen und hoch ſteigen. Liberté, égalité! Das wäre ein Kopf für die Guillotine geweſen! Jetzt hat er einen armen Schlucker, einen —“

Vor Egbert's Augen flimmerte es wie von einem röthlichen Schein. Ehe er den Trunkenen den Namen Armhart hätte ausſprechen laſſen —

Vielleicht würde er ihn mit einem Schlage zu Boden geſtreckt haben. Schon aber war die ganze Geſellſchaft umher und in den Nebenzimmern in Aufſtand und Bewegung gerathen. Nicht allein des Wortwechſels zwiſchen Egbert und Anacharſis wegen, der doch nur von den in der Nähe Sitzenden theilweiſe verſtanden werden konnte. Ein ſchriller, langgezogener Pfiff war vom Hofe heraufgeklungen.

„Die Naderer ſind da“, hieß es. „Sie werden Wind bekommen haben und heben nun das Neſt aus.“

„Oder es ſind gar Verſchwörer drinnen, Jakobiner!“

„Warum nicht gar! Der Graf Stadion iſt ein freiſinniger Mann, ein deutſcher Ritter, der riecht keine Jakobiner wie der Thugut!“

Nicht laut — wer konnte ſagen, ob ein Naderer nicht irgendwo verborgen? — leiſe flüſterten ſich die guten Bürger dieſe Vermuthungen zu und harrten der kommenden Dinge. Draußen war es ohne Zweifel gefährlicher als hier, wo Jeder ſo viele Zeugen ſeiner Unſchuld aufzuweiſen hatte. Alle aber hatten ſich von ihren Sitzen erhoben und drängten, die einen nach der Mitte des Raums, die andern nach den Fenſtern; ſie wollten ſich das Schauſpiel der verhafteten und fortgeführten Spieler oder Verſchwörer nicht entgehen laſſen.

Anacharſis hatte ſeinen Hut aufgeſtülpt. Einer, der in der Revolution grau geworden iſt, kennt einen Pfiff der Polizei, ob jes Fouché's Mouches in Paris oder Hager's Raderer in Wien ſind. Augenblicklich faſt verflog ſein Rauſch. Konnte er auch ſeiner Haltung nicht ſogleich die wünſchenswerthe Feſtigkeit geben, ſein Kopf war wieder frei und hell.

„Da ſollte ich eigentlich meinen Unſtern preiſen", ſagte er lachend zu Egbert und knöpfte ſeinen grauen Rock, der beinahe bis zu den gelbledernen umgeſchlagenen Stulpen ſeiner Stiefel reichte, langſam zu. „Mit dem Verluſt einer Handvoll Napoleonsd'or komme ich um einen Ehrenplatz in dem rothen Buche der Wiener Polizei. So, junger Mann, belohnt ſich die Tugend und die Enthaltſamkeit. War mir übrigens eine Ehre und ein Vergnügen, mit Ihnen zu disputiren."

Der blonde Egbert hatte weder Luſt noch Freiheit des Willens genug, ihm zu danken; er überließ die Erfüllung dieſer Pflicht, wenn es eine war, dem Freunde, der ſich mit einer geſchickten Wendung zwiſchen ihn und Herrn Anacharſis geſchoben.

Ihn ſelbſt zog ein ſtärkerer Magnet. Unter der Menge der Gäſte, die ſich noch immer vergrößerte, denn aus dem Erdgeſchoſſe ſtrömten die Leute bei der Kunde, daß oben Diebe und falſche Spieler ergriffen worden ſeien, herauf, hatte er den Ritter Zambelli erblickt.

War er dem Polizeicommiſſarius und deſſen Dienern entwiſcht?

Hatte man ſich mit ſeinem Namen begnügt und ihn nicht feſtgehalten?

Sein Geſicht war undurchdringlich und ehern wie immer, als ſich Egbert ihm näherte. Weder Sorge noch Beſtürzung drückte es aus.

„Ein Wort, Herr Ritter!“

„Was ſteht zu Dienſt?“

„Iſt Herr Armhart dort drinnen? Bei den Spielern? Haben Sie ihn getroffen?“

„Aber ich komme nicht von dort drinnen, wie Sie zu glauben ſcheinen.“

„O, mein Herr Ritter, die Wahrheit! Es handelt ſich um das Lebensglück, um die Ehre einer redlichen, tadelloſen Familie.“

„Die doch ich nicht angetaſtet habe?“

„Wozu die Winkelzüge? Sie verſtehen mich nur allzu gut. Auch ſollen Sie mir nicht entfliehen.“

„Ich Ihnen?“

Vittorio richtete ſeinen düſtern ſchönen Kopf empor.

„Sie haben im Spiel gegen einen Herrn Anacharſis Lepic vor einer halben Stunde gewonnen.“

„So habe ich auch hier einen Doppelgänger, der glücklicher iſt als ich. Meinen bekannten Doppelgänger aus der Gmundener Gegend vermuthlich! Gute Nacht, mein Herr, ich habe Eile.“

„Sie wollen mir nicht Rede ſtehen?“

„Allein“, betonte der Ritter, „mit Vergnügen; morgen, übermorgen, wann es Ihnen gefällt, hier nicht. Ich bin kein Komödienſpieler, um ſo viele Zuſchauer bei einer Scene zu lieben.“

Ihn aufhalten, wäre kaum möglich und gewiß ohne jeden Nutzen geweſen. Egbert beſaß kein Mittel, ihn zum Reden zu zwingen. Auch kam ſeine Hülfe zu ſpät, wenn es dem Geheimen nicht ſchon gelungen war, zu entſchlüpfen. Das Beiſpiel des Ritters zeigte, daß die langen Arme der Polizei doch nicht jeden Schuldigen zu ergreifen wußten.

Verdroſſen wendete er ſich mit Hugo dem Ausgange, der großen Flügelthür zu, die nach der Treppe ſich öffnete.

Auf der Schwelle ſtand ein kleiner unſcheinbarer Mann, an den Pfoſten gelehnt, ein Schreibtäfelchen halb in der Hand verbergend.

Er mochte ſchon eine längere Weile ſeinen Platz inne haben.

„Herr Egbert Heimwald?“ fragte er leiſe, mit der

Rechten die Schulter des jungen Mannes berührend, als die Freunde an ihm vorüber wollten.

„Ja. Wohnhaft auf der Landſtraße, bei den Saleſianerinnen“, entgegnete Egbert ärgerlich.

Seinetwegen hätte die Polizei morgen ſeine Anweſenheit in der „Kugel“ öffentlich ausrufen laſſen können, ſo gleichgültig waren ihm in dieſem Augenblick, bei dem Fehlſchlagen der Hoffnung, die ihn hierher geführt, die Folgen, die ſich daran knüpften.

Der kleine Mann lächelte.

„So iſt's nicht gemeint. Ich bin der Hofrath Braulick. Wollen Sie mir folgen? Ohne Aufſehen, mein Wagen wartet unten.“

„Ich bin bereit. Darf ich fragen, wohin?“

Der Kleine erhob ſich auf den Zehen, um ſeinen Mund noch näher zu Egbert's Ohr zu bringen.

„Zu Sr. Excellenz dem Miniſter Grafen Stadion.“

„Ich? Zum Miniſter?“

Sie waren nun ſchon draußen und ſtiegen die Treppe hinab.

„Se. Gnaden der Graf Wolfsegg haben neulich mit der Excellenz von Ihnen geredet. Ein merkwürdiger Vorfall, die Ermordung eines franzöſiſchen Reiſenden —“

„Aha!“ dachte Hugo, der ihnen auf den Ferſen folgte.

„Die alte Geſchichte von Bourdon's Stiefeln, die auch fortzeugend Böſes muß gebären.“

„Aber das iſt es nicht, was dieſe Einladung zu ſo ungewöhnlicher Stunde hervorgerufen hat. Sie ſprachen vorhin angelegentlich mit einem der Secretäre der franzöſiſchen Geſandtſchaft —“

„Steht denn hinter jedem Stuhl ein Spion?“ wollte Egbert ausbrechen; der tiefſte Widerwille erfüllte ſein Herz.

Gegenüber dem Hauſe, im Schatten der Peterskirche, hielt der Wagen.

„Der Herr Miniſter“, ſagte Egbert zögernd, „wird es mich entgelten laſſen, daß meine Ausſagen nicht entfernt die Wichtigkeit haben, die Sie ihnen zuſchreiben, mein Herr Hofrath. Monſieur Lepic hat mir keine Geheimniſſe anvertraut.“

Der Andere lächelte wieder.

„Das zu entſcheiden iſt Sache der Excellenz. In der Politik iſt nichts klein, nichts groß. Die Beleuchtung, die thut es. Ein Thautropfen im Sonnenſchein ſchimmert herrlicher als ein Diamant.“

Er ſchien es für nöthig zu finden, durch dieſen poetiſchen Vergleich das Herz des jungen Mannes zu gewinnen.

„Und zuletzt wird doch immer Se. Excellenz Sie kennen gelernt haben.“

Egbert konnte dem Freunde eben noch die Hand drücken, dann fuhr der Wagen davon.

Auch den luſtigen Hugo hatte der raſche Wechſel der Ereigniſſe nachdenklich geſtimmt. Unwillkürlich wendete ſich ſeine Erinnerung jenem erſten Einfall zu, der gleichſam der Kern der ganzen Entwicklung geworden war. Welches Schickſal hatte den Geheimen ereilt? Gewiß, er leiſtete dem Freunde einen Dienſt, wenn er noch einen Verſuch machte, Kunde von Armhart einzuziehen. Im Uebrigen, er hatte nichts Beſſeres zu thun und war zu unfreiwilliger Muße verurtheilt.

Er brauchte auch nicht lange ſpähend vor der „Kugel“ auf und ab zu gehen, als er den Schatten des Geheimen bemerkte, der in aller Eile, die Beine unter den Armen, meinte Hugo, ſich von dem verhängnißvollen Orte entfernte. In aller Eile, aber zugleich mit allen Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung. In Hugo’s mitleidiger Seele ſtieg ein Bild auf von unglücklichen Spielern, die in den Wellen oder durch einen Piſtolenſchuß Hülfe aus ihrem Elend geſucht. Dann tröſtete er ſich wieder, daß Armhart als ein bürgerlicher Mann wahrſcheinlich auch die bürgerliche Todesart des Erhängens jeder andern vorziehen werde. Und wie manchen Erhängten hat man ſchon wieder von dem erlöſenden Strick abgeſchnitten und in das irdiſche Thränenthal zurückgeführt!

Dabei lief er dem voranhuſchenden Schatten immer nach, trotz der Windungen, die jener machte, als hätte er eine Ahnung, daß er verfolgt würde, trotz Wagen und Menſchen, die Hugo's Eile hemmten.

Unweit des Schottenthores faßte er endlich den Secretarius.

„Das war eine Jagd, Verehrteſter! Wenn die hohen Herren ſich noch Läufer hielten, das wäre ein Amt für uns geweſen.“

Der Geheime hatte die bleichgraue Farbe des Ertappten.

Er wollte ſich losringen, aber Hugo's Hand hatte ſich wie ein Schraubſtock um ſeinen Arm gelegt.

„Stillgehalten! Mein Schickſal ruft und macht die kleinſte Ader dieſes Leibes ſo feſt wie Sehnen des Nemäer Löwen! Sie wiſſen, aus „Hamlet“! Nebenbei glaub' ich, daß wir uns hier gerade nicht auf dem nächſten Weg zu unſerer Wohnung befinden.“

„Herr, laſſen Sie mich los! Ich kann meine Straße allein gehen.“

„Sie vielleicht, aber ich nicht. Egbert oder Sie — einer von Ihnen muß mich nach Hauſe führen. Da Egbert nun zum Miniſter gefahren iſt —“

„Plagt Sie der Teufel?“

„Sie hat er beim Schopf! Ruhig, Geheimer! Wir wiſſen Alles, wir waren in der Kugel!“

„Bei allen Heiligen, kein Wort weiter!“

Er wollte ihm den Mund mit der Hand verſchließen.

„Und wundern uns nur“, fuhr Hugo unerſchütterlich fort, „daß wir Sie gerettet und auf freien Füßen ſehen.“

„Für eine Nacht nur!“ ächzte Armhart. „Fort! Mit mir iſt's aus! Seien Sie barmherzig, laſſen Sie mich! Ein Sprung in die Donau — Ach! ach! meine unglückliche, arme Frau! Sagen Sie Egbert —“

„Warum wollen Sie es ihm nicht ſelbſt ſagen, daß Sie ein paar hundert Gulden verſpielt haben?“

„Meine Ehre iſt verloren! Mein Name in den Büchern der Polizei —“

„Die Ehre theilt er mit dem meinen. Man hat Sie beim Spiel ertappt; man hat ſich Ihren Namen gemerkt —“

„Man ſuchte mehr als die Pharobank.“

„Aber doch nicht bei Ihnen? Nun gibt's einen tüchtigen Verweis. Carcer, ſagten wir in Halle, mit Androhung eines consilium abeundi. Aber das verſtehen Sie als Wiener wieder nicht. Den Verweis ſtecken Sie in die Taſche, die Spielſchuld zahlt Egbert, das Uebrige gleicht der Graf aus.“

Dies Wort ſchien die Verzweiflung des Geheimen nur zu vermehren.

„Um Gottes Barmherzigkeit“, flehte er, „was halten Sie mich auf? Nur mein Tod kann Alles ausgleichen. Nur der Tod! Wollen Sie mein Henker ſein?“

„Oho, Mann, das wird ernſthaft. Da ſteckt mehr dahinter.“

Armhart lachte wild auf.

„Ich habe einen kurzen Vorſprung, morgen verhaften ſie mich — und dann — Ça ira. A la lanterne! Da iſt es beſſer, ich gehe auf meine Art ins Dunkle!“

„Morgen fürchten Sie“, ſagte überlegend Hugo. „Von morgen trennen uns noch acht volle Stunden. Ihr Oeſterreicher ſeid langſame Leute!“

Sie waren aus dem Schottenthor hinausgeſchritten und ſtießen auf einen leeren heimkehrenden Miethwagen.

Hugo rief ihn an.

„Geheimer, da hinein!“

Armhart wußte nicht, wie ihm geſchah. Aber er ſaß ſchon drinnen, Hugo an ſeiner Seite.

„Und nun fahr’ zu! Einen Ducaten, wenn wir an Ort und Stelle ſind!“

Viertes Kapitel.

„Wer will mich ſprechen? So früh! Welch ſchlechte Sitten! Die Demoiſelle muß gar keine Erziehung haben oder mich für eine Krämerfrau halten.“

Es war in den Morgenſtunden des andern Tages, und die Marquiſe von Gondreville trank mit ihrer Tochter die Frühſtückschocolade, als ihr ein Diener die Meldung gebracht, ein junges Mädchen in bürgerlicher Kleidung wünſche ſie zu ſprechen. Wenn ſie bei ihren Mahlzeiten eine Störung erfuhr, pflegte die Marquiſe ſtets in eine gereizte Stimmung zu gerathen; heute trugen obendrein noch manche Zufälligkeiten dazu bei, ihren Aerger zu erhöhen. Sie befand ſich nach ihrer Meinung noch nicht in der paſſenden Toilette, den Beſuch eines Bürgermädchens anzunehmen. Solchen

Plebejerinnen muß eine vornehme Dame ſchon durch ihren Anzug den nöthigen Reſpekt einflößen. Es gehörte zu den Glaubensſätzen Leopoldinens, daß die franzöſiſche Revolution durch die Lockerung der „Etiquette“ und der „Convenances“ herbeigeführt worden ſei. Sie wollte durch ein Erſcheinen im Hauskleide nicht ähnliche ſchlechte Anſichten in Wien verbreiten helfen. Dazu plagten ſie noch andere Sorgen. Es galt, das Haus zu einem Feſtabend einzurichten. Sogar einer der Erzherzoge wärd für die heutige Abendgeſellſchaft erwartet.

„Weiſe Er das Mädchen ab“, ſagte die Marquiſe und rührte mit dem Theelöffel in der Chocolade herum. „Ein andermal. Was wird's auch ſein! Eine Bettelei!“

„Hat ſie denn ihren Namen nicht genannt?“ fragte Antoinette.

„Ja, Demoiſelle Armhart, gräfliche Gnaden.“

Dieſer Name änderte wenn nicht die Stimmung, doch den Entſchluß der Dame.

„Demoiſelle Armhart!“

Die Marquiſe ſetzte die Taſſe, die ſie eben zum Munde führen wollte, nieder und war nahe daran, vor Erſtaunen ihre Würde zu verlieren und ſich zu einem wenig ſchmeichelhaften Ausruf über die Beſucherin hinreißen zu laſſen, wäre ihr Antoinette nicht zuvorgekommen. Sie verſtändigte ſich durch einen ſchnellen Blick mit der Mutter und befahl dem Diener:

„Geleite das Mädchen in mein Zimmer; die Frau Marquiſe iſt verhindert, aber ich wäre bereit, ſie zu empfangen.“

„Du wollteſt?“ fragte Leopoldine, als der Diener gegangen, hochroth vor Zorn und die Bänder ihrer ſtattlichen Haube flogen. „Mit einem ſolchen Geſchöpf! Wagt ſich in unſer Haus!“

„Vergiß nicht, liebe Mutter, es iſt das Haus des Grafen. Und wenn ſich die Demoiſelle an uns wendet, haſt Du ihr doch wohl mit Deinem Verdacht Unrecht gethan.“

„Vielleicht hat ſie ſich mit ihm überworfen, und wir ſollen das Loch wieder zuflicken.“

„Du wirſt Alles nach wenigen Minuten erfahren“, ſagte aufſtehend Antoinette.

Für ſie war es ſchon ein Triumph, daß dies Mädchen, an das der Oheim durch ein geheimes Band unlösbar gefeſſelt ſchien, offenbar als Bittende zu ihr kam. Sie hatte den erſten Schritt ihr entgegen thun wollen, halb aus Neugierde und Eiferſucht, halb in der Gewißheit, dadurch dem Grafen einen Gefallen zu erzeigen; jetzt wurde ihr dieſer Schritt, der ihrem Stolz ein ſchweres Opfer gekoſtet, durch einen glücklichen Zufall erſpart.

Wenn Magdalenens Gemüth frei und ihre Augen unbewölkt genug geweſen, um die unbarmherzigen Blicke zu erkennen, mit denen die junge Gräfin ſie muſterte! Die Schilderung, die Vittorio neulich von der Demoiſelle Armhart entworfen, hatte Antoinettens Neid entzündet. Keinem Andern, nicht einmal ſich ſelbſt würde ſie es zugeſtanden haben, ſie konnte das Lob einer fremden Schönheit nicht hören. Noch tiefer hatte es ſie gekränkt, daß der Ritter zwiſchen ihr und dieſem Mädchen eine Vergleichung anzuſtellen ſich erkühnt. So ſtand Magdalene, ohne es zu ahnen, vor der ſtrengſten Richterin.

„Ich bin doch ſchöner“, mochte ſich die leicht beſtechliche Eigenliebe Antoinettens nach geſchehener Prüfung ſagen, denn ihre Züge verloren die Spannung und Erregung und erſchienen in jener idealiſchen Ruhe, in dem ätheriſchen Glanz, die Egbert, bei ihrer erſten Begegnung im Schloſſe am See, entzückt und hingeriſſen hatten. Neidlos hätte Magdalene das Urtheil der Gräfin beſtätigt. Antoinettens Schönheit hatte etwas Erhabenes und Liebliches; Magdalene mußte an die Göttinnen des Olymps denken, wie ſie in Schiller's Gedichten leben. Dorther ſchien die junge Gräfin zu ſtammen.

Eine andere Erziehung und Lebensweiſe, die Arbeit des Hauſes hatten Magdalene ihr Gepräge aufgedrückt. Ohne Mühe würde ein Maler die beiden Mädchen als Venus und Minerva, als die Schönheit des Adels und des Bürgerthums, des Müßiggangs und der Thätigkeit haben ſymboliſiren können.

Erſt als Antoinette die Demoiſelle Armhart zum Sitzen eingeladen hatte, bemerkte ſie die Angſt und die thränenfeuchten Augen ihrer Beſucherin. Der ſteife und förmliche Ton, den ſie angeſchlagen, verwandelte ſich in einen herzlichern. Magdalene erzählte, welch Geſchick ſie hierher geführt. Ihre einfache, kunſtloſe Weiſe hatte den Goldklang der Wahrheit und eines tiefen Gemüths. Wie Vittorio ward auch Antoinette davon ergriffen. In dieſem jungen Mädchen waltete ein feſter, ruhiger Sinn und ein freies Herz, ein Herz, das bei aller Mitleidenſchaft und Sorge, in Rührung und Schmerz, ſich ſeinen Muth, ſeine Beſonnenheit und Zuverſicht bewahrte.

Sie war gekommen, die Damen des Hauſes zu bitten, ſich ihrer bei dem Grafen anzunehmen. Ihr Vater war über Nacht ausgeblieben, die ſchlimmſten Nachrichten hatten ſich verbreitet; entweder ſei er wegen eines ſchweren Vergehens verhaftet worden oder habe verzweifelnd Hand an ſich ſelbſt gelegt. Vor einer

Stunde ſeien Beamte in ihrer Wohnung geweſen, die Alles unterſucht, die Papiere des Vaters mit ſich genommen und ſein Arbeitszimmer verſiegelt hätten. Die Mutter habe zu dem Grafen Wolfsegg eilen wollen, ihrem gnädigen Beſchützer, der ſich ihnen immer hülfreich erwieſen, aber der Schmerz habe ſie übermannt und niedergeworfen. Da habe ſie ſich zu dem Gange entſchloſſen, in der Hoffnung auf die Güte und den Schutz der gnädigen Gräfin, die ihre Bitte dem Grafen mittheilen würde.

„Sogleich —“ wollte Antoinette, die längſt jede Mißgunſt vergeſſen und ganz Mitleid und Rührung geworden, ſagen und dem Diener ſchellen, als der Graf zu ihrer Ueberraſchung ins Zimmer trat.

Zu einem Ausritt bereit, hatte er Antoinette einen guten Morgen wünſchen wollen und gehört, daß ſie nicht allein ſei, daß ſie die Demoiſelle Armhart bei ſich habe.

Es ging wie ein Stich durch das Herz der ſtolzen Gräfin. „Er hat's eilig, ſie zu ſehen“, flüſterte die Eiferſucht in ihr, „nicht deinet-, ihretwegen iſt er gekommen.“

Sie hatte Luſt, ſich zu entfernen; ihr altes Mißtrauen war wieder erwacht. Mit ſo ſonderbarem Ausdruck von Zärtlichkeit und Schrecken weilten Wolfsegg's Blicke auf Magdalenen.

„Was iſt Dir — was iſt Ihnen, meine liebe Demoiſelle?“ verbeſſerte er ſich. „Doch nichts Aeußerſtes?“

Und Antoinettens Hand ergreifend, ſetzte er hinzu:

„Ich danke Dir, daß Du Dich des armen Kindes ſo freundlich annimmſt. Dank — o, Du weißt nicht, wie Du mich dadurch erfreuſt.“

Er brauchte des Aufathmens, um ſeine Bewegung zu bemeiſtern. Magdalenens Mittheilung, während deren er den Kopf in den Händen vergrub — „Die Sonne blendet mich“, ſagte er, und Antoinette beeilte ſich, die Vorhänge der Fenſter herabzulaſſen — gewährte ihm Friſt und Muße, ſeine Geiſteskräfte zu ſammeln und ſeinem Geſicht den gewohnten Ausdruck der Sicherheit und Undurchdringlichkeit zu geben.

„Welch betrübende Kunde!“ äußerte er dann, im Gemach auf und nieder gehend. „Aber laſſen Sie ſich nicht zu ſehr erſchrecken und niederdrücken, liebe Demoiſelle. Der Armhart wird ein geringes Verſehen verſchuldet haben, und die Behörde nimmt's ernſter und ſtrenger, als es nöthig wäre. Er ſelbſt — nun, weinen Sie nicht! Er iſt ja ein verſtändiger Mann, der ſich nicht ſo weit vergeſſen wird! Er mag geflüchtet ſein. Was thut denn Herr Heimwald bei der traurigen Geſchichte?“

„O, Sie kennen ihn, Herr Graf“, ſagte Magdalene mit leuchtenden Augen. „Er iſt voll Eifer und Aufopferung für uns. Da die Mutter wegen ihrer Schwäche es zu thun nicht im Stande war, hat er die Beamten empfangen und ihnen das ganze Haus gezeigt. Darauf hat er uns getröſtet und iſt fortgegangen, die Spur des Vaters aufzuſuchen.“

„Ja, ja! In dem ſteckt ein irrender Ritter. Haſt Du es nicht auch geſagt, Antoinette?“

Die junge Gräfin verzog ein wenig das Geſicht; was brauchte die Demoiſelle Armhart es zu erfahren, daß ſie ein ſo günſtiges Urtheil über Egbert Heimwald gefällt?

Bei den Worten des Grafen hatte Magdalene zuſammenfahrend Antoinette angeſehen. Egbert war von dieſer herrlichen Schönheit gekannt, geſchätzt! Ein kalter Schauer beſchlich ihr Herz. „Was biſt Du neben ihr?“ ſprach die bange Furcht und jagte alle Röthe aus ihren Wangen.

„Wie bleich ſind Sie!“

Wolfsegg nahm ihre Hand zwiſchen die ſeinen.

„Sie dürfen mir den Kopf nicht hängen laſſen, mein liebes Kind! Nicht krank werden! Sie ſind jetzt die einzige Stütze Ihrer Mutter! Das Leben ſchüttelt den Baum eines Jeden. Früher oder ſpäter, ohne Sturm geht es für Niemand ab. Ich will ſogleich zum Miniſter, um aus ſeinem Munde zu hören, was dem geheimen Secretarius vorgeworfen wird. Er nahm manchmal ein wunderliches Weſen an. Haben Sie in den letzten Tagen an dem — an dem Vater eine Veränderung, etwas Außerordentliches bemerkt?"

Magdalene konnte ſich keiner beſtimmten Thatſache entſinnen; ermüdet, überarbeitet ſei ihr der Vater erſchienen. Dabei fiel ihr der Beſuch des Ritters Zambelli ein, ſie erwähnte ihn; die Unterredung hätte den Vater tiefer aufgeregt, als wünſchenswerth geweſen.

Während Antoinette ſich haſtig dem Fenſter zuwendete und mit halbem Rücken gegen ſie ſtand, ſtampfte Ulrich in Aerger und Sorge mit dem Fuß auf den Boden.

„Muß ich das erſt heute erfahren! Der Ritter Zambelli bei Ihnen! Ich dachte, ſein Beſuch hätte nur Herrn Heimwald gegolten. Eine böſe Geſchichte! Wo der Ritter Zambelli iſt, da miſcht der Teufel die Karten."

Aber er bereute ſchon ſeine Heftigkeit, als er ihre Wirkung ſah. Magdalenens Muth war ganz gebrochen, ihre Augen ſtanden voll Thränen.

„Was ſchiltſt Du mich?" ſchien der rührende Ausdruck ihres Geſichts zu ſagen. „Bin ich die Schuldige?"

„Gehen Sie nach Hauſe, liebes Kind", ſagte er begütigend, „richten Sie Ihre würdige Mutter auf! Weinen Sie nicht! Es iſt nichts verloren, für Sie nichts verloren! Möglich, daß Ihnen Herr Heimwald gute Nachrichten bringt. Ich hoffe, ihn am Abend bei mir zu ſehen.“

Wolfsegg warf ſeiner Nichte einen halben, verlorenen Blick zu; es ſchien, als hätte er einen Wunſch auf dem Herzen, den er nicht auszuſprechen wage.

Dieſe Verlegenheit des ſonſt ſo entſchiedenen und durchgreifenden Mannes hatte eine komiſche Seite, die Antoinette zu einem Lächeln herausforderte.

„Aber, mein Oheim“, kam ſie ihm zu Hülfe, „Sie ängſtigen die Demoiſelle mit Ihren Fragen. Was ſie bedarf, iſt weniger Troſt als Ruhe. Darum, Herr Graf, laſſen Sie uns allein. Wir Mädchen werden uns ſchon zuſammen- und zurechtfinden. Nun, mein Herr, zögern Sie noch? Auf Wiederſehen!“

Und dicht an ihn herantretend, flüſterte ſie ihm zu:

„Ich werde ſie ſelbſt in unſerem Wagen nach ihrer Wohnung zurückführen.“

„Du biſt ein Engel“, antwortete Wolfsegg ſcherzend, und zu Magdalene gekehrt: „Sie ſehen, liebe Demoiſelle, Widerſtand iſt unmöglich. Alſo, leben Sie mir wohl, trocknen Sie Ihre Thränen, ich übergebe Sie der Obhut einer herriſchen, aber guten Fee.“

Darin hatte Antoinette ihre Kraft nicht unterſchätzt, daß es ihr beſſer gelingen würde, Magdalene zu beruhigen, als dem Grafen mit ſeinen Fragen, bei ſeiner eigenen, nur ſchwer gebändigten Bewegung. Für ſie war die That Armhart's gleichgültig; die Folgen, die ſein Verbrechen, mochte es nun eine Unterſchlagung oder der Bruch eines Amtsgeheimniſſes ſein, für den Staat haben konnte, berührten ſie nicht, nur um ſeine unglückliche Tochter handelte es ſich für ſie. Und indem ſich Antoinette nun ganz dieſer Aufgabe, das arme Mädchen zu tröſten und ihm die Zukunft in hellern Farben zu malen, widmete, genügte ſie unbewußt zugleich dem ſelbſtſüchtigen Drang ihres Gemüths, Magdalenens Verhältniſſe und Geſinnungen kennen zu lernen.

So liſtig und verſchlagen iſt unſer Herz; es macht uns glauben, daß wir aus Mitleid und Uneigennützigkeit uns fremdem Glücke opfern, während wir doch nur unſern eigenſüchtigen Zwecken dienen.

Am Ende des langen, mit Küſſen und Umarmungen beſchloſſenen Geſprächs, als Antoinette allein in ihrem Wagen von dem Giebelhauſe bei den Saleſianerinnen zurückfuhr — auszuſteigen und Magdalene hinaufzubegleiten, hatte ſie unter dem Vorwand dringender Geſchäfte abgelehnt — war ſie ſelbſt darüber erſtaunt, daß ſie zugleich die Thränen des Mädchens getrocknet und ihr Vertrauen gewonnen hatte. Nicht abſichtlich hatte ſie es darauf angelegt, nicht mit künſtlich verwirrenden und beſtrickenden Reden die Argloſe gefangen; indem Magdalene von dem bisherigen ungetrübten Frieden und dem Glück ihres elterlichen Hauſes geſprochen, hatte ſie der jungen Gräfin, die ihr ſo liebevoll und zärtlich entgegenkam, die Tiefe ihres Herzens geöffnet. War es doch ſo rein und klar, wie der Bergquell in der Waldeinſamkeit, der des Himmels Blau und die Sonne widerſpiegelt. Nur ein Bild hatte Antoinettens ſcharfer Blick auf ſeinem Grunde gefunden: das Bild des blonden Egbert.

„Welch eine Thörin warſt du doch“, mußte ſie ſich jetzt, an ihre Beſorgniſſe zurückdenkend und ſie wegläch elnd, ſagen, „daß dir dies große Geheimniß nicht gleich einfiel! Konnte ſie ſo lange in einem Hauſe mit ihm zuſammenwohnen und ihn täglich ſehen, ohne ihn zu lieben?“

Antoinette gelobte ſich, dieſe Liebe fortan unter ihren beſondern Schutz zu nehmen.

„Zuletzt fürchtet das gute Mädchen gar, dieſer irrende Ritter, wie ihn der Oheim nennt, könnte ſich ernſtlich in mich verlieben“, dachte ſie. „Ich werde ihm ohne Rückhalt meine Meinung ſagen, noch am heutigen Abend — Magdalene iſt meine Schutzbefohlene, er ſoll ihr keinen Grund zur Klage mehr geben.“

Und bei dieſer Entſagung, dieſer Aufopferung eines Verehrers kam ſie ſich ſelbſt als eine Märtyrerin der Freundſchaft vor. Wenn es aber auch gewiß war, daß zwiſchen dem Grafen und Magdalenen nicht der Schatten eines zärtlichen Verhältniſſes beſtand, eher ſchien er geneigt, die Verbindung des jungen Mädchens mit Egbert zu begünſtigen, ſo blieb doch Urſprung und Urſache ſeiner Freundſchaft für die Armharts unenträthſelt. Antoinette mochte ſich damit tröſten, daß auch Magdalene dafür keine Erklärung wußte. In ihrer kindlichen, hoffnungsfreudigen Seele hatte ſie die Neigung des vornehmen angeſehenen Mannes wie ein Geſchenk des Himmels, ohne ihr ängſtlich nachzuſinnen, aufgenommen.

Einen Augenblick beſchäftigte Antoinette der Gedanke, daß der Graf in früherer Zeit ein Abenteuer mit Armhart's Frau gehabt. Aber würde er ſich dann nicht zurückhaltender und vorſichtiger zeigen? Würde zwiſchen den beiden Ehegatten eine ſo herzliche Eintracht walten?

„Warum ſind wir doch immer geneigt“, unterbrach Antoinette hier ihr Selbſtgeſpräch, „jede Handlung, die uns unerklärlich erſcheint, aus einer unlautern

Urſache herzuleiten? Iſt es nicht natürlich, daß der Graf die Treue, die ihm der Vater bewieſen, an dem Kinde belohnt? Daß er ſich der Schönheit und Anmuth Magdalenens freut und, wie er früher für ihre Erziehung geſorgt hat, ſo jetzt für das Glück ihrer Zukunft ſorgen möchte? Der Oheim iſt ein edler großherziger Mann, und wir ſind ſchlecht und niedrig geſinnt, die wir ihm unſere eigenen kleinlichen Schwächen andichten und ſeine Hoheit nach der Erbärmlichkeit der Andern beurtheilen."

Eine wunderbare Freudigkeit erfüllte Antoinettens Seele und ließ ſie am Abend den zahlreichen Gäſten des Wolfsegg'ſchen Hauſes als die glänzende, liebenswürdige, Alles hold belebende Göttin des Feſtes erſcheinen.

Es war nicht nur der Widerſchein einer guten That, die auf ihrem Antlitz ruhte, es war das erhebende Bewußtſein, den Mann, den ſie vor allen Andern verehrte, fleckenlos und tadellos daſtehen zu ſehen. In dieſer Friſt hegte ſie keinen Wunſch. Wie ungeſtüm ſie ſonſt Phantaſie und Leidenſchaft, in Stunden des Mißmuths und der Hoffnungsloſigkeit, über die Schranken ihres Geſchlechts und ihrer Stellung in das grenzenloſe Reich ehrgeiziger Träume entführt, jetzt fand ſie das höchſte Glück in dem demüthigen Aufſchauen zu ihm. Still hätte ſie zu ſeinen Füßen ſitzen und ihm dienen mögen.

Wo blieb denn nur der Ritter Zambelli? Es drängte ſie, triumphirend zu ihm zu ſagen:

„Du haſt Dich doch getäuſcht, es gibt für mich noch ein Glück außerhalb des Kreiſes, den der große Zauberer an der Seine gezogen!“

Aber der Ritter kam nicht. In dieſer auserleſenen Geſellſchaft, wo die Träger ſo vieler erlauchter Namen, die ſchönſten und reizendſten Blüten der Frauenwelt des öſterreichiſchen Adels verſammelt waren, konnte die Abweſenheit eines unbedeutenden Edelmannes im Grunde nicht auffallen. Und dennoch richteten ſich immer wieder die Blicke gerade der ältern Männer nach den Flügelthüren, ſo oft ſie ſich einem neuen Gaſte öffneten, ob Vittorio Zambelli der Eintretende ſei.

Die Jüngern mochten ſich in dieſen glänzenden Sälen dem Liebesgetändel und harmloſem Zeitvertreib hingeben, die Frauen und Mädchen lachen und kichern, einige Unverbeſſerliche die Spieltiſche aufſuchen, unter den politiſchen Männern war nur von einem Gegenſtand die Rede: von dem Verſchwinden des geheimen Secretarius Armhart und der Aufhebung der Pharobank im Gaſthauſe zur Kugel.

Die Betroffenen wären zu „vornehm“ geweſen, als daß die Polizei gewagt hätte, ſie feſtzunehmen, erzählten die Einen. Dazu machten Andere, die für „eingeweihter“ gelten wollten, ein ungläubiges Geſicht; man hätte einen beſſern „Fang“ beabſichtigt, aber das Netz hätte ein Loch gehabt. Einer der Secretäre der franzöſiſchen Geſandtſchaft, Anacharſis Lepic, und der Ritter Zambelli verkehrten häufig in der Kugel.

Wenn die Unterhaltung an dieſem Punkt angelangt war, ſenkten ſich alle Stimmen zum Flüſterton herab.

„Wo bleibt er nur?“

Durch die Gruppen, dieſe begrüßend, jene ermunternd, hier Bekanntſchaften vermittelnd, dort das Kleid, den Kopfputz, das blühende Ausſehen einer ſchönen Frau in zierlichem Scherz bewundernd, ging geſchäftig der Graf.

„Was gilt die Wette, Puchheim? Er kommt nicht“, ſagte er zu dem langen Baron.

Der wollte ihn feſthalten und um nähere Auskunft bitten, aber Wolfsegg war ſchon am andern Ende des Saales.

„Der Graf hat Euch eine wichtige Neuigkeit vertraut?“ wendete ſich ein Neugieriger an ihn.

„Nichts da! Ein Sturmvogel iſt ausgeflogen. Hütet Eure Tauben!“

„Ihr habt närriſche Vorſtellungen, Puchheim. Iſt Oeſterreich ein Taubenſchlag?“

„Je nun, wollen ſehen, was es iſt, wenn der Adler drüber ſchwebt.“

Der Eintritt des Erzherzogs Maximilian ließ eine Weile die verſchiedenen Geſpräche, die in den Sälen auf und nieder ſchwirrten, verſtummen. Vor dem Wunſche, von dem Mitgliede des Kaiſerhauſes bemerkt, wohl gar angeredet zu werden, trat jede andere Beſchäftigung zurück. Wie die Kaiſerin Marie Louiſe Beatrix, eine Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Modena-Breisgau, gehörte auch der Erzherzog Maximilian, einer ihrer Brüder, voll leidenſchaftlichen Haſſes gegen Frankreich, der Kriegspartei an. Er brannte vor Begierde, ſich in einer Schlacht denſelben Lorbeer zu holen, der die Schläfe ſeines Verwandten, des Erzherzogs Karl, des Moreau-Beſiegers, kränzte. Seit einigen Monaten ſtand er an der Spitze der neu eingerichteten Landwehren in den Landſchaften ob und unter der Enns, raſtlos bemüht, die Leute einzuüben und auf den Entſcheidungskampf vorzubereiten.

Zum erſten Mal nach jener unheilvollen Stunde, wo das Herz Joſeph's II. brach, waren Fürſt und

Adel, Bürgerthum und Volk in Oeſterreich wieder von einer Strömung dahingetragen, von einem Willen erfüllt, von einer Begeiſterung beſeelt. Je nach der Stellung und Stimmung der Einzelnen waren die Gründe, die ſie vorwärts trieben, verſchieden.

Der Kaiſer, ſeine Familie, der Hof und das Heer konnten die Schmach von Marengo und Ulm nicht verſchmerzen; den Adel ſpornte ſein angeborener Haß gegen die Revolution; das Volk verwünſchte den Druck und die Herrſchaft der Franzoſen; in Allen aber lebte wieder, dunkler hier, feuriger dort, der Gedanke eines öſterreichiſchen Staates, das Gefühl des Deutſchthums, die Erinnerung an die uralte glorreiche Kaiſerkrone auf, die nicht nur den Habsburgern, die jedem Oeſterreicher ein ſtolzeres Gefühl ſeines Werthes gegeben hatte. Für die herrſchenden mächtigen Männer handelte es ſich um die Wiedergewinnung des verlorenen Uebergewichts in Deutſchland, für das Volk um die Zuſammengehörigkeit mit den andern deutſchen Stämmen.

Ueber die Kluft, die ſo lange Preußen und Oeſterreich getrennt, hatte das gemeinſame Unglück eine Zauberbrücke gewölbt. Gegen Frankreich richteten ſich alle Gemüther, alle Geiſter. Wohl mochten einige Heißſporne der Ritterſchaft und der Geiſtlichkeit nach der Beſiegung Napoleon's darauf hoffen, die Welt um ein halbes Jahrhundert wie eine ſchlecht gehende Uhr zurückſtellen zu können; in der Mitte der Bürger gab es eine Anzahl jugendlich heißblütiger Köpfe, die mit der Befreiung des Vaterlandes von den fremden Unterdrückern auch die Beſeitigung innerer Schäden und der Mißbräuche der Verwaltung, die Aufrichtung eines Rechtsſtaats, die Freiheit und ein goldenes Zeitalter erſehnten; für alle war zu ſo entgegengeſetzten Zielen doch nur ein Weg vorhanden: Krieg mit Napoleon!

Selbſt heute, in dieſem Feſtſaal, unter der rauſchenden Muſik, mit der von der Muſikantengallerie herab der Eintritt des Erzherzogs begrüßt wurde, in den lauten, freudigen Willkommenrufen, die ihn empfingen, ſchien, wie Puchheim ſeinem Nachbar zuraunte, dumpf ein kriegeriſcher Donner zu grollen.

Die Oberfläche freilich ließ die unterirdiſche Bewegung nicht ahnen. Sie war glatt, glänzend und eben, und wenn einmal eine Woge höher emporſchlug, ſo war es die Welle der Freude, die blitzende Schaumperlen umherſpritzte.

Für Egbert ein ungewohntes, prächtiges, immer aufs neue feſſelndes Schauſpiel! Wenn er ſich auf ſich ſelbſt zurückbeſinnen, ſich fragen wollte: Wie komme ich nur hierher? ſo wurde er ſchon von dem Strome aus ſeiner ruhigen Lage geriſſen und ſah ſich neuen

Erſcheinungen gegenüber, die ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen.

Der weite Saal ſtrahlte im Glanz vieler hundert Kerzen. Die reichen Vergoldungen, das farbenbunte Deckengemälde, die kryſtallenen Kronleuchter mit den ſchimmernden Lichtreflexen vermehrten noch den Eindruck des Hellen und Heitern. In den vier Ecken des Raumes waren von koſtbaren Blumen und Blattpflanzen kleine Bosquets geſchaffen worden. Auf ihrer Gallerie ſpielten die Muſikanten halb hinter einer Blumenterraſſe verborgen.

Der Graf hatte mitten im November ſeine Gäſte mit dem Schein des Frühlings täuſchen wollen. Egbert's Phantaſie ſpiegelte ihm in dieſer Umgebung eine Art Zaubergarten vor. Die ſchönen Mädchen wurden zu Nymphen und Feen und Antoinette zu ihrer Königin. Aus ihrem feurigen Gebrauſe war die Muſik allmälig wieder in eine ſanftere Weiſe übergegangen, welche die Unterhaltung unten im Saale nicht ſtörte, ſondern von oben her, wie Ariel's Geſang aus der Luft, melodiſch begleitete. Das Einzelne verklang ſo in dem Strom gefälliger Harmonien.

Viel Schlimmes ſagte man dem Adel und der vornehmen Geſellſchaft Wiens nach, und manche harte Anklage hatte Egbert noch aus dem Munde ſeines

Vaters über ſie gehört. Seine ganze Erziehung und Denkungsart richtete ſich mehr auf ein Leben ſtrenger Pflichterfüllung als auf ein Daſein in Müßiggang und Genuß. Aber dieſer erſte Anblick der obern Himmelsſphäre, wie Hugo ironiſch meinte, der ſich ihm ſo voll und glänzend wie an dem heutigen Abend, ſo ſternen- und blumenreich nie in ſeinem Traume dargeſtellt, berauſchte, verwirrte, bezauberte ihn. Wohl fiel ihm, als er ſich bei einer Wendung plötzlich ſeinem Ebenbilde in einem großen Wandſpiegel gegenüber befand, ſein altes Symbol: Hercules am Scheidewege, ein, aber es hielt ihn nicht auf. Die Trunkenheit war zu ſüß, eine unſichtbare Hand ſtieß ihn weiter. Wohin? Er freute ſich, daß er keine Antwort darauf zu geben wußte, gerade das Unbeſtimmte war das Verlockende, vielleicht blühte am Ende der Bahn die blaue, namenloſe Blume, das höchſte Glück. War er doch, wenn er zurückdachte, wie durch eine Reihe von Wundern in dieſen Saal geſchritten.

„Hier iſt die höchſte Schönheit, hier iſt Poeſie!“ rief es in ſeiner Seele.

Auf den Grund dieſer Dinge und Verhältniſſe konnte er nicht ſchauen, aber die Form, in der ſie ſich ihm zeigten, entzückte ſeinen künſtleriſchen Sinn.

Daß ihm, dem bürgerlichen, jungen, unberühmten

Manne, dieſe erleſene Geſellſchaft mit ſolcher Liebenswürdigkeit, mit einer Anerkennung ſeiner Verdienſte, deren er ſich kaum bewußt war, begegnete, erhöhte zwar nicht ſein Selbſtgefühl, doch ſein Wohlbefinden. In ſeiner Unbefangenheit hatte er kein Arg darüber, daß die Männer ſich an ihn drängten, die Frauen freundliche Augen für ihn hatten. Ein Wort des Grafen Wolfsegg hatte dieſen Zauber vollbracht und den harmloſen Egbert Heimwald in eine wichtige politiſche Perſönlichkeit verwandelt, das geheimnißvoll durch die Geſellſchaft zitternde Wort: Er wurde geſtern zum Miniſter gerufen und verweilte bis nach Mitternacht bei Sr. Excellenz!

Für diejenigen, welche geſchäftig aus jeder Thatſache einen unendlichen Faden ſpannen, knüpften ſich an dieſen Beſuch die wichtigſten Folgen; Egbert erſchien als der Vertraute des Miniſters, der Einſchlag in einem künſtlichen Gewebe. Wenn man eine unbewachte Aeußerung von ihm erhaſchen konnte, welches Licht würde dann das politiſche Dunkel erhellen! Andere, welche dieſe Angelegenheiten gleichgültiger betrachteten, empfanden doch eine romantiſche Theilnahme für den jungen ſchönen Mann, der in die abenteuerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht in ſo außerordentlicher Weiſe verwickelt war.

Von der Bedeutung des Freundes fiel ein ſchwacher Abglanz auch auf Hugo. Max Auersperg wich nicht von ſeiner Seite und ſtellte ihn allen ſeinen jungen Freunden als einen der berühmteſten Künſtler Norddeutſchlands vor, einen Schüler und Nebenbuhler des großen Iffland. Aber mit einem Ton, mit Blicken! Hugo wußte nicht, ob er ohne Abſicht ſeinen freundlichen Führer zum Narren hielt oder von demſelben zum Narren gehalten wurde. Den jungen Auersperg hatte es indeſſen längſt verdroſſen, daß die Aelteren ihn in politiſchen Dingen nur für halbwüchſig anſahen und von jeder wichtigen Berathung entfernten; er wollte heute ſein Probeſtück in der diplomatiſchen Kunſt ablegen.

Egbert beim Miniſter! Die Schlußfolgerung war kaum abzuweiſen, daß der „harmloſe“ Reiſende aus Preußen, der ſich für einen wandernden Schauſpieler ausgab, eine geheime Sendung hatte, vom Hofe oder doch aus dem Kreiſe der „Tugendbündler“ kam. Mit einem Stolze, als führe er die ſchönſte Dame umher, ging Max Auersperg Arm in Arm mit ihm, zum höchſten Ergötzen Wolfsegg's, und gab ſich die vergebliche Mühe, den tiefen Sinn der geiſtvollen und witzigen Aeußerungen Hugo's aufzuklären.

Einen Gewinn hatte er immer davon, denn er ſchaute in eine ihm gänzlich unbekannte Welt von Begriffen und Vorſtellungen. Aus dem Sande der Mark Brandenburg, von den Vorbergen des Thüringer Waldes, aus Berlin und Jena war die romantiſche Ironie noch nicht in die Salons von Wien und in die Adelsſchlöſſer Oeſterreichs gedrungen. Hugo ſchilderte ihm dieſe neue Entdeckung, die halb wiſſenſchaftlicher, halb poetiſcher Natur ſei, mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung als ein wahres Jungbad der Seele.

So weit Max Auersperg dieſe Erläuterung verſtand, fühlte er ſich befriedigt; es war offenbar die Geheimſprache des Tugendbundes.

Sein Erſtaunen wuchs, als er von einem Philoſophen Fichte hörte, der in Berlin mächtig ergreifende und erſchütternde Reden an die deutſche Nation gehalten, während unter den Fenſtern des Saales, auf der Straße, franzöſiſche Kanonen vorüberfuhren und das Geraſſel franzöſiſcher Trommeln die Worte des Redners übertönte.

Eine letzte Enthüllung riß ihn zu ſtürmiſchem Jubel hin; er hätte Hugo umarmen mögen. Einige Gläſer Wein hatten dieſem Muth gemacht, dem neuen Freunde zu vertrauen, daß „er nicht nur ein fahrender Künſtler, ſondern ein echter Enkel Hermann's, ein Franzoſenhaſſer“, ſei, und mit ſchauſpieleriſchem Pathos hatte er ihm in einem der Nebengemächer, wohin die Woge der Geſellſchaft nur in Ausläufen reichte, eine Ode declamirt, die ſeit einem Jahre in der ſtudentiſchen Jugend Norddeutſchlands von Lippe zu Lippe flog und alle Herzen entflammte.

„Da möchte man ja gleich dreinſchlagen!“ ſchrie Max Auersperg und griff an ſeinen Degen. „Und das dichtet Ihr da oben! Was ſeid Ihr für herzige Kerls!“

Und Hugo mußte ihm noch einmal die Strophe wiederholen:

„Doch trifft vom niemals fehlenden Bogen, doch
Der Rache Pfeil die Ferſe Napoleon’s,
Und wär’ er dreimal, wie ſein frevelnd
Herz, in der ſtygiſchen Flut gebadet.“

Indeſſen hatte Egbert, als ſich alle, die auch nur den geringſten Anſpruch auf Beachtung erheben konnten, dem Erzherzoge entgegendrängten, ſtill und unbemerkt den Gang durch den Saal und die daranſtoßende Flucht kleinerer Gemächer vollendet. In allen war es einſam. Die Spieler an den Spieltiſchen hatten ihre Karten im Stich gelaſſen, um ſich in dem Glanz der Fürſtlichkeit zu ſonnen. So lauſchig und verſchwiegen, wie zum Träumen oder zum Liebesgeſpräch eingerichtet, auch hier und dort ein Plätzchen erſchien, die Seſſel zum Sitzen einladend, bei dem milden Licht, das von der Decke aus einer nach antiken Muſtern geformten Ampel fiel, bei den leiſe verklingenden Tönen der Muſik: Egbert vertrieb oder ſtörte Keinen. Die Anziehungskraft der Hoheit war ſtärker geweſen als der ſanfte Zauber der Schönheit.

Beinahe wollte Egbert dieſe Verlaſſenheit unbegreiflich bedünken; er vergaß, daß dieſe ganze Geſellſchaft einen Fürſten mit andern Augen betrachtete als er, der ſich nie einem genaht und die Herrſcher und Volk trennende Schranke als eine Schutzwehr ſeiner Unabhängigkeit pries. An ſein Ideal eines gewaltigen königlichen Mannes ragte keiner dieſer Erzherzoge heran, er widmete ſeinem Kaiſer die Ehrerbietung und die Treue eines Unterthanen, aber ſeine Bewunderung ſparte er für Napoleon auf, in ähnlicher Stimmung, wie ſein Vater Friedrich II. den größten und letzten König Europas genannt hatte.

Allein dieſe Einfälle hafteten nicht in ſeinem Sinn, gefälligere verſcheuchten ſie. Er hatte auf einem Seſſel Platz genommen und ließ ſich von den Klängen einwiegen.

Ein durchſichtiges Netz von ſilbernen und goldenen Fäden ſchienen Muſik und Licht um die Geſtalten zu ſpinnen, die in dem großen Saale auf und nieder wandelten. Aus dieſer Entfernung geſehen, erſchienen ſie ihm noch einmal ſo glänzend und lieblich, gleichſam ſchwebend. Es war ihm, als würde dies herrliche Schauſpiel einzig für ihn aufgeführt, der verborgen in einer Ecke ſäße und von Niemand erkannt würde. Ob es nicht das höchſte Glück wäre, ſo von einer ſichern Höhe aus dem Treiben und der Bewegung der Welt zuzuſehen? Ob die Ruhe und der Genuß dieſer Betrachtung nicht tauſendfach den Rauſch der Leidenſchaft und die Freude an der That aufwöge? Er ſelbſt war nur ein Atom, eins der unbedeutendſten in dem Strom des Lebens, und wie war er in dieſen vierundzwanzig Stunden hin und her geſchleudert worden, mit welchen Perſonen war er in Berührung gekommen, in welche Tiefen des Daſeins und des Menſchenherzens hatte er hinabſteigen müſſen!

Wie wohl that ihm hier der Gegenſatz des Edlen, Anmuthigen und Formſchönen! In dieſer Geſellſchaft führten die Grazien die Heiterkeit und den Scherz an ihrem Roſenbande, hier brauchte die Freude nicht zu fürchten, in ein wüſtes bacchantiſches Toben auszuarten, noch in dem Sumpf alltäglicher Gemüthlichkeit zu erſticken.

Die Freude — rauſchte da nicht ein Gewand? Schwebte die Göttin ſelbſt daher?

Als ſorgſame Wirthin eilte Antoinette durch die

Gemächer, um irgend einen vereinſamten Gaſt in den Saal zurückzuführen, in dem ihre Mutter, die Anmuth der Tochter durch Würde erſetzend, die Ehre des Hauſes und daneben den Ruhm des Hofes der Königin Marie Antoinette in unvergleichlicher Grandezza, mit der ſtattlichen Haarfriſur von Blumen und Federn, aufrecht erhielt.

„So entziehen Sie ſich unſerem Feſt, Herr Heimwald?“ lachte ſie. „Da lob' ich mir Ihren Freund, der iſt mit dem Vetter Auersperg und den jungen Offizieren ſchon ein Herz und eine Seele. Sie ſchließen eben Waffenbrüderſchaft zwiſchen Oeſterreich und Preußen.“

„Doch wohl nur für das erſte Auftreten Hugo's auf der Bühne der Hofburg.“

Beſchämt, ſo von ihr überraſcht zu werden, und doch zugleich beglückt über ihre Nähe und ihre freundliche Anrede, hatte er ſich erhoben.

„Was mich betrifft, gnädige Gräfin, ich war ganz bei Ihrem Feſt, ich genoß es nur in meiner Weiſe.“

„Aber das iſt eine ſchlechte, träumeriſche Weiſe. Die Geſellſchaft will etwas von Ihnen haben, und Sie ziehen ſich in ſich ſelbſt zurück. Was iſt denn Geſelligkeit? Daß einer die andern zum Gegenſtand einer beſchaulichen Betrachtung oder einer ſpöttiſchen

Beobachtung wählt? Nein, daß er ſich mittheilt, von ſeinem Wiſſen, ſeinem Geiſte ausgibt. Sie jedoch ſchließen die Schalen nur feſter zu, ſtatt die Perle zu zeigen."

„Ja, wer behaupten dürfte, daß er eine Perle in ſich verſchließt!"

„Ueberbeſcheiden und doch ſo ſtolz! Ich hab' einmal von einem griechiſchen Philoſophen geleſen, der gelehrt: es gäbe wohl Götter, allein ſie thäten nichts und litten nichts, ſie ließen die Welt an ſich vorüberlaufen und lachten darüber. In Ihnen ſteckt ein — nein, kein ganzer, aber doch ein halber Olympier."

„Dann wäre weder der Himmel noch die Erde der richtige Platz für mich, und ich ſchwebte in einem Zwiſchenreich. Sie mögen ſchon Recht haben, gnädige Gräfin. Mich überfällt gerade in dem Gedränge der Menſchen ein Gefühl des Fremdſeins, der Verlaſſenheit. So Viele bewegen ſich mit dir nach einem Ziele, verkehren mit dir, ſcheinbar ſo nahe, und doch, wie weit biſt du von ihnen, wie weit ſind ſie von dir entfernt!"

„Die Gleichgültigen, die Läſtigen — ja. Aber unſere Freunde? Und ich bin ſo eitel, meinen Oheim und mich ein klein wenig zu den Ihrigen zu rechnen!"

„Der Graf hat keinen größern Verehrer, keinen treuern Schüler, wenn ich ſo ſagen darf. als mich. Allein wie beſchränkt ſind die Mittheilungen von Seele zu Seele! Können wir uns überhaupt einander verſtändlich machen? Iſt in dieſer Hinſicht nicht Alles nur Verſuch, Selbſttäuſchung, wie das Stammeln eines Kindes, welches zu reden glaubt, weil es das Bedürfniß und den Willen, ſich mitzutheilen, empfindet? Bleibt nicht in allen Bekenntniſſen der Freundſchaft unabſichtlich ein dunkler, unaufgeklärter Punkt? Auf dem unendlichen Meere begegnen ſich zwei Schiffe, ſie rufen ſich an, erkunden das Land, aus dem ſie kommen, den Hafen, dem ſie zuſteuern; eine Weile fahren ſie neben einander hin, tauſchen aus, was das eine bedarf, woran das andere Ueberfluß hat; ſie zählen ihre Maſten, ihre Segel, unter tauſend andern Fahrzeugen werden ſie ſich wiedererkennen, wenn ſie der Zufall noch einmal zuſammenführt. Ja, der Zufall! Aber am Morgen nach einer ſtürmiſchen Nacht ſucht das eine Schiff vergebens das andere auf der öden Waſſerwüſte. Es iſt verſchwunden und hat das Geheimniß, das es in ſich barg, mit ſich genommen."

„Und damit wollen Sie die Freundſchaft vergleichen?"

„Nur die Unzulänglichkeit des Irdiſchen. Wir enthüllen uns alle nur ſtückweiſe. Und wie könnte es anders ſein? Sind wir uns ſelbſt doch im Fühlen und Wollen unklar und verworren. Durch welche Schwankungen kommen wir zu einem Entſchluſſe oder einer Handlung, wenn uns nicht unmittelbar die Leidenſchaft, die Noth des Augenblicks dazu fortreißt, indem ſie uns die Freiheit des Willens raubt! Wer ſich dieſes Mangels bewußt iſt, wie ſollte der, in der Mitte welterfahrener Männer, vor einer Schönheit, die wie alles Erhabene ſtumm macht, nicht gern auf das Wort verzichten? Was wäre auch eine Geſelligkeit, in der es keine Hörer gäbe?"

„Ja, ich müßte dem Herrn wohl glauben, wenn man mir nicht heute ſchon ein anderes Bild von ihm entworfen hätte."

„Ach, Demoiſelle Armhart!"

Er merkte, daß er bei Nennung dieſes Namens erröthete.

„Ihre Güte, gnädige Gräfin, hat das Herz des armen, ſchwer getroffenen Mädchens wie mit himmliſchem Troſte erfüllt."

„Und Sie haben ihr gewiß gute Nachrichten gebracht von ihrem Vater?"

Egbert zögerte mit der Antwort; ſeine Wahrheitsliebe kämpfte mit der Nothwendigkeit, das Geheimniß eines Andern zu verſchweigen.

Antoinette verſtand ihn und wehrte mit beiden Händen ab, als er ſprechen wollte.

„Es war eine thörichte Frage!“

„Wenigſtens konnte ich der Demoiſelle ein ſicheres Zeichen geben, daß Armhart noch lebt.“

„Das genügt! Und ich darf es auch dem Grafen mittheilen, der mir doch mehr in Sorgen zu ſein ſcheint, als er uns merken laſſen will? Schade, daß die Demoiſelle nicht in dieſen Räumen iſt! Sie beſitzt das Zauberwort, um das Schloß Ihres Mundes zu löſen.“

„Wir bewohnen eben ein gemeinſames Paradies, das der Jugenderinnerungen. Dahin können wir uns flüchten, wenn eine feindlich fremde Welt um uns brauſt.“

„Demoiſelle Armhart ſieht nicht aus, als ob ſie ſich vor dem, was Sie die Welt nennen, fürchtete.“

„In dieſem Kampf ſind die Frauen muthiger als die Männer, denn ſie haben beſſere Waffen als wir.“

„Iſt die Schönheit oder die Anmuth ſiegreicher als der Geiſt?“

„Ja, denn die Schönheit ſtürmt zum Angriff, während der Geiſt ſich in der Vertheidigung hält.“

„Um ſo ſchwieriger für die Schönheit, wenn ſie ſeine Verſchanzungen nehmen will!“

„Nicht doch! Es koſtet ihr ein Lächeln, und Helden und Weiſe ſinken zu ihren Füßen. Die Schönheit und der Genius ſind himmliſche Gaben, ſie werden nicht erworben und errungen, ein freies Geſchenk der Gottheit, ſchmücken ſie die Glücklichen, und wo ſie erſcheinen, ſiegen ſie ohne Kampf. Wie traurig wäre es um uns beſtellt, wenn dem nicht ſo wäre, wenn über aller Arbeit, allem Streben nicht etwas Unerreichbares ſtände, was der Mühſal und der Gewaltthat ſpottet! In kleinlichen Geſchäften, in des Lebens ängſtlicher Nothdurft irren wir hin und her, unbefriedigt von dem, was wir erſchauen und faſſen, unſicher unſeres Beſitzes und immer von der Hoffnung betrogen. Da zeigt ſich eine göttliche Geſtalt unſern Blicken und ſchreitet an uns vorüber, eine Lichtwolke um ſich. Es wäre ein Frevel, ſie halten zu wollen, aber ein Strahl ihres Lichtes bleibt uns und erhellt das Düſtere des Daſeins mit unvergänglichem Schimmer.“

Mit ſtiller Betroffenheit hatte ihm Antoinette zugehört. „Hab' ich dich ſo begeiſtert?“ ſtand in ihrem glänzenden Geſicht. Ihre Augen ſchwammen in Entzücken und Rührung. Dieſe ſelbſtloſe Hingabe an das Ideal übte auch auf ihre Seele trotz aller ehrgeizigen Wallungen eine ergreifende Wirkung.

„Und richtet ſich unſere Sehnſucht nicht nach der höchſten Schönheit?“ fragte ſie leiſe.

„Ja, wie wir zur Sonne emporſchauen! Aber doch nicht mit dem Wunſch, ſie in unſere Sphäre hinabzuziehen! Denn was wären wir Menſchen, wenn wir von den höchſten Gütern mehr als ihren Schatten beſäßen!“

„Doch immer nur Götter einer Stunde; Sie vergeſſen, daß die Schönheit altert und das Feuer des Genius verglimmt.“

„Eine Stunde iſt auch eine Unendlichkeit; nicht auf das Maß der Zeit, auf den Inhalt, der es erfüllt, kommt es an.“

„Aber wird mit der Minute nicht auch ihr Inhalt weggeſpült? Mit den rinnenden Tropfen der Zeit verrinnt auch die herrlichſte Erſcheinung.“

„Nein“, und wie betheuernd hob er die Hand auf, „ſie lebt in unſerem Herzen, in unſerer Erinnerung weiter, eine Weile vielleicht vergeſſen, vergraben unter Trümmern, die jeder neue Tag zu den ſchon vorhandenen fügt. Plötzlich aber richtet ſie ſich vor uns auf, ſtrahlend, wie wir ſie zuerſt geſehen. Sie iſt nicht verändert, nicht gealtert. Die Erinnerung iſt köſtlicher als aller Balſam Egyptens; nicht als Mumien, ſondern in voller Jugendſchöne bewahrt ſie uns die geliebten Geſtalten.“

„Und auch dieſe Stunde“, entſchlüpfte es ihr.

Seine Antwort wartete ſie nicht ab. In der Thür des Saales ſtand ihr Oheim, er ſchien ſie zu ſuchen und winkte ihr. Mit einem leichten Gruß gegen Egbert eilte ſie durch die Gemächer. Ihm war es, als zöge ein Lichtſtreif ihr nach, dem er folgen müſſe.

Die hartnäckigſten Spieler hatten ihre Plätze an den Tiſchen ſchon wieder eingenommen. In den Saal war unlängſt der leitende Miniſter, der Graf Philipp Stadion, eingetreten und ſtattete den Damen des Hauſes ſeine Begrüßung ab. Ein Mann, hoch in den vierziger Jahren, ein Ariſtokrat von Charakter und Erſcheinung; ſeitwärts geſehen, wie ihn jetzt Egbert betrachtete, im Schnitt des Geſichts, in dem Glanz der blauen Augen, mit der ſtolzen Stirn dem Kaiſer Joſeph auffallend ähnlich.

Bei ſeinem Rundgang durch den Saal kam der Graf Stadion auch an Egbert vorüber, erkannte ihn wieder, lächelte und reichte ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen noch einmal, Herr Heimwald; Sie hatten richtig gerathen und trafen zur rechten Stunde ein, um Alles wieder ins Gleiche zu rücken.“

Dieſe merkwürdigen Worte erregten bei den Umſtehenden die größte Spannung. Jeder bemühte ſich, ſie in ſeiner Weiſe zu deuten und durch leiſeres oder ſtärkeres Anklopfen bei Egbert die ganze Wahrheit zu erfahren.

„Alles?“ ſagte indeſſen halblaut, in zweifelndem Ton, Ulrich zu dem Miniſter.

Sie hatten ſich in eine Wandniſche zurückgezogen, wo auf einem porphyrnen Sockel die Marmorbüſte Joſeph's II. ſtand; hell beſtrahlten ſie die Kerzen zweier in die Wand eingelaſſenen Armleuchter.

„Soweit eben noch der Fehler gutzumachen war“, entgegnete Stadion. „Wie gewöhnlich war die Polizei zu ſpät gekommen. Durch ein Wunder, ſagen die Herren, ich meine, durch ihre Ungeſchicklichkeit war ihnen Zambelli entgangen. Und wir würden gar nichts wiſſen, wenn der Hofrath Braulick nicht das lange und heftige Geſpräch Ihres Schützlings, des jungen Heimwald, mit Monſieur Lepic beobachtet hätte. Eine glückliche Eingebung — wer möcht's glauben, daß ein öſterreichiſcher Hofrath aus der guten alten Zeit auch ſeinen Dämon haben kann! — trieb ihn dazu, den jungen Mann auf der Stelle zu mir zu führen.“

„Und wie fanden ihn Excellenz?“

„Ganz, wie Sie ihn mir geſchildert, Herr Graf. Voll Aufrichtigkeit und Wärme und doch verſtändiger und ſcharfblickender, als ich vermuthet. In ſeinem Weinrauſch und weil er Heimwald für einen unbedeutenden Schwätzer, ein reiches Mutterſöhnchen nahm, hatte ſich Lepic zu den unvorſichtigſten Aeußerungen hinreißen laſſen. Heimwald durchſchaute ihn; es war nicht allein geſpielt, der Staat war verrathen worden. Beſtimmtes konnte Heimwald nicht wiſſen, aber er ahnte, daß irgend ein wichtiges Geheimniß dem Ritter Zambelli mitgetheilt worden wäre.“

„Er iſt gefangen?“

„Bis zur Stunde noch nicht. Er hat wahrſcheinlich in der Frühe Wien verlaſſen und iſt auf dem Wege nach Paris.“

„Nach Paris?“

„Was ſetzt Sie in Erſtaunen? Er wird weiter gehen, nach Burgos, nach Madrid, bis er Napoleon findet. Das Papier, das er bei ſich trägt, iſt zu werthvoll, als daß er nicht das Aeußerſte verſuchen würde, es ſelbſt in die Hand des Kaiſers zu legen.“

„So haben wir denn wieder verſpielt!“ rief der Graf ſchmerzlich aus.

Stadion's Stirn blieb unbewölkt.

„Ich habs gewagt! Es war Hutten's und Sickingen's Wahlſpruch in der Reformationszeit. Ich ſpüre etwas von ihrem Geiſte, von dem Geiſte der deutſchen Reichsritterſchaft in mir, deren letzte Ausläufer wir ſind. Was iſt's denn auch Großes? In wenigen Tagen hätte er es doch erfahren. Ganz Oeſterreich, ganz Deutſchland iſt überſchwemmt von ſeinen Spähern. Ich bin ein Fataliſt; es gilt die Freiheit Europas oder die Weltherrſchaft eines Einzigen, ſchrecklicher, als die römiſche es war. In ſolchem Kampfe, wie gering wiegt der Menſch, wiegt der Zufall! Ueber Napoleon wie über uns iſt das Fatum. Aber Sie wiſſen noch immer nicht. Es war ein chiffrirter Brief an Weſſenberg, unſern Geſandten am preußiſchen Hofe. Ich unterrichtete ihn von unſern Rüſtungen, unſerem Bündniſſe mit England, legte ihm ans Herz, Preußen zu uns herüberzuziehen, im März des kommenden Jahres brächen wir los."

„Die Iden des März! Nur werden ſie diesmal nicht den Fall Cäſar's, ſondern den Tod des Brutus ſehen."

„Und wenn der Erdkreis zuſammenſtürzt", recitirte Stadion den Vers des Horaz, „einen Unerſchrockenen werden ſeine Trümmer treffen. Was auch geſchieht, dies Deutſchland wird für Napoleon immer daſſelbe Schreckgeſpenſt ſein, wie für Jupiter der gefeſſelte Prometheus. Da wir uneins waren, konnte er uns beſiegen; wenn Fürſt und Adel und Volk wieder eins ſein werden, Jeder ein ganzer Mann und ein echter Deutſcher, rund für ſich, frei und ſelbſtherrlich an ſeiner

Stelle — aber Sie ſind gedrückt, niedergeſchlagen, lieber Graf, tiefer, als der böſe Zufall es bewirken ſollte!“

„Mir iſt unheimlich zu Muthe wie vor einem Gewitter! Doch achten Excellenz nicht auf dieſe Stimmung. Dieſer Brief kam in Armhart's Hände —“

„Ja, er hatte ihn zu copiren; er kennt den Schlüſſel, nur nahm er, ſtatt einer, zwei Copien. Mit der letztern verſucht der Ritter Zambelli ſein Glück, vorausgeſetzt, daß ihn unſere Polizei nicht noch innerhalb unſerer Grenzen verhaftet. Dieſen Glücksfall ziehe ich nicht in meine Rechnung. Noch in der Nacht habe ich einen Kurier an Metternich nach Paris geſendet und ihn auf den Sturm vorbereitet, der ihm droht. Er ſoll hinhalten, Ausflüchte machen, die Depeſche für untergeſchoben erklären. Gewiß, das iſt wenig, ein Mittel ohne nachhaltige Wirkung! In welcher Lage die Nachricht Napoleon erreichen wird, darin liegt die Entſcheidung. Wenn er die Engländer in Spanien noch nicht geſchlagen hat, der Widerſtand der Spanier ſelbſt von ſeinen alten Kriegsbanden noch nicht gebrochen iſt, dann — ja, dann!“

„Aus Spanien ſind noch keine Nachrichten da?“

„Nur unbeſtimmte Gerüchte. In den erſten Tagen dieſes Monats hatte er die Grenze überſchritten, er richtete ſeinen Marſch auf Burgos. Aber was helſen alle Vorzeichen, ob günſtige, ob ungünſtige? Wir vertheidigen das Vaterland, die deutſche Freiheit und die deutſche Ehre. Zurück können wir nicht mehr, darum vorwärts. Dies Oeſterreich iſt unerſchöpflich an Männern und Roſſen; ſchlägt nur eine gewaltige Hand auf den Boden, ſo ſpringen gewaffnete Legionen empor.“

„Ja, Excellenz, eine gewaltige Hand!“ meinte Wolfsegg bedeutend. „Hat der Kaiſer Franz eine ſolche Hand? Er hat im Grund ſeiner Seele immer Luſt, Krieg zu führen, unter der einen Bedingung, daß er Sieger bleibt. Einem großen Unglück wird er kaum Stand halten, wir wiſſen's von Auſterlitz. Jetzt beherrſcht ihn ſeine Umgebung; die Kaiſerin mit ihrer Begeiſterung, Sie, Excellenz, mit der Ueberlegenheit Ihres Geiſtes, die Erzherzoge mit ihrem brennenden Eifer nach kriegeriſchen Kränzen, ſie alle reißen ihn mit ſich. Auf wie lange? Bis zur erſten verlorenen Schlacht! Mit ſeinem gutmüthigſten Geſicht wird er dann ſein ewiges: „Nu, nu! Werden's ſchon machen!“ ſagen und über Ihren Kopf hinweg um jeden Preis Frieden ſchließen, um jeden Preis!“

„Er ſoll eben nicht jeden Preis bezahlen können. Seine eigene Ehre ſoll ihm einen Friedensſchluß verbieten.“

„Die Ehre und —“

Wolfsegg ließ die erhobene Hand ſinken.

„Nein, Sie thun ihm Unrecht, lieber Graf. Sie verzeihen ihm nicht, daß er das Werk des herrlichen Mannes —“ er wendete ſich zu der Büſte Joſeph's — „zur Hälfte wieder zerſtört hat. Das Nachtgethier der Thugut und Cobenzl iſt verbannt, Morgenwind weht durch Oeſterreich. An Deutſchland hat es wieder ſeinen Anhalt, im deutſchen Weſen ſeinen Schwerpunkt gefunden. Nicht den Slaven und nicht den Ungarn, dies Reich gehört den Deutſchen. Die einzelnen Landſchaften ſind im Beſitze verſchiedener Stämme, der Staatsgedanke aber wie die Hand, die ſie alle einigt, iſt deutſch, wie deutſch die Kraft war, die ſie ehemals gebändigt hat. Ich verzweifle nicht; noch iſt es nicht Morgen, aber es glüht in allen Herzen und Köpfen. Die Welt erwartet etwas wie einen neuen Schöpfungstag. Wie verändert iſt der Anblick Wiens! Aus der Stadt ſchwelgender, feſtfeiernder Phäaken iſt ein unbezwingliches Ilion geworden, das hämmert, ſchmiedet, rüſtet. Wieder richten ſich die Blicke aller Deutſchen hierher —“

und jetzt 1882.

„Der General Andréoſſy iſt eingetreten, Excellenz!“

„Er ſoll uns nicht überraſchen. Ihre Frau Schweſter nimmt ihn in Beſchlag. Da fangen die jungen Leute zu tanzen an. Das iſt brav. Luſtig, luſtig! Unſere Truppen brauchen ſich nur in Baiern, in Sachſen zu zeigen und dieſe Rheinbunds-Schmachkomödie iſt vorbei. Eine elende Faſtnachtsposſe! Daß deutſche Fürſten × ſo tief herabſinken konnten, Kronen von Napoleon's Gnaden anzunehmen! Welche Sühne iſt groß genug, dieſen Flecken von ihrem Wappenſchild abzuwaſchen? Nur Geduld bis zum Frühjahr! Wenn das Eis der Donau aufgeht! Von den Bergen brauſt es hinab in die Ebenen! Bis weit nach Norddeutſchland hinein ſauſt dieſer Märzwind. In dem preußiſchen Heere gährt es; die beſten Männer, Schill, Gneiſenau, Blücher, Scharnhorſt, erwarten nur unſer Signal. Iſt die deutſche Reichsfahne einmal entfaltet, werden ihr alle folgen, alle! Bis dahin Schweigen! Metternich mag ſeine feine Kunſt beweiſen, indem er die Franzoſen mit Vorwänden abſpeiſt."

„Sie werden ſie bald genug durchſchauen."

„Ihre Nichte iſt doch ein herrliches Frauenzimmer! Welche Anmuth, welche vornehme Leichtigkei im Tanz! Da tritt ſie mit dem jungen Heimwald an! Drollig; ſo bürgerfreundlich ſchon, lieber Graf?"

„Die jungen Leute haben ſich auf dem Lande kennen gelernt."

„Ich werde dem Grafen Metternich eine eingehende

× weil Östreich ja das Reich zerschlagen hatte
und selbst schaffen wollte.

Darſtellung unſerer Lage, unſerer Abſichten zugehen laſſen — durch einen vertrauten Boten, welcher der franzöſiſchen Polizei keinen Argwohn einflößt. Was meinen Sie? Ich hab' an den Herrn Heimwald gedacht."

„Wie ſich das trifft, Excellenz! Auch ich möchte die Angelegenheiten meiner Schweſter in Paris durch einen ſichern Mann ordnen laſſen; meine Wahl iſt längſt auf Egbert Heimwald gefallen. Er iſt reich, unabhängig, warum ſollte er ſich nicht zu ſeinem Vergnügen, zu ſeiner Ausbildung Paris anſehen und dabei ein paar Briefe für uns abgeben? Dabei ſchwärmt er für den Kaiſer Napoleon."

„Für Napoleon!"

„Wie wir Deutſchen es zu thun lieben, für Napoleon als Heros, als tragiſchen Helden! Wir beten die fremde Größe an, weil wir um uns nur Jammergeſtalten ſehen. Dieſe Begeiſterung, die für uns durchaus ungefährlich iſt, ein Ausfluß poetiſcher Stimmungen, wird ihn in den Augen Fouché's über jeden Verdacht erheben."

„Sie wollen mit ihm reden?"

„Nach Ihrem Wunſch, Excellenz, ſchon morgen."

„Im voraus meinen Dank, lieber Graf. Und nun vorwärts, bis zum letzten Athemzuge kämpfend!

Kann man ſchöner ſterben als im Dienſt des Vaterlandes? Warum ſchauen Sie mich mit ſo ſeltſamen Blicken an?“

„Unſer verklärter Monarch ſah ſo aus, wenn er —“

„Sie halten inne? Von Plänen ſprach, die an der Jämmerlichkeit der Menſchen und an verſteinten Einrichtungen kläglich ſcheitern ſollten? Sie glauben mir ein ähnliches Los aufbewahrt? Ach, Wolfsegg, es wird ſich wohl erfüllen! Ich werde wie Joſeph an gebrochenem Herzen ſterben. Aber dem tapfern Manne ſind Sieg und Niederlage nur wie ſeine rechte und ſeine linke Hand. Eine Heilige hat es geſagt, daran laſſen Sie uns feſthalten.“

Weiter nahm das Feſt ſeinen ungeſtörten, fröhlichen Verlauf. Tanz und Scherz wechſelten mit einander, hell wie die Gläſer ſchienen die Herzen zuſammenzuklingen. Durch dies bunte Gewimmel irrte kein ernſter Schatten. Selbſt Max Auersperg hatte ſeine politiſche Grillenfängerei aufgegeben und war der flotteſte Tänzer.

„Bäschen“, ſagte er mit geheimnißvollem Augenzwinkern zu Antoinette, „Diplomatie und Tanzkunſt ſind Geſchwiſter und ich werbe um beide.“

„Dann ſorge nur, daß Dir nicht beide entſchlüpfen“, antwortete ſie lachend.

Ueberall Munterkeit und ſtrahlende Geſichter, zuweilen ein geiſtreiches Wort, das wie auf Engelsflügeln durch den Saal fliegt; eine friſche, durch keine Gedankenſchwermuth angekränkelte Empfindung der Luſt, eine ſchöne Sinnlichkeit in den Banden der Anmuth, als ob die Mahnung: „Freuet euch des Lebens!“ hier in jedem Einzelnen Geſtalt und Verwirklichung gefunden hätte.

Nur Puchheim, der nicht wegen ſeiner Jahre, denn mit fünfzig Jahren iſt man noch nicht um einen großen Schritt über das Alter der Thorheit hinaus, ſondern wegen ſeiner langen Beine und der Schleppen der Damen nicht tanzte — „Ich bin aus lauter Rückſichten zuſammengeſetzt; ich ſpiele nicht, weil ich Glück mit den Karten habe; ich tanze nicht, weil ich ein Dutzend Spitzengarnituren zerreißen würde, und ich ſpreche nicht, um mit meinem ſchlechten Franzöſiſch Andréoſſy's Ohren nicht zu beleidigen und ſo den Presburger Frieden zu brechen“, ſagte er zu Hugo — Puchheim hatte bemerkt, daß der General Andréoſſy Wolfsegg beiſeite genommen, lange eindringlich mit ihm geſprochen; daß Wolfsegg ſich verfärbend, ſchwankend nach der Lehne eines Seſſels gegriffen und erſt nach einer Weile, durch den begütigenden Zuſpruch Andréoſſy's, ſich geſammelt habe.

Den andern Gäſten, ſogar den Mitgliedern der Familie war nichts aufgefallen. Nach der Ueberwindung des plötzlichen Schreckens hatte ſich der Graf mit Meiſterſchaft zu beherrſchen gewußt.

Antoinetten hatte er zugeraunt:

„Wenn Alles vorüber iſt, komme noch einmal in die Bibliothek, ich habe mit Dir zu reden.“

Nun ſind die letzten Gäſte längſt gegangen, die Diener ſind beſchäftigt, die Kerzen zu löſchen. Nach dem lauten luſtigen Lärm iſt eine tiefe Stille in das Haus eingekehrt. Die Blumen hat Antoinette aus dem Haar genommen, die Halskette gelöſt, die Armſpangen abgeſtreift. Mit einem weißen Tuche über den Kopf tritt ſie in den Bücherſaal. Eine einzige Ampel brennt. Im Kamin verglimmen die letzten Kohlen. Unruhig, die Hände auf dem Rücken, ganz in Gedanken verſunken, geht der Graf langſamen Schrittes auf und nieder. Jetzt bleibt er ſtehen, wie einer, der bedenkliche Vorſätze hin und her wägt, und ſetzt dann ſeine Wanderung wieder fort. So ſehr iſt er von ſeinen Vorſtellungen in Anſpruch genommen, daß er Antoinette erſt gewahr wird, als ſie dicht vor ihm ſteht, bleich und zitternd; ſeine Aufregung hat ſie angeſteckt.

„Ich bin es, mein Oheim. Iſt ein großes Unglück geſchehen?“

„Du biſt's, Antoinette! Komm an den Kamin, es iſt kalt!“

Er ſchiebt einen Armſeſſel an das Feuer, zwingt ſie mit ſanfter Gewalt ſich zu ſetzen, ſtört in den Kohlen, um ſie wieder zum Glühen anzufachen.

„Sind Deine Eltern zu Bett?“

„Vermuthlich; ſie waren ſehr ermüdet, ich habe ihnen eine gute Nacht gewünſcht.“

„Um ſo beſſer, da werden ſie uns nicht ſtören. Du biſt ein ſtarkes Mädchen, Antoinette. Du wirſt nicht aufſchreien bei — bei einem Dolchſtoß!“

„Nein!“

Sie hat beide Hände auf die Lehnen ihres Stuhls gelegt und ſtarrt ihn an.

„Dein Bruder iſt gefangen.“

„Ach!“

Sie bedarf jetzt doch ſeiner Stütze, um nicht umzuſinken.

„Franz gefangen!“

„Bei einem Gefecht im Schloſſe Lerin am ſiebenundzwanzigſten October. Andréoſſy brachte mir die Nachricht, ich weiß nicht, ob aus Mitleid, ob aus Rachſucht. Mit einem Briefe des Unglücklichen an uns! Er nimmt Abſchied, Abſchied für immer! Mit den Waffen in der Hand gefangen, ein Franzoſe von Franzoſen! Ein Emigrant im Dienſte der aufſtändiſchen Spanier!“

„Sie ſagen mir nicht Alles, mein Oheim! Er iſt todt!“

„Andréoſſy verſicherte auf ſeine Ehre, daß er keine weitern Nachrichten hätte. Franz iſt nach Vittoria in das Hauptquartier des Königs Joſeph geſchickt worden. Einflußreiche Spanier haben ſich für ihn verwendet, durch Vermittlung des Königs iſt der Brief an Andréoſſy geſchickt worden. Aber für alles Weitere könne der König nicht einſtehen. Am fünften November wurde Napoleon in Vittoria erwartet, heute ſchreiben wir den ſiebzehnten —“

„Sie haben keine Hoffnung mehr! Wie ſollte der Mörder des Herzogs von Enghien meines Bruders ſchonen! O, daß ich ein Weib bin und ihm nur ohnmächtige Thränen nachweinen kann!“

„Es wird ein Kriegsgericht eingeſetzt werden. Ein Franzoſe, der die Waffen gegen Frankreich, gegen den Kaiſer getragen! Der Spruch iſt leicht zu fällen.“

„Tod!“ haucht Antoinette.

In dem Kamin ſteigt eine kleine letzte Flamme auf, um einen Augenblick zu leuchten und dann für immer zu verlöſchen.

Wolfsegg beginnt wieder ſeinen Gang.

„Nein, er wird ihn nicht erſchießen laſſen. Er iſt nicht durſtig nach dem Blut eines Einzelnen. Nur wenn es in Strömen auf einem Schlachtfelde fließt, ſättigt es ihn. Er wird ihn zur Kerkerhaft, zu den Galeeren verurtheilen.“

„Ein Gondreville ein Galeerenſklave!“ brauſt ſie auf. „Eher den Tod!“

„Ich habe keinen Sohn, er ſollte mein Erbe, meines Namens und Wappens Erbe werden. Und nun dies Ende in Ausſicht!“

„Und hatte Andréoſſy keinen Vorſchlag, wußte keinen Ausweg, das Schickſal zu wenden?“

„Er deutete an, daß ein Schritt, eine Bitte um Gnade beim Kaiſer, zur rechten Stunde angebracht, nicht vergeblich ſein würde. Der Kaiſer achte die alten Geſchlechter Frankreichs, er würde die Strenge des Geſetzes nicht gegen einen Gondreville walten laſſen.“

„Erwiderten Sie ihm ein freundliches Wort?“

„Ich bat ihn, den Unglücklichen, ſeine Eltern und mich zunächſt der Gnade des Königs Joſeph zu empfehlen und ihm unſern ehrfurchtsvollen Dank für die Huld, die er uns bisher bewieſen, zu Füßen zu legen. Im Uebrigen, was konnte ich ihm ſagen? Dein Vater, Deine Mutter, ſie würden den Sohn ſterben ſehen und ihm nachſterben, ehe ſie vor dem Uſurpator ein Knie beugten. Vergiß auch nicht, daß Keiner den Erfolg dieſer Demüthigung verbürgen kann.“

Antoinette richtete ſich auf; das Tuch iſt von ihrem Haupt zurückgefallen, ein höheres Roth glüht auf ihren Wangen.

„Ich will's wagen, ich will zu dem Despoten gehen und das Leben und die Freiheit meines Bruders von ihm fordern.“

„Mädchen! Welch ein Einfall!“

Aber iſt es die Größe und Hochherzigkeit des Entſchluſſes, iſt es die Hoffnung, die ſich ihm von fern darin zeigt, Wolfsegg findet keine Entgegnung.

„Mich bindet keine Pflicht gegen die Bourbonen“, redet Antoinette weiter und ſich ſelbſt immer mehr in Begeiſterung hinein. „Ungefährdet, ohne ein Geſetz zu verletzen, kann ich den Boden Frankreichs betreten. Wer ſollte mir den Zugang zum Kaiſer weigern? Eine Schweſter, die um das Leben ihres Bruders fleht, iſt auch einem Tyrannen heilig. Und Sie ſagen ſelbſt, er iſt kein Tyrann. Meine Kniee werden ſich willig vor ihm beugen, keinen ererbten Haß wird er in meinen Zügen leſen. Was ich ihm ſagen werde, weiß ich nicht, aber Mitleid und Liebe werden ihre Worte auf meine Zunge legen. So ganz Erz und Marmor iſt er nicht, daß ein Herz, das um Erbarmen ſchreit, ihn nicht rühren ſollte! O, laſſen Sie mich ziehen, mein Oheim! Jede Minute, die wir hier verſäumen, brennt auf meiner Seele! Ich fühle einen Muth in mir, ſelbſt ſeinem Zorn zu trotzen, wie ſollte ich nicht ſeine Gnade erflehen!“

„Großherziges Mädchen!“

Er hat ihre Hände gefaßt und drückt ſie gegen ſein Herz.

„Wenn eine, ſo wirſt Du ihn retten!“

„Nein, wir ſind nicht hoher Thaten unfähig, wir armen Frauen! Auch wir ſind zu Beſſerem berufen, als nur für das Haus, für den Schmuck des Lebens zu ſorgen!“ ſagt ſie mit ſtolzem Lächeln. „Stellt uns nur auf eine größere Bühne, gebt uns nur Raum, zu ſchaffen und zu wirken!“

Noch lange ſitzen Oheim und Nichte zuſammen und beſprechen die Einzelnheiten der Reiſe, die Möglichkeit des Gelingens. Während es ſich für ihn einzig um das Leben ſeines Neffen handelt, verbinden ſich in Antoinettens Innerem die verſchiedenſten Regungen zu demſelben Drang. Die Liebe zu dem unglücklichen Bruder, die Luſt nach Abenteuern — nun wirken doch Vittorio’s Schilderungen nach — das Verlangen, durch eine ungewöhnliche Handlung das Lob, die Bewunderung des Oheims zu verdienen, der Wunſch nach einer größern Freiheit der Bewegung: in dieſem einen Plan befriedigen ſich alle Hoffnungen und Antriebe.

Einen und den andern Einwurf erhebt noch Wolfsegg, aber mit einem Ton, aus dem ſchon die Neigung herausklingt, ſich widerlegen zu laſſen. Mit ſiegreicher Beredtſamkeit weiſt denn auch Antoinette jeden Einwand ab; ihre Reiſe nach Paris, an den Hof des Imperators wird beſchloſſen.

Fünftes Kapitel.

Der großen Erſchütterung war eine dumpfe Ruhe gefolgt. In dieſen drei Tagen hatten ſich Magdalene und ihre Mutter ſchmerzlich faſſen und in das Unabwendbare fügen gelernt. Von ſeiten Egbert's war Alles geſchehen, ihnen dieſe Ergebung leichter zu machen. Wie es ihm gelungen, den Aufenthalt Armhart's zu erfahren, ſagte er nicht, und ſie hüteten ſich wohl, forſchend in ihn zu dringen, aber er brachte ihnen einige wenige Zeilen des Unglücklichen. Er beſchwor ſie darin, nicht von ihm zu ſprechen und bis auf glücklichere Tage ihn als einen Todten zu beweinen. Auch leuchtete es den Frauen ein, daß die Gerüchte über ihn eher verſtummen, ſein Aſyl ſicherer bewahrt bleiben würde, wenn ſie ſich den Anſchein gäben, ihn als verſchollen oder todt zu beklagen, als wenn ſie durch ihre unruhigen

Bemühungen die Späher in beſtändiger Bewegung hielten und bald auf dieſe, bald auf jene Spur leiteten.

Ihrerſeits hatte die Polizei jede fernere Beläſtigung der Frauen eingeſtellt und ſelbſt auf ihre nochmalige Vernehmung verzichtet; ſei es nun, daß der Einfluß des Grafen Wolfsegg dieſe Mäßigung bewirkt, ſei es, daß man in den „obern Regionen“ keinen Werth mehr auf die Verfolgung einer Angelegenheit legte, in der nichts zu beſſern oder zu ändern war. Was hätte auch die ſorgfältigſte Unterſuchung an das Licht bringen können als die Schadhaftigkeit der ganzen Staatsmaſchine? Die Verderbtheit der Beamten, die Sorgloſigkeit der leitenden Männer, eine blinde und wilde Genußſucht, die, von den adeligen Kreiſen ausgehend, nun auch die Bürgerſchaft zu zerſetzen anfing. Darum zog man es vor, nur das einzugeſtehen, was nicht abgeleugnet werden konnte: der geheime Secretarius Armhart habe in der „Kugel“ unglücklich geſpielt, habe eine bedeutende Summe verloren und ſei verſchollen.

Bei Frau Armhart brach allmälig wieder der Lebensmuth durch; ſie gehörte zu den Naturen, die das Schickſal leicht niederſchlägt, die aber ebenſo ſchnell wieder aufſtehen. Es wäre doch auch zu thöricht und gegen die Schicklichkeit geweſen, wenn ſie den Grafen Wolfsegg mit Geſchrei, Klagen und Thränen empfangen!

Sie zeigte ihm ein gefaßtes Geſicht, und die lange Unterredung, die er mit ihr hatte, malte ihr vollends die nächſte Zukunft in einem roſigen Lichte. Magdalene hatten beide von ihrem Geſpräch ausgeſchloſſen, und die Mutter ſchien nach Beendigung deſſelben durch verdoppelte Zärtlichkeit dieſe Ausſchließung wieder gutmachen zu wollen.

Der Graf war inzwiſchen zu Egbert hinabgeſtiegen.

„Ich habe Ihnen nach Kräften Ruhe im Hauſe geſchafft, mein lieber junger Freund“, ſagte er. „Nichts ſtört mehr das innere Gleichgewicht in uns als der unaufhörliche Jammer einer Frau. Ein arger Streich, den uns der Secretarius geſpielt hat! Wenn Ihre Mutter noch lebte, ich würde ihren ſtummen Vorwurf nicht ausgehalten haben! Ihr einen ſolchen Mann ins Haus zu führen!“

„Verurtheilen Sie ihn nicht zu ſtreng, Herr Graf. Die Größe ſeines Verluſtes hat ihm die Beſinnung geraubt. Da iſt der Verſucher an ihn herangetreten —“

„Jawohl, dieſer Zambelli hat die Zunge des Dämons.“

„Ich ſtutzte gleich, als ich von der Demoiſelle Armhart hörte, daß der Ritter längere Zeit bei dem Secretär verweilt. Es iſt Unrecht, ſolch grundloſe Abneigung gegen einen Mann zu hegen, der uns, wie wir auch Umſtände und Vorfälle überlegen mögen, nichts zu Leide gethan hat, aber ich kann ſie nicht überwinden. In der Nähe des Ritters wird mir immer unheimlich zu Muthe.“

„Unrecht nennen Sie ſolche Antipathie? Ich denke doch, ſie folgt wie die Sympathie dem geheimen Geſetze unſeres Weſens. Aus unſerem innerſten Selbſt geboren, rathen und führen ſie uns immer ſicher; wehe dem, der ihnen nicht gehorchen will!“

„Heißt das nicht freiwillig auf die verſtändige Leitung unſeres Lebens verzichten und dunklen Mächten unterwürfig werden? Wohin haben mich die Abneigung und das Unbehagen, die mir der Ritter erregt, ſchon gebracht! Sie werden erſchrecken, Herr Graf! Wider meinen Willen ſetzt ſich in mir, von dem erſten peinlichen Eindruck anhebend, eine finſtere Grübelei fort: der Ritter Zambelli ſei in irgend einer Weiſe an dem Morde und der Beraubung Jean Bourdon's mitſchuldig. Nun iſt's heraus, ich bin einer Laſt ledig. Aber Sie werden mir nicht ferner beſtreiten, daß es mit dieſen Antipathien für ſchwache und träumeriſche Gemüther ſeine eigene gefährliche Bewandtniß habe. Sie treiben uns dazu, auf der Stirn eines Menſchen das Kainszeichen eines Mordes zu finden, aus keinem andern Grunde, als weil wir ihn haſſen, weil ſich unſere Seele ſcheu vor ihm zurückzieht.“

Der Graf war unbeweglich auf ſeinem Seſſel ſitzen geblieben und ſchien von der Aeußerung des jungen Mannes nicht ſonderlich betroffen.

„Sie ſind zu weichmüthig, lieber Egbert. Ihr Argwohn tödtet nicht, ja verletzt nicht einmal. Auch klingt die Anklage unwahrſcheinlicher, als ſie vielleicht iſt. Kann es Sie aber beruhigen, in Ihrer ſchlimmen Meinung von dem Ritter Zambelli einen Genoſſen zu haben: an Puchheim und mir haben Sie zwei.“

„Herr Graf!“

„Den blödſinnigen Florian hat das Linzer Gericht freigelaſſen. Er hat die rothſeidene Börſe Bourdon's in der That auf der Straße abſeits in einem Gebüſch gefunden. Denjenigen, die den Mann tödteten, kam es freilich nicht auf die Handvoll Goldſtücke an. Sie leerten ſeine Taſchen, behielten die Briefe, die Börſe warfen ſie fort. War der Ritter an dem Raube betheiligt, ſo war das Letztere gewiß ſein Werk; es konnte den Verdacht nach einer ganz andern Seite lenken.“

„Aber warum klagten Sie ihn nicht an, Herr Graf?“

„Kind! Können Stimmungen einen ſolchen Fall entſcheiden? Jean Bourdon iſt das Opfer eines großen Kampfes geworden, nicht das erſte, noch das letzte. Der Ritter Zambelli dagegen hat die Partie gewonnen, er ſpielt ein hohes Spiel. Ein politiſcher Abenteurer, den das Glück Bonaparte's gelehrt hat, kein Mittel zu ſcheuen, keinen Treubruch zu fürchten, kein Gewiſſen zu haben. Auch in der Welt der Thatſachen mag es eine Gerechtigkeit, eine Nemeſis geben, aber zunächſt hat der Gewaltthätige den Vorſprung vor der nachhinkenden Vergeltung."

Egbert entſann ſich des Geſprächs mit dem Grafen in der Fichtenallee des Schloßgartens und wollte nicht wieder auf die politiſchen Gegenſätze, die ſie damals ſo lebhaft gegenſeitig verfochten hatten, zurückkommen.

„Haben der Herr Graf", ſagte er, den Gegenſtand der Unterhaltung wechſelnd, „Kunde von dem Sohn jenes unglücklichen Mannes, von Benjamin Bourdon?"

„Nein; er hat auf den Brief, in dem ich ihm die traurige Begebenheit erzählte, noch nicht geantwortet. Wenn er überhaupt mein Schreiben erhalten! Die franzöſiſche Poſt überwacht und öffnet alle Briefe, die aus Oeſterreich nach Paris gehen, ſobald ſie verdächtig riechen. Und ich beſorge, daß mein Siegellack ſich nicht durch kaiſerlichen Geruch auszeichnet. Indeſſen, ich werde bald auf das genaueſte in dieſer Beziehung unterrichtet ſein. Meine Nichte denkt in den nächſten Tagen nach Paris zu reiſen."

„Die Gräfin Antoinette?“

„Ja, die Gelegenheit iſt günſtig. Der Graf und die Gräfin Sandor beabſichtigen die nächſten Monate in der franzöſiſchen Hauptſtadt zuzubringen, ſie haben Antoinette beſtürmt, ſie zu begleiten. Es wird eine Zerſtreuung für ſie ſein. Ihr Vater, der Marquis, hatte ſchon lange den Wunſch, daß ſie einmal ihre Verwandten, die ſich dem Kaiſer Napoleon angeſchloſſen haben, beſuchen möchte. Da ſich die Umſtände über Erwarten gut zuſammenfügen, habe ich mit Freuden meine Zuſtimmung zu der Reiſe gegeben. Ich wollte nur, daß ich dabei ſein könnte! — Sie haben etwas auf dem Herzen, heraus damit!“

„Nicht doch, Herr Graf. Wie ſtände es mir zu, in einer Angelegenheit, in der Sie entſchieden haben —“

„Anderer Meinung zu ſein? Und ſo weiter, die Litanei der ſtolzen Beſcheidenheit! Oder glauben Sie, daß ich keinen Widerſpruch ertragen könnte?“

„Mir fiel es nur auf, daß die gnädige Gräfin in einem Augenblick eine ſo weite Reiſe unternehmen will, wo, wie man ſagt, ein neuer Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich bevorſteht.“

„Wer ſagt? Gerüchte, Wünſche, Beſorgniſſe, nichts mehr! Wie manch Gewitter hat ſchon am Himmel geſtanden, ohne ſich in Donner, Blitz und Regen zu entladen! Wir Oeſterreicher fühlen uns in der neuen Weltlage ungemüthlich, aber wir ſind nicht mehr die Wettermacher Europas. Bonaparte ſteckt tief in Spanien und ſchlägt ſich mit Guerrillasbanden und mit den Engländern herum. Er hat uns vergeſſen, eine Weile vergeſſen. Zuletzt, wir leben ja nicht mehr im Zeitalter der Barbarei und üben das Gaſtrecht auch gegen den Feind. Damit iſt nicht geſagt, daß ich ohne jede Furcht bin. Ein junges Mädchen, allein in der fremden großen Stadt, allein, denn der Graf Sandor iſt ein alter, ſeine Ruhe liebender Mann, der in Fährlichkeiten Antoinetten doch nur eine ſehr ſchwache Stütze bieten würde. Die Verwandten des Marquis, den Grafen Mortigny, ſeine Gattin und ſeine Tochter, kenne ich zu wenig, um jeder Sorge überhoben zu ſein. Jedoch, Alles trifft ſich eben nicht in vollkommener Harmonie zuſammen. Entweder die Gelegenheit ergreifen oder auf manches Jahr, in eine ungewiſſe Zukunft hinaus, dem Wunſche entſagen. Halt da, haben wir beide nicht einmal von einer Reiſe nach Paris geſprochen?“

Im raſchen Wechſel erglühte und erblaßte Egbert.

Hatte er durch einen wunderbaren Zufall ſein Schickſal in der Hand?

„Ja, Herr Graf“, antwortete er zögernd; er hatte die Empfindung, auf einem ſteilen Pfade gleitenden Fußes bergabwärts zu eilen. „Es war ein herrlicher Traum.“

„Warum ein Traum? Daß ich mich jetzt erſt daran erinnere! Hat Sie Seine Excellenz der Graf Stadion nicht wieder zu ſich beſcheiden laſſen? Noch nicht? Nun, dann ſeien Sie für einen der nächſten Tage auf dieſe Einladung gefaßt. Sie haben den günſtigſten Eindruck auf ihn hervorgebracht. Er iſt ein vollkommener Ariſtokrat, und Sie ſind ein vollkommener Bürger, ſchlicht, aufrichtig, pflichttreu und, was dem Miniſter beſonders gefallen haben wird, ohne jeden politiſchen Ehrgeiz.“

„Ich meine, gerade dieſer Mangel hätte ihn von mir zurückſchrecken müſſen. Der Staat braucht Arme und Köpfe, aber um Diener zu ſein, bin ich zu eigenwillig und weder fähig noch ruhmſüchtig genug, als Werkmeiſter auch nur das kleinſte Rad der Staatsmaſchine zu drehen.“

„Sie faſſen den Staat zu eng, daher Ihr Irrthum. Zu Zeiten ſind die Träumer und Schwärmer — Ideologen pflegt der Kaiſer Napoleon zu ſagen, und Herr Spring hat mich belehrt, daß man ſie im Reich transſcendentale Philoſophen nennt — zu Zeiten ſind gerade dieſe uneigennützigen Ritter der Wahrheit und Freiheit die mächtigen Arme und Hebel, welche den ſtarren ungefügigen Block in Bewegung ſetzen. In ſolchem Sinne gedenkt der Miniſter Ihre Kraft, Ihren Geiſt zu verwenden, zum Nutzen des Allgemeinen, ohne Ihre ſchöne Freiheit und Selbſtherrlichkeit anzutaſten.“

„Was hat er mit mir vor?“

„Nichts Böſes“, lachte Wolfsegg. „Er mag mir verzeihen, wenn ich ihn verrathe! Sie machen ein ſo komiſches Geſicht, als ob Sie nach dem verrufenen Munkacs geſchickt werden ſollten und nicht —“

„Und nicht?“ wiederholte Egbert.

„Nun ja, nach Paris. Sie ſollen dem Miniſter einen Kurier an den Grafen Clemens Metternich erſparen. Sie reiſen gemächlich, wie Sie wollen, Ihr eigener Herr, nicht im Dienſt. Der Brief, den Sie dem Geſandten zu überreichen haben, hat keine Eile; der Miniſter wünſcht nur, Metternich vor dem Ritter Zambelli zu warnen, durch einen Mann warnen zu laſſen, der mit der höchſten Unbeſcholtenheit eine tiefe Menſchenkenntniß verbindet.“

„Ich und Menſchenkenntniß, Herr Graf!“

„Als ob Sie in unſerem Falle den Ritter und Monſieur Lepic nicht durchſchaut, tiefer durchſchaut hätten, als die beiden Herren es wünſchen mögen.“

„Aber —“

Wolfsegg drängte ihn auf ſeinen Stuhl zurück.

„Mir haben Sie nicht zu antworten, lieber Egbert, mir nicht! Sie ſind nun vorbereitet und werden die Excellenz beim halben Wort verſtehen. Glauben Sie nach reiflicher Ueberlegung aller Verhältniſſe das ehrenvolle Anerbieten ablehnen zu müſſen, ſo können Sie jetzt dem Miniſter zuvorkommen und ihn abhalten, ſeine Bitte auszuſprechen. Es iſt immer peinlich, großen Herren nein zu ſagen. So hat meine Schwatzhaftigkeit nach beiden Seiten hin ihr Gutes. Sie werden aus einer ſchiefen Stellung befreit, und der Miniſter bleibt vor einer kleinen Demüthigung bewahrt.“

„Jeden Tag aufs neue, Herr Graf, erweiſen Sie mir Ihre Freundſchaft, genieße ich den unſchätzbaren Vortheil Ihrer Leitung. Daß mir doch immer ein ſolcher Lebensführer zur Seite, über mir bliebe! Aber wehe dem armen Telemach, wenn er ſeinen Mentor verliert und ſich ſelbſt überlaſſen —“

„Nach Paris gehen muß! Als ob Sie nicht auf eigenen Füßen ſtehen könnten! Ja noch mehr, wie wollen Sie die Kunſt und Uebung erlernen, nicht zu fallen, wenn Sie niemals ſtrauchelten? Daß dieſe Reiſe in jeder Beziehung für Sie vortheilhaft ſein würde, geſtehen Sie mir ohne Einwand zu. Welch angenehme Ueberraſchung ich Antoinetten bereitete, wenn ich ihr ſagen könnte: Du wirſt in der ungeheuren Stadt nicht einſam, nicht ſchutzlos ſein, Du wirſt dort einen guten treuen Freund, Egbert Heimwald, treffen, auch das bedarf keiner Auseinanderſetzung."

„Ich beſorge nur, Herr Graf, Sie überſchätzen mein Können, nicht mein Wollen."

„Die Probe wird's lehren. Wir gleichen Fackeln: weiß die Fackel, wie weit ſie leuchtet? In uns allen ſchlummern geheimnißvolle Kräfte, aber der Funke ſprüht erſt aus dem Stein, wenn der Stahl auf ihn ſchlägt. Für einen ſolchen Stein halt' ich Sie."

„Und könnt' ich der Gräfin Antoinette, könnt' ich Ihnen in der That dort nützlich ſein?"

Der Graf erkannte, daß er einen großen Schritt vorwärts gethan.

„Mehr, als Sie glauben", ſagte er eifrig. „Ich ſchenke Ihnen reinen Wein ein. Solange Jean Bourdon lebte, hielt ſich mein Schwager für den einzig rechtmäßigen Beſitzer ſeiner Familiengüter in Lothringen und den Kauf derſelben, den Bourdon während der Schreckenszeit, zum Theil mit dem Gelde meines ſeligen Vaters, gemacht, für einen Scheinkauf. Wir wiſſen nicht, ob Bourdon ein Teſtament hinterlaſſen, wiſſen nicht, wie ſein Sohn und Erbe ſich in dieſer ganzen Angelegenheit uns gegenüberſtellen wird. Ob Antoinette die geeignetſte Vermittlerin ſein wird? Sie hat adelig Blut in den Adern und iſt ein Weib, das ſich von der Laune und dem Augenblick hinreißen läßt. Ein Unterhändler wie Sie würde nicht nur mir, ſondern auch Benjamin Bourdon größeres Vertrauen einflößen.“

„Aber der Herr kennt mich nicht und hat nie von mir gehört.“

„Als ob es nicht genügte, daß er Sie ſieht! Sie, der Sie ihm die letzten Grüße ſeines ſterbenden Vaters bringen! Sie, dem er verpflichtet iſt, wie nur je ein Menſch einem andern verpflichtet ſein kann! Selbſt wenn Ihre beiderſeitigen Charaktere und Geſinnungen nicht übereinſtimmen ſollten, ſo hat doch das Schickſal Sie einander in einer Weiſe genähert, die nicht ohne Einfluß auf Ihren Verkehr bleiben wird. Die Stelle, die an der Seite des Vaters dem Sohne zukam, haben Sie eingenommen, wie vermöchte Benjamin Bourdon das je zu vergeſſen! Und wiederum haben Sie ſchon ſeit jenem Octobertage die lebhafteſte Theilnahme für den Sohn des unglücklichen Ermordeten.“

„Ich würde lügen, ſagte ich nein! Zu deutlich ſteht das Bild des beklagenswerthen Mannes vor meiner Seele, der durch die unerwartete Nachricht von dem Tode, der Ermordung ſeines Vaters in der Fremde, auf öder Haide, vielleicht mitten in einem Feſtgelage wie von einem Blitzſtrahl niedergeſchmettert wird, als daß ich ſeinen Schmerz nicht wie meinen eigenen empfinden ſollte! Unwillkürlich verſetze ich mich in ſeine Lage, ich ſchmachte nach jedem Wort, das mir Aufklärung, das mir etwas von dem letzten Hauch des Vaters bringen könnte! In dieſer Stimmung begreifen Sie wohl, Herr Graf, daß ich Benjamin Bourdon mit offenen Armen und offenem Herzen begrüßen würde. Wie ehrenvoll iſt überdies Ihr Antrag für mich! Von dem des Miniſters ſchweige ich ganz. Seit wann bin ich denn ein ſo merkwürdiger Menſch geworden? Welche Beweiſe von meinen Fähigkeiten habe ich gegeben? Aber Sie wollen das nicht hören, ich beſcheide mich. Gewiß, viele Gründe und die eigene Luſt treiben mich zu dieſer Reiſe, allein gibt es keine Pflichten, die mich hier feſthalten, gebieteriſch feſthalten?“

„Ihre eigenen Angelegenheiten, Ihr Bau in Hietzing?“

„Nicht doch, Herr Graf, das würde Hugo, das könnte zur Noth jeder Verwalter zu Ende führen. Aber Frau Armhart und Magdalene. Wie darf ich ſie jetzt in ihrer Trauer und Einſamkeit verlaſſen? Mannichfaltige Prüfungen werden an ſie herantreten, nicht nur äußerliche, die mit einer Handvoll Geld abzuwenden ſind.

Mit verdoppelter Gewalt wird ſich die üble Nachrede gegen den Gatten und Vater, die auf eine kurze Friſt verſtummt war, wieder erheben. Ihre Güte und Freundſchaft, Herr Graf, für die armen Frauenzimmer iſt doch nur wie ſeltener warmer Sonnenſchein im März. Die täglichen kleinen Kümmerniſſe vermag ſie nicht zu beſeitigen, dazu muß man mit den Betroffenen zuſammenleben, das Leid ſchon vorfühlen, ehe es naht. Wenn einem, ſo liegt mir dieſe Aufgabe vor. Was ſind Auszeichnungen, Genüſſe gegen eine ſolche Pflicht?"

Mit ſtiller Befriedigung hatte ihm Wolfsegg zugehört.

„Nur ſollen Sie mir dieſe Pflicht nicht übertreiben, mein junger ſtoiſcher Freund. Eine Gelegenheit wie dieſe, nach Paris zu gehen, durch den Einfluß unſeres Geſandten dem Kaiſer vorgeſtellt zu werden, bietet ſich Ihnen niemals wieder."

„Ich würde es vorziehen, den großen Mann wie bisher aus beſcheidener Ferne zu bewundern."

„So ſprechen Sie heute und werden nachher ſich ſelbſt anklagen, dieſe einzige Gelegenheit muthwillig verſcherzt zu haben. Pflicht und Neigung auszugleichen, darin beruht die wahre Lebensklugheit. Laſſen Sie den ältern Mann für Sie denken. Ich nehme den wärmſten Antheil an Magd — an den Armhart'ſchen Frauenzimmern. Die Leni iſt mein Pathkind. Seien Sie verſichert, ich werde nicht zugeben, daß ſie gekränkt, daß ihnen auch nur ein Haar gekrümmt werde. Uebrigens bleibt ja Herr Spring im Hauſe, der ſich gewandt im Leben und in der Welt bewegt. Oder erſcheint er Ihnen zu gefährlich?"

Die letzte Aeußerung hatte er mit eigenthümlichem, wie aushorchendem Ton und Lachen gethan.

„Gefährlich?" fragte Egbert arglos.

„Nun, man pflegt nicht gern dem Freunde die Freundin anzuvertrauen. Ja, Sie müſſen mir ſchon eine kleine Freiheit geſtatten. Es iſt ſonſt nicht meine Art, den Gewiſſensrath zu ſpielen. Aber in dieſem Falle, Ihnen und der Leni gegenüber! Daß Sie dem Mädchen nicht gram ſind —"

„Nicht gram! Welch ein Wort! Eine Schweſter könnte mir nicht theurer ſein."

„Und was empfänden Sie, wenn Sie dieſe Schweſter verlieren, an einen Andern verlieren würden? Daran haben Sie nie gedacht. Allein es iſt doch wahrſcheinlich, daß Magdalene einmal heirathen wird — Sie oder einen Andern. Hui, da hab' ich wohl ins Feuer geſchlagen! Sie werden roth wie ein verſchüchtertes Kind!"

Egbert ſtockte der Athem.

„Ich liebe Magdalene ja nicht, wie Du meinſt", wollte er ſagen, „ich werde niemals ein Weib lieben können wie — Thor, darfſt du Antoinettens Namen vor ihm nennen! Willſt du den gütigen Mann durch ſolche Tollheit verletzen?"

So ſchwieg er und der Graf fuhr fort:

„Ich ſtöre Amor's Geheimniſſe nicht. Zuweilen leidet das zarte Blümchen Liebe durch die Trennung, aber zuweilen bricht die Knospe auch dadurch erſt zur vollen Blüte auf. Die Erinnerung malt das Bild des geliebten Gegenſtandes auf Goldgrund; ſchätzen lernen wir erſt einen Beſitz, wenn wir ſeiner lange nicht habhaft und bewußt geworden ſind. Und Herr Spring —"

„Ich bitte Sie, Herr Graf, Hugo iſt mein Freund."

„Abgemacht!" ſchnitt Wolfsegg jede weitere Erklärung, die, wie er merkte, Egbert ſchwer fiel, raſch und beſtimmt ab. „Auch ſieht die Leni nicht aus wie ein Mädchen, das einen Liebhaber leicht erhört. Nur wird ſich der Herr mit ſeinem Wunſch, die Breter zu betreten, noch gedulden müſſen bis nach Ihrer Rückkehr aus Paris, dann mag er über meinen ganzen Einfluß verfügen. Ein Schauſpieler paßt nicht zum Hausgenoſſen für zwei einzelne Frauenzimmer. Das gibt einen böſen Leumund. Auch hat mir der Lobkowitz geſagt, es gäb' jetzt keine Vacanz am Burgtheater.“

„Hugo wird nicht allzu betrübt darüber ſein. Wenn er in Haus und Garten meine Rolle übernehmen ſoll, findet er jeden Tag neue Arbeit.“

„Vortrefflich! Und in Bezug auf den Secretarius —“

„Er weiß Alles, er hat Armhart gerettet.“

„So, ſo! Auch ein Politicus alſo, dieſer Herr Spring! Es weht doch eine andere Luft in Deutſchland als in meiner Jugend, eine ſchärfere, kräftigere! Damals lebte Jeder für ſich hin, eingebaut im engen Raum, von Nebeln und Dünſten umgeben. Nur an das Nächſte und Geringſte dachte er. Jetzt fühlt der Herrſcher wie der Unterthan, daß es ein Vaterland gibt. Ueber ſeine Kunſt hinaus gewahrt der Künſtler das Gemeinweſen, das ihm den Boden für ſeine Leiſtungen ſchafft. Freut mich; da werd' ich ja meine Gedanken mit Ihrem Freunde manchmal austauſchen können und die Lücke weniger empfinden, die Ihre Abweſenheit in dem Verlauf meiner Tage verurſacht.“

„Ihre Unterhaltung wird ihm eine Ehre und zugleich die genußreichſte Belehrung ſein.“

„Und ſo wären wir denn am Ende und ich könnte

Sie mit meinem Segen entlaſſen“, ſagte der Graf, indem er aufſtand, und ſuchte die Rührung, die ihn zu beſchleichen drohte, in dem ſcherzhaften Ton zu erſticken. „Sie werden dem Ritter Zambelli begegnen, ganz ohne Zweifel, in St.-Cloud, in Paris —“

„Mir wär' es lieber, ich hätte ihn nie geſehen.“

„Ja, das iſt nun Ihr Schickſal! Er wird nicht von Ihnen laſſen, denn er fürchtet Sie, und nicht von Antoinetten, denn er möchte die reiche, die einzige Erbtochter der Gondreville und Wolfsegg heimführen.“

„Einzig? Und der Bruder der Gräfin?“

„Mein Neffe Franz iſt Soldat“, erwiderte der Graf mit gepreßter Stimme. „Des Soldaten Loos iſt die Kugel. Wie ſagt unſer großer Dichter? Da ſteh' ich, ein entlaubter Stamm! So wird's mir ergehen. Sie, mein lieber, mein theurer Egbert —“

Ein anderer Gedanke erhob ſich in ihm.

„Und Sie glauben, daß Armhart dem Ritter nur ein Staatsgeheimniß verrathen hat?“

„Welch anderes Geheimniß hätte der Ritter erkaufen, nach welch anderem Verlangen tragen ſollen?“

„Vittorio hat Magdalene geſehen. Wer weiß! Aber damit werf' ich nur eine Grille, eine grundloſe Beängſtigung in Ihr Gemüth. Wenn der Zufall Sie in Paris mit einer Dame, mit der Sängerin Dechamps in Berührung bringen ſollte — und Sie haben Glück in ſolchen Abenteuern, Sie ſind ein Sonntagskind — vermeiden Sie's nicht. Ich erführe gern Näheres und Ungetrübtes über dieſe Dame. Auch für Sie möchte es einſt wünſchenswerth ſein, ſie kennen gelernt zu haben. Doch das heißt ſchwatzen! Gerade als ob wir dieſe Stunde die letzte für uns nennen müßten! Nicht wahr, darüber ſind wir einig, Sie geben morgen der Excellenz keinen Korb? Nach der Audienz ſehe ich Sie bei mir. Meinen Gruß an die Leni, die ich heute nur im Fluge geſprochen."

Auf der Schwelle der Thür, zu der ihn Egbert bebegleitet hatte, blieb er noch einmal ſtehen.

„Wiederſehen werde ich Sie, mein Freund", ſagte er. „Darin trügt mich mein Herz nicht. Aber wie werden Sie aus der Stadt Lucifer's zurückkommen? Reinen Sinnes, ein echter Sohn Deutſchlands, oder werden Sie dem berückenden Zauber erliegen und Ihre freie Seele vor dem gewaltigen Imperator beugen?"

„Ich ſehe zwei Sterne über mir", entgegnete Egbert ergriffen, „das Vaterland und die Pflicht. Mein Herz wird ſich niemals von ihnen wenden."

„So ſei es!"

Wolfsegg umarmte ihn.

„Der Imperator kann uns zermalmen, aber nicht den kategoriſchen Imperativ.“

Egbert befand ſich, nachdem ihn der Graf verlaſſen, in einem wunderbaren Zuſtand, zugleich der Betäubung und der Verzückung. Nach Paris reiſen! Mit einem Auftrage des Miniſters! In Antoinettens unmittelbarer Nähe verweilen! In ernſten Angelegenheiten mit ihr verbunden ſein! Welch eine Fülle des Glückes für ihn, die ſich gar nicht ausſchöpfen, gar nicht ausdenken ließ! Dann tauchten wieder Bedenken auf; er ſah ſich in ein Irrſal von Beziehungen und Geheimniſſen verſtrickt, das keinen Ausgang hatte. Zu welchem Dienſt hatte er ſich verpflichtet? Er wußte nichts von diplomatiſchen Bräuchen, von politiſchen Verhandlungen. Der Miniſter, der Graf ſchienen ſich die größten Erfolge von ſeiner Sendung zu verſprechen. Ihm war es viel wahrſcheinlicher, daß in ſeinen Händen alle Geſchäfte mißlingen würden. Auf dieſe Frage blieb er aus Unkenntniß, auf jene aus Verlegenheit die Antwort ſchuldig. Hier ließ ihn ſeine Befangenheit im Stich, dort riß ihn ſein Eifer zu weit fort. Ein Gegengewicht gegen ſolche niederdrückende Betrachtungen bildete der Ehrgeiz, den doch, wie fern auch ſonſt ehrgeizige Wünſche ſeiner Seele geweſen, das Lob des Grafen, die ihm zugedachte Auszeichnung unwillkürlich erweckt hatten. Wie lange hatte er nach einer großen That geſchmachtet! Hier war ſie, und er ſollte nicht zugreifen? Aus Feigheit, aus Rückſicht auf ſein Wohlbehagen? Nein, ſeine ganze Kraft und Fähigkeit mußte er aufbieten, um das Vertrauen zu rechtfertigen, das ſo edle Männer in ihn geſetzt, um den Auftrag, der ihm ertheilt worden, tapfer auszuführen.

Es war gut, daß Hugo einen Ausgang gemacht; wie würde der über den Grillenfänger geſpottet haben! Egbert fing ſelbſt an, ſich ſeiner Bedenklichkeiten zu ſchämen. Antoinette ſehen, mit ihr reden, ihr helfen — und er hatte zögern können!

Dennoch fühlte er das Bedürfniß, ehe er ſich ohne Rückhalt entſchied, den Rath der Jugendfreundin einzuholen. Wohl würde ihr ſein Bekenntniß einen tiefen Schmerz bereiten, aber er traute ihr die Selbſtüberwindung zu, nicht nach ihrem Verluſt, ſondern nach ſeinem Vortheil ihr Urtheil abzugeben.

Ohne daß er es ſich bewußt wurde, rechnete ſein Egoismus auf ihre Entſagung. Oft hatte er ſchon Magdalenens klaren und ruhigen Sinn in verwickelten Weltgeſchäften erprobt. Wie wenig ſie ſich auch bisher im Getümmel des Lebens bewegt, aus der Gradheit ihres Herzens und der Klugheit ihres Verſtandes heraus traf ſie das Richtige. Beſſer als er, den Neigung fortzog und Hoffnung verblendete, würde ſie in dieſem Falle Gefahren und Gewinn abwägen.

„Guter Freund“, hätte ihm vielleicht Hugo zugerufen, als er jetzt die Stiege zu der Wohnung der Armharts hinaufſtieg, „wie betrügſt Du Dich ſelbſt! Du biſt zu feig, ihr den Entſchluß Deines Willens anzukündigen und ſuchſt ihren Lippen das verhängnißvolle Wort: Reiſe! zu entlocken, gleichſam als Schild gegen ihren Schmerz und ihre Thränen.“

Wenn uns die Grauſamkeit einer großen Lebensentſcheidung erſchreckt, bürden wir ſie am liebſten denen auf, die am ſchwerſten darunter zu leiden haben, unbekümmert, daß wir dadurch die Herbigkeit ihres Wehs noch vermehren.

Er traf Magdalene ahnungslos.

Bei ſeinem Eintritt entfernte ſich die Mutter unter dem Vorwande eines häuslichen Geſchäfts. Vielleicht ſchützte ſie es nur vor, um die jungen Leute allein zu laſſen.

„Hat der Graf Sie auch mit einer Glücksbotſchaft heimgeſucht?“ begann Magdalene. „Die Mutter iſt in einer ſo freudigen Aufregung. Es iſt ja wahr, der Graf hat etwas Fürſtliches und Herzgewinnendes in ſeinem Weſen, nicht leicht wird Jemand ungetröſtet von ihm gehen. Heute aber muß er über einen beſondern Zauber verfügt haben, ſo munter iſt die Mutter, als könnte eine ſchwarze Wolke gar nicht mehr am Himmel heraufziehen.“

In das Lob Wolfsegg’s ſtimmte Egbert mit vollem Herzen überein; auch das gab er zu, daß ihm der Graf eine wichtige Kunde, einen ehrenvollen Auftrag überbracht habe.

„Und doch blicken Sie finſter und nachdenklich“, warf ſie ein.

„Weil ich unentſchieden zwiſchen Annahme oder Ablehnung hin und her ſchwanke. Ja, liebe Demoiſelle“ — ſie ſchaute bei der förmlichen Anrede befremdet auf, er fand gerade in der Förmlichkeit einen Damm gegen die Hochflut ſeines Herzens — „ich bin zu Ihnen gekommen, mir Raths zu erholen. So manchen ſauern Tag haben wir nun ſchon zuſammen durchlebt, ſo manchen Berg zuſammen Hand in Hand überſtiegen —“

„Stehen wir jetzt wieder vor einem ſolchen Berge?“ fragte ſie, eine heitere Miene erzwingend, obgleich das Ungewohnte in ſeiner Weiſe und Rede ſie auf ernſte Dinge vorbereitete.

„Vor einem Berge, der ſteil und ſchwer zugänglich iſt, aber von ſeiner Höhe herab eine Ausſicht in ein ſonnenbeglänztes Land verſpricht“, antwortete er und ſchilderte ihr den Vorſchlag, den ihm der Graf gemacht, die

Hoffnungen wie die Bedenklichkeiten, die ſich für ihn an eine Reiſe nach Paris knüpften.

Er wunderte ſich im Stillen über ſeine eigene Beredtſamkeit, ſo glatt und leicht floß ihm das Wort von der Zunge. War es, weil ſich die Stimmung und der Wunſch ſeines Herzens darin verriethen, oder übte das Wohlwollen, die herzliche Freude, mit der Magdalene ihn anhörte und die ſich in ihrem Geſicht deutlich widerſpiegelte, ihre unwiderſtehliche Wirkung auf ihn?

Wie hätte Magdalene auch in dem erſten Augenblick der Ueberraſchung ein anderes Gefühl bezeigen können, als das der lebhafteſten, uneigennützigſten Theilnahme! Von den bedeutendſten Männern ſah ſie das Verdienſt des Jünglings, den ſie liebte, anerkannt. Mit der raſchen Hoffnungsſeligkeit eines liebenden Herzens überflog ſie die ruhmvolle Laufbahn, die ſich vor ihm aufgethan, und begrüßte ihn am Ende als Helden und Sieger. Ueber und über glühte ſie, als gälte es jetzt ſchon, ihn mit dem Lorbeer zu krönen. Aus ganz anderem Stoffe hätte ſie gemacht ſein müſſen, um ihrem eigenen Looſe auch nur einen flüchtigen Gedanken zu widmen. Nicht einmal die Erinnerung an Antoinette beunruhigte ſie. Das Bild der ſchönen Gräfin hatte für ſie mehr die Bedeutung einer ſchirmenden Gottheit, die um Egbert waltete, als daß es ihr eiferſüchtige Sorge gegen eine Nebenbuhlerin eingeflößt.

„Reiſen Sie, Egbert“, ſagte ſie mit glänzenden Augen, „zeichnen Sie ſich aus! Laſſen Sie Ihre großen Gaben nicht länger ungenutzt und verborgen bleiben. Ich weiß nicht, zu welchem Dienſt Sie der Graf Stadion beruft, aber es muß ein hochwichtiger ſein, da er Sie wählt, da er den Grafen Wolfsegg zu ſeinem Bevollmächtigten macht.“

„Ein Botendienſt, liebe Magdalene, nichts mehr!“

„Erniedrigen Sie doch nicht ſelbſt den Auftrag, den Ihnen nicht der Miniſter, den Ihnen das Vaterland gibt. Sie werden etwas wie ein Ritter und ein Held werden, von denen Sie mir ſo oft erzählt. Ja, Sie müſſen fort, aus all den kleinlichen Verhältniſſen heraus, die Sie hier einengen.“

„Und auch von Ihnen ſcheiden, Magdalene! Ach, daß wir jedes Glück mit einem Opfer erkaufen!“

„Iſt denn von mir die Rede?“ wehrte ſie ab und blickte zur Erde. „Könnte das Geplauder eines thörichten Mädchens auch nur einen der mächtigen Eindrücke aufwiegen, die Ihrer in jener gewaltigen Stadt harren? Wie freue ich mich ſchon auf Ihre Briefe! Denn Sie werden zuweilen an mich denken und ſtill bei ſich ſagen: Wenn die Leni die bunte Herrlichkeit mit anſchauen möchte! Ich ſitze indeſſen hier am Fenſter und ſchicke Wolken und Sterne mit meinen Grüßen Ihnen zu. Da wird ſich die große, die weite Welt vor Ihnen aufrollen, die Straßen und Plätze, auf denen ſo Erhabenes und Furchtbares geſchehen. O, ich entſinne mich noch recht gut, wie Sie zuſammenfuhren und aufſprangen, als mein armer Vater uns den Sturm der Baſtille und den Ueberfall des Verſailler Schloſſes beſchrieb. Was mir damals durch die Seele ging, ich habe es Ihnen noch nicht geſagt. Es klingt zu täppiſch. Aber mir war's in meinem kindiſchen Herzen, als würden Sie doppelt ſo groß und ſtark werden, wenn Sie jene Orte beträten. Mir erſcheint die franzöſiſche Revolution wie ein ungeheures Schreckbild; nur der wird zum Manne, der ihr ins Angeſicht geſchaut."

„Und wenn der Anblick verſteint?"

„Mich machen Sie nicht ängſtlich, Egbert. Ich werde niemals an Ihrem Heldenmuth und, bekenn' ich es nur, an Ihrer Freundſchaft für mich zweifeln."

„Ja, liebe Magdalene, Sie haben keinen treuern Freund als mich."

Ein ſeelenvoller Blick aus ihren blauen Augen lohnte ſeine Betheuerung.

„Warum malen Sie ſich alſo Gefahren aus, wo nur eine Bereicherung Ihres Wiſſens, Ihres ganzen

Lebens Sie erwartet? Sie nützen dem Vaterlande, Ihren Freunden, ſich ſelbſt.“

Sie hatte leichte Mühe, einen zu bereden, der weder in ſeinem Verſtand noch in ſeinem Gemüth einen Grund zum Widerſpruch fand. Aber er ließ ſie ſprechen; mit Entzücken ſchlürfte er die Worte, die ſeinen Ehrgeiz anſpornten. Es war eine ſo ſüße Genugthuung für ihn, auf den Weg, den er einſchlagen wollte, von der Freundin ſelbſt vorwärts getrieben zu werden. Hatten doch weiblicher Rath, weibliche Zuſtimmung auf ſeine Seele immer ihre Macht geübt. Jetzt räumte ihm Magdalenens Begeiſterung die Hinderniſſe fort, die ſeine grübleriſchen Gedanken vor ihm aufgethürmt. Für ſie aber gab es in der ganzen Angelegenheit einen einzigen leuchtenden Punkt: den Ruhm und die Ehre des Freundes. Wohl fuhr es ihr einmal durch den Sinn, daß ſie, ſeiner Nähe beraubt, wie im beſtändigen Schatten leben würde, einer Blume gleich, der das Sonnenlicht fehlt, allein ſie wies jede Klage zurück. Von ſeinem Glück, ſeiner Ehre fiel ein Abglanz auf ſie. Lag doch auch ein ſchwermüthiger Reiz darin, in der Winternacht zum Sternenhimmel, zum Monde emporzuſchauen und von ihm zu träumen, der in der fernen Stadt, unter fremden Menſchen einſam, durch die widerhallenden Gaſſen wandelnd, zu denſelben Geſtirnen hinaufblickt und an das ſtille Haus bei den Saleſianerinnen denkt!

Holde Liebe, immer aufs neue erſinnſt du Sommernachtsträume und Wintermärchen! Du umſpinnſt die irdiſche Bedürftigkeit mit goldenem Schimmer und täuſcheſt uns freundlich über die Größe der Opfer, die wir dir bringen. Selbſt wenn du uns eine Dornenkrone auf das Haupt ſetzeſt, zauberſt du Roſenglanz darum.

Der Eintritt Chriſtel's, die Magdalene um ein häusliches Geſchäft befragte, lenkte das Geſpräch wieder zu dem unmittelbar Nächſten herab.

Wer ſich auf eine ſo weite, in ihren Vorfällen und Ereigniſſen ungewiſſe Reiſe begibt, thut wohl, ſein Haus zu beſtellen. Manche Anordnungen waren zu treffen, daß in Egbert's Abweſenheit, deren Dauer ſich zunächſt noch nicht beſtimmen ließ, Alles ſeinen gewohnten Gang ohne Störung und Irrung ginge. Hier erſchien Magdalene mit ihrer Umſicht und heitern Sicherheit als freundliche, helfende Fee. Leicht entwirrte ſie den Knäuel verwickelter Verhältniſſe und löſte die ſchlimmſten Knoten.

Dabei fehlte es nicht an ſcherzhaften Bemerkungen und Einwendungen. Beide ſuchten einander über den Ernſt der getroffenen Entſcheidung durch Lächeln hinwegzutäuſchen.

Ueber die „Stellung“ des „Herrn von Spring“ im Hauſe konnte Magdalene die tollſten und launigſten Vorſchläge erſinnen. Bald ſollte er von Egbert eine förmliche Vollmacht als Vicekönig erhalten, bald von allen Geſchäften ausgeſchloſſen und als Gaſt und Müßiggänger betrachtet und behandelt werden.

„Letzteres“, behauptete Magdalene, „iſt ſein eigentlicher Beruf, Müßiggang iſt nach ihm nicht aller Laſter, ſondern aller Kunſt und Dichtung Anfang. Darum bleibt er auch immer Anfänger.“

Eine Weile dauerte das fröhliche Geplauder.

So haſchen Kinder nach Schmetterlingen, während drohend das Gewitter heraufzieht.

„Eins iſt nicht bedacht“, rief Egbert unbeſonnen. „Wenn Hugo ſich in die Demoiſelle verliebt —“

„Wie Golo in Genoveva“, lachte ſie. „Aber ich ließe mich nicht in den Thurm ſperren. Und dann iſt auch kein Pfalzgraf da, der mich bei ſeiner Rückkehr ungerecht und unbarmherzig zum Tode verurtheilte. Ihr thätet es nicht, Egbert, Ihr ſeid viel zu gut.“

„Den armen Pfalzgrafen verblendete die Eiferſucht und der verrätheriſche Freund ſchürte ſeinen Ingrimm.“

„Die Eiferſucht!“

Sie wollte einen fragenden Blick mit ihm austauſchen, aber die Scham ließ ſie die Wimpern noch ſchneller über die Augen ſenken, als die Liebe ſie erhoben hatte.

„Iſt es den Männern denn ſo ſchwer“, ſagte ſie darauf — ſie fürchtete ſich vor ihrem eigenen Schweigen — „an die Treue der Frauen zu glauben? Und doch iſt ſie unſer ſchönſter Schmuck und unſere beſte Waffe im Kampf des Lebens.“

„Ja, für die edelſten! Wie wenige jedoch vermögen die Leidenſchaft zu überwinden und dem Leichtſinn zu widerſtehen.“

„Wollten uns die Männer doch nur mit gutem Beiſpiel vorangehen! Die arme Genoveva wird in den Wald zum Tode hinausgeſchickt, davon aber, ob der Herr Pfalzgraf im Lager und im Krieg ihr die Treue bewahrt hat, iſt keine Rede.“

Sie hatte gehofft, das Geſpräch in ſeiner heitern Stimmung zu erhalten; zu ſpät erkannte ſie, wie verfänglich in ihrer Lage eine Anſpielung auf die alte romantiſche Geſchichte geweſen.

Ging Egbert nicht in die Ferne, in die verführeriſche Stadt der Sirenen? Blieb ſie nicht mit dem Freunde allein zurück? Ach, ihres Herzens, ihrer Treue war ſie ſchon ſicher und fühlte ſich gegen jede Anfechtung gefeit. Aber würde er ihr ſeine Liebe unverletzt und unverkürzt zurückbringen? Seine Liebe? Ja, wußte ſie denn, empfand ſie es denn, daß er ſie liebte? Verdiente ſeine freundliche und doch kühle Weiſe, mit ihr zu verkehren, dieſen heiligen Namen? Wenn ſie ſeine Schweſter geweſen, hätte er ihre Hand anders ergreifen, anders an ſein Herz preſſen können?

Sie hatte es nicht beabſichtigt, nun ſtand ſie doch vor dem großen Fragezeichen ihres Lebens. War es weiſe, an der Sphinx vorüberzueilen oder ſie um ihr Räthſelwort zu befragen?

„Wie hätte der Graf ſeine Gemahlin zum grauſamen Tode verdammen können, wenn er nicht ſelbſt ein reines Bewußtſein gehabt?“ entgegnete darüber Egbert.

„Sie treten für ihn ein —“

„Weil ich an ſeiner Statt Genoveva's nicht vergeſſen hätte.“

„O Egbert!“

„Magdalene, liebe Magdalene!“

Sie war aufgeſtanden; es war etwas in ihr, das aufſchreien wollte und doch von einem ſtärkern Gefühl zurückgehalten wurde. Aber ihr Herz konnte nicht ſtumm bleiben, es verlangte nach einer Offenbarung.

Sie hatte ihr Klavier geöffnet, ein Weihnachtsgeſchenk des Grafen Wolfsegg, und begann die Taſten zu rühren. Erſt fuhren ihre Finger nur wie irrend und träumeriſch darüber hin, allmälig geſtaltete ſich das Spiel voller, inniger, harmoniſcher. Es war eine jener lieblichen Sonaten Haydn's, die ſie und Egbert mehr liebten als die neumodiſche, tiefſinnige Muſik Beethoven's. Ein Glanz lag darauf wie Frühlingsſonnenſchein, ein Duft hauchte aus dieſen Tönen wie von Wald und Wieſe. Einfache und doch herzbeſtrickende Weiſen, wie aus dem Garten Eden herüberklingend, den noch kein Sündenfall entweiht.

Egbert ſteht hinter Magdalenens Stuhl und ſchaut ihr über die Schulter. Wie oft hat er ſo geſtanden und ihr das Notenblatt umgewendet! Heute bedarf ſie ſeiner Hülfe nicht, ſie ſpielt das Muſikſtück ohne Noten. Er ſieht nur dem anmuthigen Spiel ihrer zierlichen roſigen Finger auf den Taſten zu. Wohin ziehen die Töne, wohin ſeine Gedanken? Für Magdalene ſpricht ſich in dieſen Klängen das ſüße Geheimniß ihrer eigenen Bruſt aus; nicht laut und heftig in überwallender Leidenſchaft, ſondern zart und duftig, wie der Wohlgeruch des Veilchens, das tief verborgen im Graſe blüht. Verſteht er dieſe Sprache, rührt ſie ihn? Mögen die Melodien ihn begleiten und zuweilen in der Ferne mahnend und tröſtend ſein Ohr umſchmeicheln — eine unſichtbare Muſik guter Genien.

Die Sonate iſt geendigt; ganz leiſe beben die

Taſten noch nach. Magdalenens Hände ſind in den Schooß geſunken. Starr und ſtill, in ihren Anblick verſunken, ſteht Egbert. Mit den Gebilden aus der Jugendzeit vermiſchen ſich die phantaſtiſchen Geſichte, welche die Hoffnung voreilig von der Zukunft entwirft. Sie fühlt, wie ihre Haare ſich unter ſeinem Athem ein wenig bewegen. Sie ſpringt vom Stuhle auf.

„Ach, Egbert! Herzliebſter Egbert!“

Mit beiden Armen hat ſie ihn umfangen, ein heißer Kuß brennt auf ſeinen Lippen. Im nächſten Augenblick iſt ſie aus dem Gemach geeilt. Er hat nicht Zeit gehabt, Magdalene zu rufen, ſie feſtzuhalten. Es dunkelt bereits. Hier ſaß ſie, hier ruhte ihre Hand. Nun iſt ſie dahin und nichts iſt von der lieblichen Erſcheinung geblieben als ein ſchwacher feiner Wohlgeruch, der ihren Haaren entſtrömte.

So iſt das Glück; es nähert ſich dir, es berührt deine Stirn, du aber biſt ſo betroffen von ſeiner Gegenwart, ſo befangen und machtlos, es zu ergreifen, daß du die Göttin erſt erkennſt, wenn ſie entſchwunden iſt.

Ende des zweiten Bandes.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Das Vermächtniß der Millionärin.

Roman
von
E. Waldmüller-Duboc.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

König Auguſt und ſein Goldſchmied.

Roman
von
Franz Carion.

3 Bände. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Der große Baron.

Eine Geſchichte
von
Edmund Höfer.

Zwei Bände. 16°. Geheftet. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Romane
aus dem Verlage von **Ernſt Julius Günther in Leipzig.**

Geheimniſſe.

Novellen
von
Karl Frenzel.
2 Bände. 8⁰. Eleg. geheftet. Preis 2 Thlr.

Der neue Abälard.

Roman
von
Julius Groſſe.
2 Bände. 8⁰. Elegant geheftet. Einzelpreis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Mütze und Krone.

Roman
von
Herman Schmid.
Zweite Auflage.
5 Bände. 8⁰. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Neue Romane
aus dem Verlag von Ernſt Julius Günther in Leipzig.

Standes-Vorurtheile.

Roman
von
Alfred Steffens.

4 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr.

Die Rheiderburg.

Erzählung
von
Levin Schücking.

2 Bände. 16. Geheftet. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Non possumus.

Roman
von
Fr. Hilarius.

3 Bände. 8°. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

Neue Romane
aus dem Verlage von **Ernſt Julius Günther** in Leipzig

Pariſer Todtentanz.

Roman in 2 Abtheilungen
von
Max von Schlägel.
1. Abth.: Nach uns die Sündflut! 2. Abth.: Der rothe Faſching.
6 Bände. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Zur Ehre Gottes!

Ein Zeitgemälde.
von
Sacher-Maſoch.
1 Band. 8⁰. Eleg. geh. Preis 1 Thlr.

Der Lebensretter

Humoriſtiſcher Roman
von
Ulrich Baudiſſin.
3 Bände. 8⁰. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Druck von Richard Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Schul

Frenzel, Karl,

Lucifer ein Roman aus der Napoleonischen Zeit

Bd.: 1

Leipzig (1873)

P.o.germ. 19 k-1873,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11162654-6